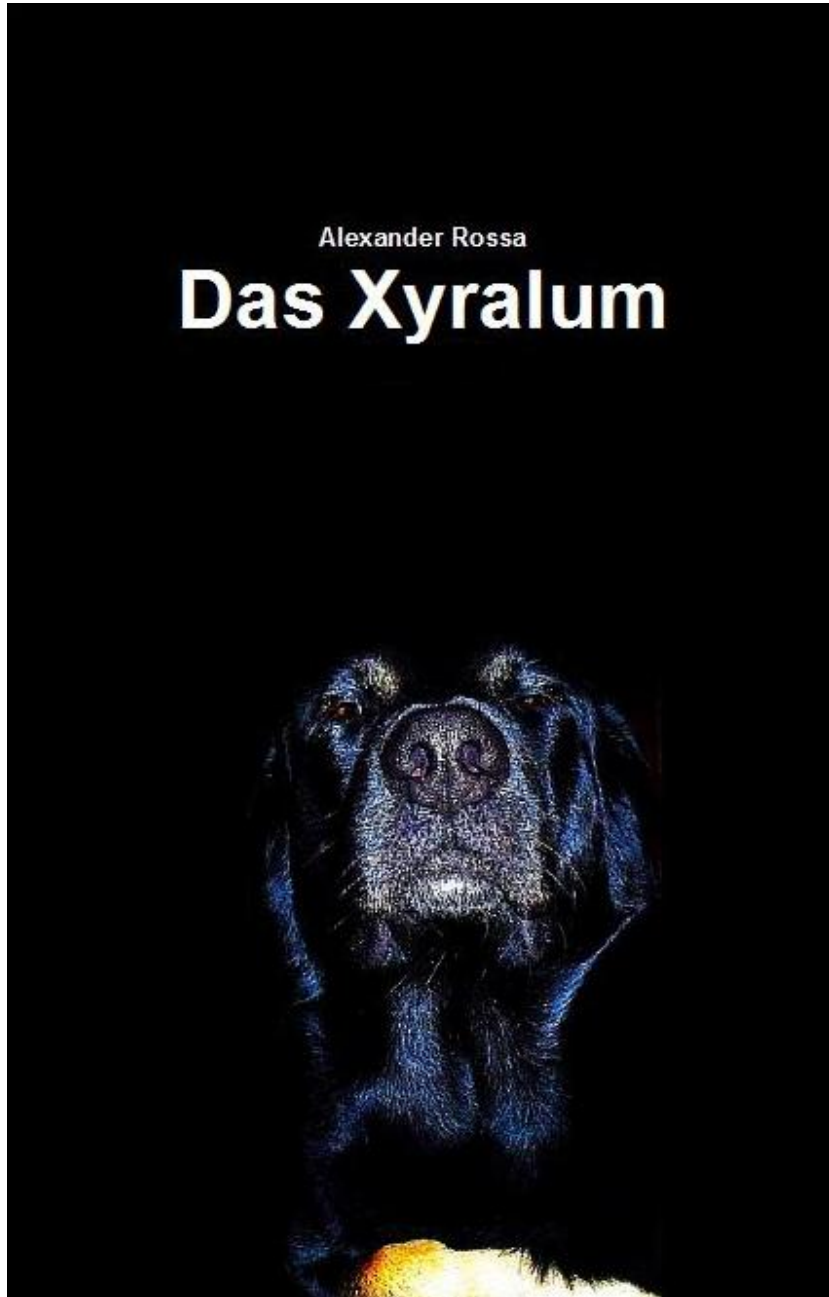


Alexander Rossa

Das Xyralum



Alexander Rossa

Das Xyralum

© Autor: Alexander Rossa 2013

Durlacher Strasse 100

68219 Mannheim

Printed in Germany

Webseite des Autors: <http://www.yberseh.de>

Wenn Euch das Buch gefallen hat, dann erzählt allen euren Freunden davon. Der einzige und wahre Lohn des Autors ist es, dass dieses Buch gelesen, verbreitet und darüber gesprochen wird.

Das Werk und alle seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dieses gilt insbesondere für Übersetzungen, Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Leser darf das Werk natürlich auf seinem Rechner speichern, um es aufzurufen und zu lesen, daraus korrekt zu zitieren (unter Angabe der Quelle und des Autors) und anderen vorzulesen (mit Nennung des Autors). Jede anderweitige Nutzung dieses Buches bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Autors.

Die fehlende Erinnerung

Es war ein kühler Morgen im frühen Herbst.

Kaum ein Mensch war auf der Straße.

Alles war noch still.

Nur an dem Flaschencontainer an der großen Kreuzung, dort bewegte sich etwas.

Es war Jan. Er suchte nach leeren Pfandflaschen.

Jan war ein Mann in den Fünfzigern. Zudem war er ein Mann, der stets Geld benötigte. Jans Leben war leider keine große Erfolgsgeschichte. Nach seiner Schule hatte er den Beruf eines Maurers gelernt. Er war dann aber immer wieder arbeitslos geworden.

Jan hatte eben nie wirklich viel Glück gehabt, war einfach immer zu verträumt und dachte wohl auch einfach zu viel über das Leben nach. Die Nachbarn hielten ihn für einen Traumtänzer.

Deshalb hatten ihn auch seine beiden Ehefrauen verlassen. Einen Spinner und Schwätzer hatten sie ihn genannt. Dann ließen sie ihn einfach sitzen. Nun lebte Jan von der Fürsorge.

Da diese nicht einmal dazu ausreichte, ihm genügend Essen auf den Tisch zu bringen, suchte er eben jeden Morgen nach alten Pfandflaschen. Für so eine Flasche bekam er immer ein paar Cent.

Natürlich wühlte er nur ganz früh am Morgen nach Flaschen. Es war ihm peinlich in den Abfällen der anderen Menschen herum zu stochern. Doch wenn man hungrig war, dann war man zu einigem bereit, nur um an ein wenig mehr Essen zu gelangen.

Dieser Morgen, er war ein schlechter Morgen. Jan hatte nur wenige Flaschen gefunden. Er war deshalb ziemlich schlecht gelaunt. Leise fluchte er immer wieder vor sich hin. So richtig satt hatte er es, dieses Leben. Oft hatte er schon darüber nachgedacht, diese Sache einfach zu beenden. Für ihn war das eine befreiende Option. Für so einen nutzlosen Kerl gab es einfach keinen Platz auf dieser Welt und in dieser Gesellschaft. Immer wieder und wieder redete er sich das ein und war inzwischen davon überzeugt.

Ein Auto fuhr heran. Er konnte es kaum hören. Eines dieser Elektroautos der Stadtreinigung näherte sich. Jan nahm seine alte Plastiktüte, seinen kleinen, morschen Handkarren und ging rasch seines Weges. Er wollte nicht wieder mit dem Mann von der Stadtreinigung streiten. Einige der Fahrer mochten ihn, andere eben nicht. Nur weil er alte, schmutzige Flaschen suchte und einen grauen Bart trug meinten sie, er wäre ein schäbiger Stadstreicher. Dabei war er keineswegs ein Stadstreicher. Jan verbat sich das. Er hatte einen festen Wohnsitz. Seine kleine Wohnung, sie war sein ganzer Stolz. Zwei Zimmer im Tiefgeschoss eines alten Hauses bewohnte er. Sie war zwar nur ganz einfach eingerichtet, aber doch sehr gemütlich. Für seine Bedürfnisse war sie vollkommen ausreichend. Im Winter war sie warm und trocken, im Sommer kühl und schattig. Was wollte er mehr?

Er schlenderte mit seinem Handkarren zur Haltestelle der Straßenbahn. An diesem schlechten Morgen wollte er für die drei Stationen die Bahn nehmen, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Er war müde und nahm es in Kauf, dass ihn die Kontrolleure beim Schwarzfahren erwischen konnten.

Als er bei der Haltestelle ankam, wurde ihm sogleich unwohl. Dort standen drei junge Männer. Sie waren betrunken. Nach einer durchzechten Nacht waren sie offenbar auf dem Heimweg. Jan hatte in den letzten Jahren seine ganz eigenen Erfahrungen mit solchen Betrunkenen gemacht. Er wollte jetzt doch lieber zu Fuß nach Hause gehen. Allerdings musste er trotzdem an der Haltestelle vorbei. Er lief so unauffällig, wie es ihm nur möglich war, an den drei Männern

vorbei. Er sah möglichst nicht in ihre Richtung und vermied den Blickkontakt. Als er schon fast an der Haltestelle vorbei war, riss ihm die alte Plastiktüte. Die Flaschen fielen laut klirrend auf den Steinboden. Fluchend bückte sich Jan, um zumindest die großen Scherben wegzuräumen. Im Hintergrund vernahm er, wie die Männer laut über ihn lachten und ihre Witze rissen. Unbeirrt nahm er die Scherben auf und wollte sie in den Mülleimer an der Haltestelle werfen. Jan war sehr wütend über sich selbst. Immerhin war es sein Mittagessen gewesen, das er jetzt einfach in den Müll entsorgte. Kaum fielen die Scherben klirrend auf den Boden des Mülleimers, da spürte er, wie sich die drei Männer ihm näherten. Er wandte sich vom Mülleimer ab und wollte nur rasch wieder zu seinem alten Handkarren. Doch da trat ihm schon einer der Männer gegen die Beine, so dass er hart zu Boden fiel. Schallendes Gelächter wühlte die Stille an diesem Morgen auf.

»Ich bitte euch, lasst mich doch in Frieden meines Weges gehen.«, bettelte Jan.

Doch schon schlug man ihm brutal ins Gesicht. Ein furchtbarer Schmerz überflutete seinen ganzen Kopf. Erneut ging er zu Boden. Schon traf ihn ein kräftiger Tritt in die Magengrube und ließ ihn aufstöhnen. Jan bekam keine Luft mehr. Blut rann ihm aus der Nase.

»Bitte...«, flehte Jan. Seine Stimme zitterte. Doch schon wurde er erneut getreten. Der harte Schuh traf ihn mitten in das Gesicht. Jans Welt begann sich zu drehen. Die Schmerzen waren furchtbar. Doch dann, ganz plötzlich und unvermutet, verstummte das laute Gelächter. Jan hörte, wie einer der Männer über die Straße piffte. Offenbar lief dort eine Frau, die den drei Angreifern gefiel.

»Süße, soll ich es dir einmal richtig besorgen?«, lallte einer der Männer mehr, als das er rief. Eine Antwort erhielt er nicht. Jan lag auf dem Boden und rührte sich nicht. Ihm war übel. Er lag in seinem Blut.

Dann hörte er eine weibliche Stimme.

»Warum lasst ihr den armen, alten Mann nicht in Ruhe? Was hat er euch denn nur getan?«, rief ihnen die Frau zu.

»Ach, der Alte, der ist doch nur ein blöder Penner. Um den ist es nicht schade, Schnecke.«

»Um euch ist es nicht schade. Abschaum seid ihr. Ihr solltet euch schämen, Wehrlose zu bedrohen.«

»Oh, das Schneckchen wird *frech*.«, scherzte einer der drei Männer und kicherte dabei völlig idiotisch.

Jan blickte vorsichtig etwas hoch und sah eine brünette Frau. Sie war Anfang Zwanzig und stand den drei betrunkenen Männern inzwischen gegenüber. Langsam kreisten die Betrunkenen die Frau ein und fingerten ein wenig provozierend an ihr herum.

»Lasst sie doch in Ruhe. Mich könnt ihr tot prügeln. Aber sie lasst bitte gehen. Um mich ist es nicht schade. Ihr habt es doch selbst gesagt.«, rief Jan und hustete danach.

»Da ist er ja wieder, unser stinkender Penner.«, meinte einer der Männer.

Sein Kumpel ergänzte: »Wir hätten ihn gleich platt machen sollen. Jetzt labert der Typ uns die Taschen voll.«

Die Männer wandten sich wieder Jan zu. Einer von ihnen wollte gerade zu einem neuen Tritt ausholen, als die junge Frau ihn von hinten hart in das Gesicht griff. Sie schleuderte ihn gekonnt zu Boden. Die beiden anderen Männer waren über den Angriff der jungen Frau völlig überrascht. Sie starrten sie einen Augenblick lang entgeistert an. Doch dann holte einer von den beiden aus und wollte der Frau mit der Faust in das Gesicht schlagen. Geschmeidig wich die Frau aus und trat dem Mann kraftvoll in die Eier. Dann wirbelte sie gekonnt herum und brach mit zwei festen Griffen dem dritten Angreifer den Unterkiefer. Jan konnte das Knacken deutlich hören. Ihr erstes Opfer hatte sich inzwischen wieder erhoben und griff sie nun von hinten an. Doch drehte sich die Frau derart geschickt, dass sie den Mann hart in seiner Kniekehle erwischte, worauf er laut schreiend zu Boden ging. Dort empfing er von der jungen Frau noch einen weiteren Schlag direkt

unter sein Schulterblatt. Danach blickte sie sich prüfend um. Sie beobachtet wie der Mann, dem sie kurz zuvor in die Eier getreten hatte, auf allen Vieren zu der Sitzbank der Haltestelle kroch. Dabei wimmerte er immer wieder leise vor sich hin. Offenbar mit sich zufrieden bückte sich die junge Brünette zu Jan herunter und reichte ihm ihre Hand.

»Bist du soweit in Ordnung?«

»Wie man es nimmt.«, meinte Jan. Er hatte den Geschmack von Blut in seinem Mund.

»Komm schon, ich helfe dir auf.«

Mühsam erhob sich Jan und sah sich in gebückter Haltung um. Alle Knochen taten ihm weh. Die drei Männer waren völlig kampfunfähig. Sie lagen stöhnend auf dem Boden.

»Ich bin Marsha.«, stellte sich die Frau vor.

»Angenehm, Jan. Diese Idioten...«

»Ja, das sind sie. Schlimm ist es in den letzten Jahren geworden. Der viele Alkohol, er ist für die Menschen einfach nicht gut.«

»Diese brutalen Typen, sie wachsen wie Pilze aus der Erde. Sie haben einfach vor nichts Respekt, nicht einmal vor sich selbst. Sonst würden sie sich nicht immer wieder die Birne mit dem Zeug benebeln.«

»Soll ich dich irgendwo hinbringen, Jan? Nach Hause vielleicht?«

Marsha stützte ihn ein wenig, als sie beide zu seinem Handkarren gingen.

»Das kann ich wirklich nicht annehmen. Aber wir müssen schnell weg von hier. Die Polizei wird sicher bald kommen. Da muss man viel erklären. Das ist nicht gut. Ich will nicht erklären.

Niemandem sind Erklärungen von Nutzen.«

Marsha begleitete Jan zu seiner Wohnung, wofür er insgeheim sehr dankbar war. Das hätte er jedoch niemals zugegeben und schon gar nicht, vor seiner jungen Hübschen, wie es Marsha war. Jan öffnete ihr seine kleine Wohnung und stellte seinen Handkarren in die kleine Nische vor seiner Tür. Als er ihr in die Wohnung folgte, stand sie etwas unbeholfen in dem kleinen und etwas unaufgeräumt erscheinenden Zimmer, das tatsächlich sein Wohnzimmer war.

»Marsha, nimm doch Platz. Ich kann dir nur einen Stuhl anbieten oder eben das Bett. Mehr habe ich nicht, wie du ja selbst auch sehen kannst.«

Marsha nahm auf dem alten Stuhl am Tisch Platz. Jan ging zu dem kleinen Waschbecken und wusch sich das angetrocknete Blut aus dem Gesicht. Während das Wasser lief, fragte er sie, ob sie vielleicht ein Glas Wasser aus dem Wasserhahn wollte. Marsha lehnte höflich ab und sah sich neugierig im Raum um.

»Es tut mir leid, aber ich bin arm. Ich kann dir nicht viel mehr anbieten, als eben das Wasser.

Nicht einmal ein anständiges Mittagessen wird es heute geben, nachdem mir die Flaschen zerbrochen sind.«, erklärte Jan.

Er war verärgert und ließ sie das spüren. In Gegenwart dieser hübschen Frau, da war ihm seine einfache Bleibe sehr peinlich. Sie war für ihn ein Symbol seines Versagens. Marsha winkte nur ab und lächelte ihn an.

»Och, da bin ich viel Schlimmeres von meinen Studentenfreunden gewohnt. Lass mal gut sein, Jan. Ich möchte auch nicht lange bleiben. Da ich sehe, dass mit dir soweit alles in Ordnung ist, möchte ich dich nicht weiter stören.«

»Das habe ich mir gedacht. Keine Frau hält es lange bei mir aus.«, meinte Jan und lachte dabei kühl.

»Nein, das ist es nicht. Es ist vielmehr so, dass ich schnell weg muss, weil ich noch einen anderen Termin habe, den ich einfach nicht verschieben kann.«

»Aha, ein Termin ist schuld, alles klar.«, meinte Jan zynisch.

»Ein Termin, Jan, so ist es, ob du es glaubst, oder nicht. Aber ich kann gerne morgen noch einmal

bei dir vorbeischaun, wenn du willst. Wir sollten uns vielleicht über deine Situation hier ein wenig unterhalten. Ich hätte da vielleicht so eine Idee...«

Marsha stand auf und ging auf Jan zu, der sich gerade sein Gesicht mit einem alten Handtuch abtrocknete. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen und wartete auf seine Reaktion.

»Wenn du meinst, Marsha. Aber ich bin wahrscheinlich erst am Nachmittag wieder hier anzutreffen. Du weißt ja nun, die Flaschen...«, meinte Jan und nahm vorsichtig ihre zierliche Hand in seine.

Ihre Hand, sie war so weich und warm, die Nägel waren gepflegt und einfach wundervoll. Jetzt erst nahm er ihr feines Parfüm wahr. Sie blickte ihm freundlich in die Augen. Plötzlich spürte er ein unerklärliches Vibrieren in seiner Hand. Er sah sie fragend an und war erstaunt. Doch ihr Blick blieb unverändert freundlich und wich ihm nicht aus. Die Vibration erfasste bereits seine ganze Hand und strahlte bis in seinen Arm hinauf. Inzwischen bekam Jan Angst. Ihm wurde diese seltsame Sache unheimlich. Er zog seine Hand zurück.

»Marsha, du musst nun gehen.«, meinte er knapp und wandte sich wieder dem kleinen Waschbecken zu. Sie sollte schließlich nicht bemerken, dass sie ihn irritiert hatte.

»Ja, dann bis morgen, Jan.«

Er hörte dann, wie die Tür in das Schloss fiel und seufzte erleichtert.

Was war nur geschehen? Wer war diese Frau, und wieso vertraute er ihr?

Er blickte ungläubig seine Hand an. Kopfschüttelnd setzte er sich auf das Bett und seufzte tief. Ihm taten sämtliche Knochen weh. Die drei Trotteln von der Haltestelle, sie hatten ganze Arbeit geleistet. Doch was war das eben für ein seltsames Vibrieren? Es hatte sich fast so an gefühlt, als wäre eine Art Energie oder Strom durch ihre Hände, in die seinen, geflossen sein. Jan konnte sich dieses Phänomen nicht erklären. Er nahm sich aber vor, Marsha am kommenden Tag gleich zu fragen. Doch vielleicht kam sie überhaupt nicht wieder. Das war sogar wahrscheinlich. Er holte tief Luft. Müde ließ er sich zurück in das Bett fallen und schlief fast augenblicklich ein.

Als er erwachte, klopfte es an der Tür. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Jan erkannte es daran, dass die Sonne bereits gelblich durch das winzige Fenster schien.

»Wer ist da?«, fragte er genervt.

»Ich habe hier eine Pizza für einen gewissen Jan.«, klang eine männliche Stimme von draußen.

»Ich habe keine Pizza bestellt.«

»Eine gewisse Marsha hatte das bestellt. Sie hatte auch schon gleich bei uns bezahlt. Sie meinte, ich soll ihnen das Essen einfach vorbeibringen.«

Jan blickte auf und überlegte. Er war positiv überrascht.

»Ja, ich komme schon.«, meinte er dann ganz schnell. Seinen großen Hunger konnte er nicht ignorieren. Er ging an die Tür, öffnete sie und blickte auf die Wand gegenüber der Tür. Da war niemand.

»Hier unten.«

Jan senkte seinen Blick. Er blickte auf die Schirmmütze eines ungewöhnlich kleinen und südländisch wirkenden Mannes mit buschigen Augenbrauen. Er hielt einen großen, braunen Pizzakarton in seiner Hand.

»Wow, ist die groß.«, meinte Jan und nahm rasch die Pizza entgegen.

»Einen guten Appetit wünsche ich und einen schönen Tag noch.«, meinte der kleine Mann, als er Jan die Pizza überreichte. Dann drehte er sich um und stieg die Treppe zur Straße hoch.

»Trinkgeld habe ich auch schon von der hübschen Signorina bekommen.«, rief er noch schnell die Treppe hinunter und verschwand aus Jans Blickfeld.

Jan wusste nicht, wie lange er schon keine Pizza mehr gegessen hatte. Ohne lange zu zögern setzte er sich wieder auf das alte Bett und öffnete die warme Schachtel. Was er dort sah, das gefiel ihm sehr. Es lag eine dampfende Pizza mit Salami, Schinken, Pilzen und viel Käse vor ihm. Sie wartete nur darauf, von ihm gegessen zu werden. Gierig nestelte er ein heißes Stück aus dem Rund der Pizza heraus und schob es sich in den Mund. Ein Traum, so dachte er sich und genoss jeden weiteren Bissen. Das er dabei laut schmatzte und das Öl über seine Lippen lief, das alles nahm er einfach nicht wahr. Für ihn zählte nur dieses wundervolle und warme Essen.

Als er das letzte Stück gegessen hatte, ließ er sich seufzend in sein Bett zurückfallen und schloss entspannt seine Augen. Endlich war er wieder einmal so richtig satt geworden. Ingeheim dankte er Marsha dafür und versuchte ein wenig abzuschalten. Doch da, da war etwas, was ihn irgendwie störte. Es war eine Art leises Wispern oder Flüstern, das er sonst nicht hörte, wenn er in seinem Bett lag. Jan öffnete die Augen und sah konzentriert zur Zimmerdecke. Ja, da war es wieder. Ganz deutlich konnte er es nun hören. Jan setzte sich auf und blickte sich suchend in seiner Wohnung um. Woher kam dieses Geräusch nur?

Dann bemerkte er eine Art Huschen in seinem Augenwinkel. Erschreckt sprang er vom Bett auf. Er war nicht alleine. Das war ihm nun klar. Vorsichtig schritt er durch das Zimmer. Da war es wieder! Eine Art Schatten huschte an ihm vorbei. Dann war wieder dieses leise Wispern zu hören. Er war sich jetzt ganz sicher. Jan hatte plötzlich Angst. Sollte er vielleicht durch den Angriff der drei Männer am Morgen stärker verletzt worden sein, als er es den Anschein hatte? Der Puls seines Herzens, er schlug ihm bis in den Hals hinauf. Instinktiv spürte er, dass hier etwas vor sich ging, das er nicht kannte. Da war etwas, was ihm noch nie begegnet war. Sein Körper warnte ihn unerwartet deutlich. Er schwitzte, wollte fliehen.

Dort war es wieder. Der flüsternde Schatten, er huschte durch den Raum und löste sich dann einfach in Luft auf. Jan nahm daraufhin vorsichtig seine Jacke. Er verließ, so schnell er es vermochte, die Wohnung. Der alte Flaschensammler verstand nicht, was dort vor sich ging und spürte mehr und mehr die Angst in sich.

Als er schließlich oben auf der Straße stand, da wusste er nicht, was nun geschehen sollte. Niemand würde ihm so einen irrsinnigen Mist glauben. Vielleicht war er tatsächlich krank und brauchte einfach nur Hilfe. Er beschloss, erst einmal eine Runde umher zu gehen, einfach nur weg von der Wohnung. Er wollte ein wenig durch die Straßen ziehen und nachdenken. Jan lief vorbei an der kleinen Trinkhalle, bis zum Marktplatz. Dort kannte er eine gemütliche Parkbank, auf der er sitzen wollte. Bei ihr angekommen, setzte er sich und bemerkte, dass seine Hände unangenehm zitterten. Offenbar hatte ihn der Stress des Tages ziemlich mitgenommen. Er war nicht mehr der Jüngste. Sein Leben hatte auch schon deutliche Spuren bei seiner Gesundheit hinterlassen. Die Blessuren vom Angriff, sie schmerzten auch noch.

So saß Jan vor dem kleinen Springbrunnen und war auf eine seltsame Art und Weise verzweifelt. Ein wenig tat er sich auch selbst leid. Sogar das kleine Glück einer heißen Pizza wurde ihm heute versaut. Diese flüsternden Schatten, sie waren schrecklich und offenbar nicht zu kontrollieren. Während Jan über das Geschehene nachdachte, bemerkte er etwas Seltsames. Obwohl es fast vollkommen windstill war, schien sich der plätschernde Strahl des Brunnenwassers ein wenig in seine Richtung zu beugen. Das sah schon etwas seltsam aus und war doch sehr ungewöhnlich. Bevor er an diese Parkbank gekommen war, zeigte der Strahl senkrecht zum Himmel. Da war Jan sich sicher.

»Mama, schau mal! Was ist denn mit dem Brunnen los?«, hörte er eine Kinderstimme rufen. Ein kleines Mädchen kam mit seiner Mutter über den weiten Marktplatz gelaufen und zeigte ganz aufgeregt auf den Brunnen. Als beide am Wasser angekommen waren, lief die Kleine um den Brunnen herum und staunte.

»Wissen Sie, warum der Brunnen schon wieder kaputt ist?«, fragte die Mutter Jan mit einer meckernden, lauten Stimme. Jan zuckte nur mit seinen Schultern.

»So etwas passiert nur, weil ihr Penner immer eure leeren Bierflaschen in den Brunnen werft. Wir, die arbeitende Bevölkerung, wir dürfen dann ohne Murren die Rechnungen für die Reparatur bezahlen. Ein echte Schande ist das.«, mutmaßte die junge Mutter empört und versuchte ihre ziemlich aufgedrehte Tochter an die Hand zu nehmen. Sie wollte weiter. Jan brummte nur etwas Unverständliches in seinen Bart, weil er keinen neuen Ärger bekommen wollte.

Hier auf dem Marktplatz zu sitzen, das war auf jeden Fall besser, als in der Wohnung bei den huschenden Schatten zu bleiben. Von denen hatte Jan wirklich genug.

Wieder einmal war er der Trottel. So fühlte er sich jedenfalls. Der ganze Tag war schlecht für ihn gelaufen. Erst diese brutalen Typen, dann diese verrückte Frau, das seltsame Brummen in ihrer Hand, die unheimlichen Schatten und nun auch noch dieser ungewöhnliche Brunnen und diese blöde Mutter. Wenn das nicht ein schlechter Tag war, wie sollte sonst einer aussehen? Er wollte sich darauf keine Antwort ausmalen und genoss einfach nur den sanften Luftzug, der ihm in sein Gesicht wehte.

Dann starrte er auf den Brunnen.

Das aufgewühlte Wasser, welches gleichmäßig in seine Richtung plätscherte, verunsicherte ihn. Es war recht seltsam anzusehen.

Irgendetwas stimmte mit dem Brunnen nicht.

Jan fiel auf, das sich die Luft oberhalb des Brunnens, ein wenig zu bewegen schien. So wie im Sommer die Luft über der heißen Straße sich bewegte und spiegelte, auf die gleiche Art sah er sie nun auch über dem Brunnen. Ihm war dieser Effekt noch niemals zuvor bei einem Brunnen aufgefallen. Dabei war er oft auf diesem Marktplatz. An diesem Tag war wirklich alles anders. Litt er womöglich an wahnhaften Vorstellungen?

Er hatte genug davon und erhob sich von der Bank. Eine Runde durch die Straßen ziehen, das wollte er. Einfach nur Abstand von seinem Ärger gewinnen. Zwar tat ihm noch alles weh, aber das ließ sich aushalten.

Kaum hatte Jan den Marktplatz verlassen, spürte er in sich das Gefühl, beobachtet zu werden. Das war eine ganz unangenehme Ahnung. Immer wieder blickte er sich um. Ihm kam es ein wenig so vor, als würde ihm jemand folgen.

Als Jan aber niemanden sah, schüttelte er nur den Kopf und schlenderte weiter, die Straße entlang. Kaum Menschen waren unterwegs. So konnte er versuchen, sich ein wenig besser zu fühlen. Wenn die Stadt voller Menschen war, viele Leute durch die Straßen hetzten, dann fühlte er sich nie gut.

Er hatte dann immer das Gefühl, sie würden ihn alle nur abstoßend und widerlich finden. Viele Menschen finden Armut abstoßend. Das ist einfach so. Jan aber, er wollte gemocht und anerkannt werden. Welcher Mensch will denn nicht gemocht werden?

Plötzlich war es wieder da, dieses unangenehme Gefühl, verfolgt zu werden. Wieder dreht Jan sich um, war aber jetzt schneller, als zuvor. Etwa drei Fahrzeuglängen hinter ihm, da meinte er einen Schatten ganz nahe an einem Haus entlang huschen zu sehen.

Konnte das sein?

Sicher hatte er sich geirrt.

Er musste sich einfach geirrt haben.

Jan drehte sich wieder um und ging erneut seines Weges.

Nach wenigen Metern blieb er plötzlich stehen und drehte sich erneut um. Da sah er ihn ganz deutlich.

Ein schwarzer Schatten huschte wenige Meter über dem Boden an der Hauswand entlang und näherte sich ihm. Jan erschrak fürchterlich. Die Angst war augenblicklich wieder präsent. Er wechselte die Straßenseite und beobachtete angespannt, was geschah. Da war er wieder. Dieser Schatten war nun bereits auf seiner Höhe auf der anderen Straßenseite und schien regelrecht an der Hauswand zu kleben.

In seiner Unförmigkeit wirkte er unheimlich. Jan bewegte sich nicht. Er wartete ab. Kaum zu atmen traute er sich.

Dann sank der Schatten plötzlich von der Hauswand auf den Boden hinab und näherte sich ihm. Wie eine schwarze Pfütze, so sah er auf dem Boden aus und überquerte langsam die Straße. Dann hörte Jan wieder dieses unwirkliche Wispern. Je mehr sich der Schatten ihm näherte, desto deutlicher konnte er es hören. Plötzlich schaltete sich sein Instinkt ein. Er begann die Straße hinunterzulaufen.

Nach einigen Metern stoppte er und blickte besorgt zurück.

Der Schatten folgte ihm.

Jan lief immer schneller und schneller die Straße entlang. Er begann zu schwitzen. Sein schneller Atem, er rieb an seinen Bronchien. Als er an der Kreuzung angekommen war, musste er eine kleine Pause einlegen. Er war eben nicht mehr der Jüngste. Seitenstechen hatte sich eingestellt. Von dem Schatten war nichts mehr zu sehen. Das war gut.

Ein Auto kam rasch heran, bog dann rechts ab. Das unheimliche Ding, es war weg.

Jan lehnte sich an die Hauswand und wischte sich mit der freien Hand den Schweiß von der Stirn. Was war das nur für eine Sache gewesen?

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Er glaubte nicht an Geister und böse Monster. Doch dieses Phänomen, es war tatsächlich sehr ungewöhnlich. Doch da, das Wispern war wieder zu hören, und es wurde wieder lauter.

Jan fluchte. Gerade wollte er sich in einem alten Hausflur verstecken, da bemerkte er zwei weitere Schatten auf der anderen Straßenseite, die sich ihm rasch näherten. Das Wispern war nun ganz deutlich zu hören und er ahnte, dass er den Biestern nicht so leicht entkommen konnte. Was wollten sie nur von ihm? Er versteckte sich hinter der alten Haustür aus Holz und konnte nur hoffen, dass dieser unheimliche Fluch an ihm vorübergehen würde.

Doch dann bemerkte er, dass sich der alte Hausflur plötzlich verdunkelte. Das Wispern war jetzt ganz nahe. Da an der Wand, da war eines von den Dingen. Langsam kam der Schatten näher, drängte Jan immer weiter in seine Ecke hinein. Der alte Mann zitterte am ganzen Körper. Er hatte unglaublich viel Angst.

Dann hob sich ein Teil des Schattens von der Wand ab und legte sich auf seine rechte Hand.

Unmittelbar darauf spürte Jan ein leichtes Vibrieren an seiner Hand, ganz ähnlich wie jenes, das er gespürt hatte, als Marsha sich von ihm verabschiedet hatte. Sein Arm wurde fast ganz taub davon und eine bleierne Müdigkeit breitete sich gnadenlos über Jans Geist aus. Er wurde immer schwächer. Seine Beine knickten schließlich ein. Er sank zu Boden.

»Marsha...«, flüsterte er flehend.

Doch Marsha war nicht da, um ihn zu retten.

Immer mehr und mehr saugte dieser finstere Schatten ihm die Kraft aus seinem Körper.

Schließlich fielen ihm die Augen zu.

Er verlor sein Bewusstsein.

Als Jan seine Augen aufschlug, lag er in seiner Wohnung in seinem Bett. Er war noch ganz schwach, und sein Arm lag kraftlos neben ihm.

Er war dicht an seinen Körper angelegt.

Immer noch war er fast völlig betäubt.

»Kaffee?«, hörte er eine weibliche Stimme.

Als er die Frage zustimmend beantwortete, konnte er selbst nur ein ziemlich übles Krächzen hören.

»Ich deute das einmal als ein Ja.«, meinte Marsha, die bereits frischen Kaffee aufgegossen hatte, den sie vom Bäcker oben an der Straße mitgebracht hatte.

Sie füllte ein wenig von dem heißen Getränk in einen alten Becher und reichte ihn dem alten Jan. Stöhnend setzte er sich auf und griff mit seinem gesunden Arm nach dem Becher. Er trank einen Schluck, während er von Marsha dabei aufmerksam beobachtet wurde. Dann bemerkte er, dass er nackt war. Ihm war das peinlich, und er bedeckte seine Blöße.

»Janilein, was meinst denn du, wer dich ausgezogen hat?«, meinte Marsha und grinste ihn breit an.

»Wie...wie bin ich hier her gekommen? Die Schatten, wo sind sie?«, stammelte Jan ein wenig unbeholfen vor sich hin und war ziemlich verwirrt.

»Sie sind fort. Jedenfalls zunächst sind sie das.«, meinte Marsha.

Sie war offenbar ganz gut gelaunt.

Jan platzte es aufgeregt heraus: »Was waren das nur für Dinger? Ich habe so etwas noch niemals zuvor erlebt. Die sind unglaublich schnell und sehr gefährlich. Man muss die Menschen vor ihnen warnen? Schnell, Marsha, rufen wir gleich den Stadtanzeiger an.«

Er versuchte aufzustehen, um sein Mobile zu suchen. Doch kaum hatte er sich erhoben, hörte er ein tiefes Knurren, das von der Unterseite des Tisches zu ihm drang.

»Aus... Larissa!«, rief Marsha.

Ein kniehohes Mischlingshund kam unter dem Tisch hervor und lief mit wedelndem Schwanz zu Marsha.

Jan blickt erschrocken den Hund an. Das Fell der Hündin war völlig schwarz. Nur an zwei Pfoten war es weiß, so dass es fast aussah, als würde sie dort weiße Stiefelchen tragen.

»Darf ich vorstellen? Das ist Larissa. Sie ist eine ganz brave Maus. Schau doch, sie ist ganz lieb.«, meinte Marsha und kraulte Larissa hinter dem Ohr. »Sie hat dir das Leben gerettet. Ohne sie, würde es dich nicht mehr geben, Janilein«, fuhr sie dann fort.

»Ich verstehe nicht. Was hat der Hund mit diesen üblen Kreaturen zu tun?«

»Diese schattenartigen Kreaturen, sie werden als Umbrae Mortis bezeichnet und sie sind eigentlich mehr lästig, als gefährlich, wenn man mit ihnen umzugehen weiß. Jedenfalls war das bisher immer so.«

Jan blickte sie nun sichtlich erheitert an.

»Na klar, Umbrae Mortis. Du willst mich auf den Arm nehmen, Marsha. Was hast du mit diesem unheimlichen Phänomen zu tun? Die miesen Dinger hätten mich fast umgebracht.«

»Ja, das hätten sie, wenn die kleine, süße Larissa nicht gewesen wäre. Die Umbrae Mortis kann man nicht erschlagen, treten oder würgen. Man kann sie nicht einfach so töten, als wären sie Fliegen. Sie sind eigentlich auch keine Schatten. Sie widerstehen auf ihre ganz eigene Art, einfach nur dem Licht. Sie sind wie hungrige Vampire, nur dass sie nicht nach dem Blut von Menschen lechzen, sondern auf einen ganz anderen Saft scharf sind. Doch dazu komme ich später, Janilein. Die Umbrae Mortis haben dich schneller gefunden, als mir es lieb war. Ihre Zahl ist in der letzten Zeit gewachsen. Nur Hunde sind in der Lage, sie zu vertreiben. Sie hassen Hunde, musst du wissen. Daher werden wir dir auch rasch einen Hund besorgen müssen. Sie werden schon bald wiederkommen und ohne Hundlein, da wirst du nicht mit ihnen klar

kommen.«

»Aber wir haben doch Larissa.«, wandte Jan frech ein und grinste Marsha dabei immer noch ungläubig an.

Er hatte sich insgeheim vorgenommen, Marshas Spiel ein wenig mitzuspielen. Immerhin hatte sie ihn jetzt schon zweimal vor Unheil gerettet. Sie beeindruckte ihn, obwohl sie noch so jung war. Okay, sie sah zudem auch noch verdammt gut aus. Er mochte ihre weiblichen Rundungen, das feine, süße Parfüm, die wundervollen langen, schwarzen Haare, und er hörte ihre weiche Stimme sehr gerne. Zu lange schon hatte Jan alleine mit seinen leeren Pfandflaschen gelebt. Er hatte schon fast vergessen wie es war, eine hübsche Frau um sich zu haben.

»Sicher haben wir Larissa. Doch du wirst in Zukunft wohl immer einen Schutz vor den Umbrae Mortis benötigen. Auch wenn Larissa und ich einmal nicht da sind, um dir beizustehen.«

»Bist du irgendwie vom Tierschutzverein, oder so? Das ist doch bestimmt nur eine kluge Masche, hässliche, kleine Hunde zu vermitteln. Marsha, ich bitte dich, was erzählst du mir da?«

»Auch wenn du mir nicht glauben magst, diese Schatten waren doch real und ihr Angriff war es auch. Das willst du doch wohl nicht bestreiten, oder? Warum sollte ich dir Unfug erzählen?«

Larissa jaulte und keuchte ein wenig herum. Seltsam hörte sich das an. Es klang fast so, als wollte sie uns etwas sagen. Marsha blickt zu der Hündin nach unten und sah sie ernst an.

Daraufhin bellte Larissa einmal auf und verschwand sogleich wieder unter dem Tisch. Jan war erstaunt darüber, wie gut die Hündin auf ihre Herrin hörte. Offenbar reichten Blicke aus, um Larissa zur Folgsamkeit zu bewegen.

»Vom Tierschutzverein bin ich ganz sicher nicht. Ich denke aber, dass du schon ein wenig mehr wissen solltest, um mich zu beurteilen. Die Umbrae Mortis waren auf etwas aus, was du in dir trägst, Janilein. Sie sind ganz gierig nach dem Xyralum, das dich durchdringt. Sie sind sehr einfältige Wesenheiten und nicht sehr intelligent. Sie folgen blind ihrem Instinkt, der sie gnadenlos immer wieder zu dem Xyralum führt. Es ist eine Art ewige Sucht, die in ihnen brennt und die sie dazu zwingt, das Xyralum gewaltsam aus dir herauszusaugen. Sie sind einfach jämmerliche Kreaturen.«, erklärte Marsha mit einem Ernst, das man ihr fast Glauben schenken konnte.

»Das Xyralum? Was für ein Xyralum? Ich kenne nur ein Xyralum, nach dem die Frauen bei mir scharf waren.«, verhöhnte sie Jan und nahm Marsha nicht ernst.

»Das Xyralum ist die Kraft, die das Universum zusammenhält und alle Welten miteinander verbindet. Es ist überall und durchdringt alles, wenn auch oft nur in einer sehr schwachen Konzentration. Für die Umbrae Mortis ist es eine echte Qual, das Xyralum mühsam aus der Welt herauszufiltern, um selbst überleben zu können. Sie sind wie Verdurstende in der Wüste, die sich den letzten Rest Feuchtigkeit aus der Luft ziehen müssen, um überleben zu können.«

»Interessant. Doch warum weiß unsere Wissenschaft nichts davon? Ich denke, mein liebes Kind, du erzählst mir hier ein ganz erstklassiges Märchen.«

Marsha jedoch, sie zeigte sich von seiner Anschuldigung unbeeindruckt. Mit ernster Miene setzte sie ihre Geschichte einfach fort.

»Das ist kein Märchen. Die Wissenschaft auf dieser Welt, sie ist einfach noch zu wenig entwickelt, um davon zu wissen. Es gibt nahezu unzählige Welten, die man *die Erdäen* nennt. Dieses Erdäum hier, in dem wir jetzt leben, es ist als Terra bekannt. Zwischen den Erdäen gibt es keine wahrnehmbare Trennung, keine fühlbare, materielle Grenze. Es ist lediglich die Grenze des menschlichen Bewusstseins, welche die Erdäen voneinander trennt. Das Xyralum ist die einzige Kraft, die alle Erdäen miteinander verbinden kann, aber sie auch voneinander trennt. Nur mit Hilfe des Xyralums ist es möglich, seine Bewusstseinsgrenzen zu überwinden und zwischen den Erdäen zu reisen. So ist es verständlich, dass die Umbrae Mortis reisen können, wohin es ihnen beliebt und man sie nahezu in jedem Erdäum antreffen kann. Sie sind sehr lästige

Kreaturen. Man darf sie jedoch niemals unterschätzen. Auch diese Schattenbiester haben sich weiterentwickelt.«

Jan lachte laut auf.

»Was für geiles Zeug nimmst du nur? Das will ich auch haben.«, meinte er lachend.

»Siehe mich an, Marsha. Sehe ich wirklich so blöd aus, als dass ich dir so einen verdammten Mist glauben würde. Offenbar denkst du, dass man einen alten Penner, so wie ich es bin, jedes blödsinnige Märchen auftischen kann. Ich werde mir keinen Kläffer zulegen. Auf keinen Fall werde ich das. Alles klar? Weiß du, was ich tun werde? Ich werde jetzt den Stadtanzeiger anrufen und die Leute vor diesem Phänomen warnen.«

Jan stand auf, zog sich seine Hose an und suchte sein Mobile. Marsha hatte sich inzwischen auch erhoben und stand nun unmittelbar vor der stählernen Kellertür im Vorflur der Wohnung.

»Du wirst mir glauben, Jan, da bin ich mir ganz sicher.«

»Ganz gewiss werde ich das, Marsha.«, lachte Jan sie ein wenig aus und fingerte an seinem Mobile herum, das er inzwischen gefunden hatte. Er wählte die Nummer der Telefonauskunft und schüttelte dabei leise vor sich hin lachend den Kopf. Plötzlich kam Larissa unter dem Tisch hervor und bellte ihn aufgeregt an. Jan hob den Kopf. Als er Marsha direkt in das Gesicht sah, da bemerkte er, dass sie plötzlich stärker atmete, was ihn schon ziemlich verwunderte. Larissa war ganz aufgeregt und lief bellend in der kleinen Wohnung umher. Mit einem Mal hob Marsha ein wenig ihre rechte Hand, worauf ein ohrenbetäubend lauter Knall den armen Jan zusammenzucken ließ. Die schwere Kellertür aus Eisen, sie war aus der Verankerung im Beton gerissen worden und lag nun neben Marsha auf dem Boden in seinem Wohnzimmer. Entsetzt sah Jan auf die breite Metalltür.

»Na, Janilein, glaubst du mir jetzt?«, meinte Marsha ruhig und sah ihn genervt an.

Jan schüttelte nur entgeistert seinen Kopf.

Das war Marsha offenbar nicht genug.

Sie bewegte erneut zwei Finger ihrer rechten Hand, worauf sich die Eisentür, wie durch eine Geisterhand gegriffen, in die Luft erhob.

Es gab ein erneutes ohrenbetäubendes Krachen und Jan konnte sehen, wie die Tür in der Mitte regelrecht in sich zusammengefaltet wurde. Es schien ihm fast, sie wäre nur aus Pappkarton gewesen.

Dann gab es ein erneutes Krachen, so dass der arme Jan sich die Ohren schützend zuhalten musste. Die gefaltete Kellertür war jetzt ein weiteres Mal in der Luft zusammengefaltet worden und dann laut krachend vor ihm auf den Wohnzimmerboden gefallen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Jan auf das kleine Eisenpaket vor ihm auf dem Boden, das noch vor wenigen Augenblicken eine schwere Eisentür gewesen war. Die Luft roch seltsam angebrannt. Kraftlos ließ Jan sein Mobile aus seiner Hand fallen.

»So, nun glaubst du mir vielleicht.«, meinte Marsha zufrieden und kam wieder in die Wohnung. Sie setzte sich und schlug zufrieden ihre Beine übereinander. Larissa machte einen großen Bogen um den Eisenhaufen und legte sich vor Marsha auf den Boden. Jan stand noch immer entgeistert und mit offenem Mund in seiner Wohnung und rührte sich nicht.

»Um noch einmal auf das Thema *Hund* zu kommen, welche Rasse bevorzugst du?«, fragte Marsha ihn dann und plötzlich, man mag es kaum glauben, sah man ein zaghaftes Lächeln auf ihren vollen Lippen.

Jan ging wortlos zu ihr und setzte sich auf das Bett. Viele Sitzgelegenheiten gab es bei ihm leider nicht.

»Du kannst es dir ja noch überlegen.«, meinte Marsha weiter.

»Wer das Xyralum kontrollieren kann, der ist sehr mächtig. Alles was sich zwischen den Erdäen

bewegt, muss das Xyralum einsetzen. Es führt kein Weg am Xyralum vorbei. Sämtliche neuen Reize eines Erdäums, sie sind fast alle auf das Xyralum zurückzuführen. Vielleicht hast du schon einmal etwas von dem sagenhaften Weltbewusstsein gehört? Oder hast du etwas über die Akasha-Chroniken, in denen alles Wissen der Welt von den Engeln des Herrn akribisch aufgeführt wird, gelesen? Die großen Denker eines Erdäums sind nur große Denker, weil sie mit Hilfe des Xyralums an privilegierte Informationen herankommen. Sie treiben mit ihren Errungenschaften die Evolution einer ganzen Gesellschaft voran. Die kreativen Vorbilder erhalten ihre Informationen aus anderen Erdäen mittels des Xyralums. Das geschieht manchmal bewusst, sehr oft aber auch vollkommen unbewusst. Oft ist bereits geschehen, dass ein einfacher Schriftsteller in seinen Büchern über Dinge und Gegebenheiten schrieb, die ihm eigentlich nicht bekannt gewesen sein durften. Sie haben sich bei ihrem Schreiben ganz unbewusst bei dem Wissen anderer Erdäen bedient und damit die Gesellschaft ihrer eigenen Welt verändert. Somit dürfte dir vielleicht auch ein wenig klar werden, lieber Janilein, welche grundlegende Bedeutung das Xyralum für die Evolution einer Gesellschaft hat. Ohne Xyralum gibt es keine Entwicklung, und die Kulturen verlieren die Fähigkeit, ihre Probleme zu lösen. Wird ihnen der Zugang zu dem Xyralum verwehrt, dann geht eine Kultur langsam zugrunde. Sie stirbt dann genauso, wie eine Pflanze im Sommer, erhält diese nicht genügend Wasser. Probleme werden nicht mehr gelöst, Kriege brechen aus, man verliert die Fähigkeit, die Umwelt vor Schaden zu bewahren. Auf Dauer zerstören diese Kulturen ihren eigenen Lebensraum.«

»Allmählich verstehe ich es. Die Menschen auf dieser Welt, diesem sogenannten Erdäum Terra, sie haben viele Probleme. Überbevölkerung, Umweltschäden, Treibhauseffekt und zu viele sinnlose Kriege erschüttern dein Terra, wie du es nennst. Oft meint man fast, die Politiker auf dieser Erde, sie finden einfach keine Lösungen und stehen dem Verfall machtlos gegenüber. Das alles, Marsha, das soll auf ein Problem mit diesem seltsamen Xyralum zurückzuführen sein? Doch warum sind dann diese fiesen Schattenbiester hier, diese Umbræ Mortis?«

»Ja, viele Erdäen haben große Probleme mit dem Xyralum. Auch unser Erdäum Terra, es hat inzwischen Probleme mit ihm. Aus diesem Grund habe ich den Weg zu dir gesucht, Janilein. Es war kein Zufall, dass wir uns begegnet sind. Ich bin einer der Xyrale von Terra. Die Xyrale gibt es in jeder dieser Welten. Sie sind die Wächter des Gleichgewichts des Lebens, dem sogenannten *Waagumal*. Mit Hilfe des Xyralums wirken sie auf die Erdäen ein. Das *Waagumal* zu kontrollieren bedeutet, es stets dezent über alle Erdäen schwingen zu lassen, um die Evolution der Völker voranzutreiben. Es sind die Reize des Lebens, das Erleiden und Erfahren seiner Inhalte, von denen die Völker lernen und Lösungen erdenken. Zwar schützen viele Xyrale das *Waagumal*, doch kümmern sie sich nicht mehr fühlbar um sein Schwingen. So bleibt es nicht aus, dass die Evolution sich langsam in Richtung Stillstand bewegt. Die mächtigsten Xyrale in den Welten, sie sind einfach müde und träge geworden. Sie geben ihr Wissen stets an einige ihrer Günstlinge, zumeist unerfahrene, ihnen gefügige Xyrale weiter und kümmern sich selbst nicht mehr um ihre Verantwortung. So gibt es mehr und mehr Erdäen, in denen die Völker und Gesellschaften unruhig werden. Viele Völker wissen um die Xyrale und das Xyralum. Andere Gesellschaften jedoch, wie eben auch jene hier von Terra, sie sind einfach unwissend. So entwickeln sich einige Erdäen zu schnell weiter, andere verharren auf der Stelle, weil sie beim Schwingen des *Waagumals* benachteiligt werden und drohen dadurch allmählich im Chaos zu versinken. Es ist eine Schande, was zur Zeit geschieht. So gibt es Erdäen, deren Gesellschaften sich bereits so weit entwickelt haben, dass sie versuchen könnten, das Xyralum und auch das *Waagumal* selbst zu kontrollieren. Das Reisen zwischen den Erdäen, es wird auf diese Art und Weise eine Fähigkeit weniger Kulturen bleiben. Es droht die Gefahr, dass sie missbraucht wird. Es brechen schwierige Zeiten heran, Janilein. Ich war einfach gezwungen, nach dir zu suchen.« Jan hatte Marsha schweigend zugehört. Er wusste nicht, was er von dieser Geschichte halten

sollte. Wäre da nicht die schwere Eisentür, die zusammengefaltet mitten in seinem Wohnzimmer auf dem Boden lag, dann hätte er Marsha für jung, hübsch und unglaublich geisteskrank erklärt. Ebenso war da noch der extrem reale Vorfall mit diesen ominösen Schatten, diesen *Umbrae Mumpitz*, oder wie immer Marsha sie auch nannte. Jan war völlig durch den Wind. Er wusste nicht, was für ein Film hier gerade in seiner Wohnung ablief. Jan war kurz davor, das Wohnzimmer nach Kameras abzusuchen. Vielleicht war er ein ahnungsloser Gast in irgendeiner TV-Show? Marsha bemerkte die Unruhe bei Jan und war ein wenig besorgt um den alten Mann mit dem wirren Bart. Es war ein wenig viel für ihn gewesen. Das wusste sie gut. Aber die Zeit drängte. Sie musste ihn so schnell es ihr nur möglich war, wieder zurückholen.

»Doch was habe ich mit dieser ganzen Sache zu tun? Ich bin nur ein ganz einfacher, alter Mann. Warum sucht so eine hübsche und junge Frau nach mir altem Sack? Ich verstehe das alles nicht, Marsha.«, beschwerte sich Jan.

»Weil du eben selbst ein Xyral bist, Janilein. Nur hast du vergessen, dass du einer bist. Du hast erfolgreich verdrängt, wer du bist. Das Xyralum ist eine Sache des Geistes. Ebenso sind die Grenzen zwischen den Welten eine Sache des Bewusstseins und des Geistes aller denkenden Individuen. Xyral zu sein bedeutet die Fähigkeit zu besitzen und einzusetzen, das Xyralum zu kontrollieren. Das ist ihre Aufgabe im Gefüge des Seins. Eines der wichtigsten Werkzeuge dafür ist die Fähigkeit zur Fantasie. Ohne einer gehörigen Portion Fantasie wird es einem Xyral niemals gelingen, die Auswirkungen des, von Natur aus recht schwer zu kontrollierenden Xyralums in den Griff zu bekommen. Im Erdäum Terra besitzen in erster Linie nur junge Menschen genügend von dieser Gabe der Fantasie. Die kindliche Fantasie ist ein kostbares Gut, Janilein. Daher sind alle Xyrale in Terra jung und stets am Rande der Klippe der kindlichen Fantasie zu finden. Nur wenige haben im bereits mittleren Alter noch genügend Fähigkeit zur Fantasie, um damit das Xyralum erfolgreich und nutzenstiftend zu kontrollieren. Du, alter Jan, du warst früher einer der mächtigsten und begabtesten Xyrale in Terra. Das Xyralum in dir, es hatte eine extrem hohe Konzentration, bevor das Unglück geschah.«

Marsha unterbrach ihre Rede. Sie senkte ihren Blick, setzte dann aber wieder ein.

»Dutzende *Umbrae Mortis* waren im Schutz der Dunkelheit der Nacht über dich hergefallen, als du deine beiden treuen Hunde suchtest. Sie waren von deiner ersten Frau vergiftet worden. Deine Frau hatte die Hunde gehasst und deine ständige Abwesenheit ihnen angelastet. Bei der verzweifelten Suche nach den Hunden warst du von einer großen Anzahl *Umbrae Mortis* überfallen und fast getötet worden. Niemand war da, um dir zu helfen. Sie hatten nahezu alles Xyralum aus dir herausgesogen. Eine junge Hündin aus der Nachbarschaft, sie kam zufällig vorbei, sah dich leblos auf dem Boden liegen und hat die Schatten mutig vertrieben. Danach warst du einfach nicht mehr der selbe Mann. Du hattest alle Kraft verloren. Dein Wille zum Leben, er schien erloschen. Deine Frau verließ dich. Die Trauer um deine Hunde, sie war so stark, dass du mit dem Trinken angefangen hast. Hunde sind für Xyrale etwas ganz Besonderes. Ein ganz besonderes Band der Freundschaft verbindet Xyral und Hund. Den Rest der Geschichte, den kennst du ja wohl selbst am besten. Mit dem Verlust deiner Fantasie hast du begonnen zu altern und zu vergessen. Dir war das Schicksal des *Waagumals* ebenso unwichtig geworden, wie den anderen mächtigen Xyralen. Nur hattest du keine Schuld an diesem Umstand. Doch das wollte keiner mehr von den anderen Lenkern wissen. Für sie warst du an das Alter verloren. Doch für mich, für mich warst du niemals verloren, Janilein. Wir waren Freunde, und ich habe so viel von dir gelernt, als ich noch ein Kind war. Es hat mir fast das Herz gebrochen, dich vergessen und altern zu sehen. An dem Tag, an dem du schließlich auch mich vergessen hattest, brach für mich eine Welt zusammen. In Terra ist diese Redewendung mit dem Weltzusammenbruch sehr bekannt, ohne das die Menschen wissen, was sie wirklich besagt.«

Marsha lächelte Jan erwartungsvoll an. Doch Jan zwinkerte nur ungläubig. Richtig war die

Geschichte seiner ersten Scheidung, die Sache mit den beiden Hunden und die Sache mit seiner Sauferei. Doch alles andere, das war für ihn neu. Er erinnerte sich keine Spur mehr an dieses Leben, das Marsha ihm eben zuvor beschrieben hatte. Er, der alte Flaschen-Jan, ein Xyral? Lächerlich!

Es war regelrecht aus seinem Bewusstsein heraus gelöscht worden, sollte es denn tatsächlich so sein, wie sie es erzählt hatte. Jan konnte und wollte Marsha nicht glauben. Er dachte schon daran, sie aus seiner Wohnung zu werfen, sie vielleicht sogar bei der Polizei anzuzeigen. Doch dann fiel sein Blick immer wieder auf den Eisenhaufen auf dem Boden seines Wohnzimmers. Klasse.

»Nehmen wir einmal ganz entfernt an, dass ich dir glauben würde. Dann frage ich mich, wie ich dir heute noch von Nutzen sein kann? Wenn ich mich nicht an dich und alles andere erinnere, ich meine Fähigkeiten verloren habe und meine Fantasie zu wünschen übrig lässt, dann bin ich wertlos für dich und dieses Terra. Ich bin alt und nicht jung, Marsha.«

»Das ist richtig. Du bist nicht mehr so knackig, wie du es früher warst. Was dir genommen wurde, das kann ich dir auch nicht wieder zurückgeben. Doch es gibt einige ganz wenige Menschen in Terra, die sich ihr Volumen an kindlicher Fantasie bewahren können. Wie sie das schaffen, das ist mir ein Rätsel. Doch es gibt derartige Fälle. Ich wollte mich davon überzeugen, ob da nicht doch mehr Vergangenheit in dir schlummert, als die Xyrals es zu meinen glauben. Wir brauchen in diesen unruhigen Zeiten die Hilfe jedes einzelnen Xyrals. Ich habe die Hoffnung bei dir niemals aufgegeben, dass du dich erinnern wirst. Du hättest es verdient, alter Freund, nach allem, was man dir angetan hat. Terra braucht dich. Die Menschen in Terra, deine Nachbarn und die Leute auf der Straße, sie brauchen dich alle.«

Jan sah sie an. Er schwieg.

Larissa lag nun auf Marshas Fuß und schlief.

Alles war ruhig in der Wohnung.

»Nein, ich kann dir nicht helfen, Marsha. Auch sind mir die Menschen ziemlich egal. Sie behandeln mich schlecht, ekeln sich vor mir und verprügeln mich. Warum sollte ich ihnen helfen? Nein, dazu habe ich keine Lust.«, sagte Jan plötzlich und stand auf.

Enttäuscht wandte Marsha sich von Jan ab und schüttelte enttäuscht mit dem Kopf.

»Bitte, Marsha, ich kann dich wirklich gut leiden. Immerhin bist du eine der wenigen Frauen, die meinen Dingdong sehen durften. Auch bin ich dir für deine Hilfe sehr dankbar. Doch ich kann dir nicht helfen. Ich erinnere mich an nichts von dem, was du erzählt hast.«, setzte er fort.

»Du willst es nicht einmal probieren?«, fragte Marsha ihn, und fast konnte man meinen, dass ein leises Flehen in ihrer Stimme mitschwang.

Jan schüttelte nur abweisend seinen Kopf.

»Ich denke, du solltest jetzt gehen.«, meinte er dann und sah zur Tür.

Er versuchte freundlich zu sein. Hinter ihm hörte er, wie es raschelte. Dann war da ein Gähnen von Larissa.

»Nein, Larissa, ich möchte, dass du bei dem Onkel Jan bleibst. Er braucht deine Hilfe gegen die Umbrae Mortis.«, hörte er Marsha flüstern und verdrehte die Augen.

Daraufhin ein jaulendes Geräusch und eine Art Keuchen von Larissa.

»Nein, Larissa, ich glaube nicht, dass er dich vor die Tür setzen wird. Ich glaube ernsthaft, dass er dich wirklich mag.«

Jan schloss seine Augen und schüttelte erneut den Kopf. Ihm schien es, als würde Marsha mit Larissa, der kleinen Hündin(!), sprechen. Das war doch Wahnsinn. Alles war Wahnsinn, seit er diese ausgeflippte Frau getroffen hatte. Larissa jaulte wieder und keuchte, als wollte sie sich ihr mitteilen.

»Ich werde schon auf mich aufpassen, Larissa. Nach einigen Wochen wird das Xyralum in Jans Arm wieder kaum wahrnehmbar sein. Dann hole ich dich hier wieder ab.«, meinte Marsha und

lief an Jan vorbei, bis sie an der Tür ankam.

»Ich denke, das geht für dich in Ordnung.«, meinte sie dann ein wenig traurig zu Jan und öffnete die Tür. Ihre Augen glänzten ein wenig.

»Du kannst die Geschichte gerne deinen Nachbarn erzählen. Niemand wird sie dir glauben, Jan. Ich sage es dir gleich. So sind sie eben, die Menschen in Terra. Sie entwickeln sich einfach nicht mehr weiter. Bald werden sie nicht einmal mehr bemerken, dass sie ihren eigenen Lebensraum zerstört haben. Anschließend wird alles ziemlich schnell gehen. Ein weiteres dieser toten Erdäen, das wird Terra in den Weiten des Universums sein. Wenn es nicht die Menschen in Terra interessiert, wen sollte es sonst schon noch interessieren? Die Menschen hier, sie werden sich selbst ausgelöscht haben. Das ist doch irre, oder?«

Jan bemerkte, das Marshas Augen sich mit Tränen füllten. Er wurde verlegen. Es war für ihn schon immer unangenehm gewesen, wenn Frauen in seiner Gegenwart weinten.

»Ich werde es leider nicht ändern können. Nur einer bin ich, ein einzelner Mensch und ein alter dazu. Was kann einer alleine schon bewirken?«

»Wenn du es sagst, Jan. Wir werden uns in einigen Wochen noch einmal wiedersehen, wenn ich die kleine Larissa wieder abhole. Überlege es dir noch einmal. Wenn du es schon nicht den Menschen oder mir schuldig bist, so aber auf jeden Fall der kleinen Larissa. Sie hat immerhin ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um dir deines zu retten.«, meinte Marsha knapp, als sie die Treppen zur Straße hoch stieg.

Jan blickte ihr noch einmal nach, sah dann aber nur noch, wie Marsha vom Treppenabsatz in Richtung Straße verschwand.

»Ade, liebe Marsha. Es ist besser so für uns alle, gehen wir getrennte Wege. Das Vergessen erreicht man über die Pfade der Erleichterung, die stets den Berg hinabführen. Doch um sich erinnern zu wollen, muss man jene Pfade wieder beschwerlich hinaufsteigen. Obwohl es die gleichen Pfade sind, so nennt man sie dann die Pfade des Leidens. Diese muss und kann ich nur alleine erfahren.«, flüsterte er dann leise zu sich, damit ihn keiner hören konnte.

Doch er sollte sich irren. Larissa lag mit offenen Augen unter dem Tisch und hörte sehr wohl, was er sagte.

Dann ging Jan zu seinem Keller, um die Tür von dort, bei seiner Wohnung einzuhängen. So eine Wohnung ohne Tür, das war einfach nichts für ihn.

Der Fluch Karakums

Die Sonne drang nur spärlich durch die Wolken und tauchte die Stadt in ein unwirkliches Licht. Es war schwül. Nebel hing zwischen den Häusern. Die Luft war aufgeladen. In der Ferne hörte man immer wieder lautes Krachen.

Blitze überzogen ständig den Horizont und tauchten die entfernten Vororte der Stadt für Augenblicke in ein gleißendes Licht.

Auf der Treppe am geöffneten Fenster, da stand ein junger Mann. Er beobachtete die dunklen Wolken, wie sie schnell über die Häuser hinwegzogen.

»Barados, wir müssen in die sichere Unterkunft wechseln.«, hörte man die besorgte Stimme eines offenbar älteren Mannes.

Barados dreht sich um. Sofort reagierte der junge Mann, schloss das Fenster und stieg die alte Treppe hinab.

»Ja, Vater, du hast recht. Nehmt ihr unsere Notbündel. Ich trage den kleinen Lotis.« Er trug den alten Namen Barados.

»Memba und ich, wir nehmen das Wohnpack und das Essenpack. Du Karam, du nimmst unsere Schlafsachen. Es sieht dieses Mal ziemlich schlimm aus.«

»Ich habe keine Lust mehr auf dieses ewige Hin und Her. Das ist doch kein Leben, Mama.«, maulte Memba.

Sie war die jüngere Schwester von Barados. Sein Vater Karam, er stand bereits voll gepackt mit den Schlafsachen der Familie im Flur und schüttelte nur seinen Kopf.

»Die Entladungen werden immer stärker. Wir müssen uns wirklich beeilen.«, meinte er.

Utis war Barados Mutter. Sie hielt den kleinen Lotis im Arm, der in einige weiche Decken und Kissen eingehüllt worden war.

»Barados, nimm du unseren Lotis und beschütze ihn gut. Er ist dein Bruder. Denke bitte immer daran.«, sagte sie mit der besorgten Stimme.

Dann blitzte grelles Licht in die dunkle Wohnung.

Als es wieder dunkel war, folgte ein ohrenbetäubender Knall.

Der kleine Lotis begann auf der Stelle zu schreien.

Barados eilte zu seiner Mutter und nahm ihr rasch Lotis ab, damit diese sich das Wohnpack nehmen konnte. So war es ausgemacht. Seine Schwester Memba trug bereits einen riesigen Rucksack, in dem das Essen und die Getränke für 2 Tage verstaut waren.

»Wir haben immer weniger Zeit, um in die sichere Unterkunft zu wechseln.

Die Unwetter kommen jedes Mal schneller und unerwarteter. Bald werden wir wohl nur noch in der hässlichen Unterkunft bleiben können.«, fluchte Karam im Flur und machte sich auf den Weg, die schmale Treppe hinunter zu steigen. Memba folgte ihm mit Barados. Mutter Utis, sie verließ als Letzte die Wohnung und schlug die Tür hinter sich zu.

Barados Familie wohnte ganz alleine in dem Haus. Es war ein Haus, in dem einst vier glückliche Familien gewohnt hatten. Doch bereits vor Jahren hatten die drei anderen Familien das Haus verlassen. Sie wollten in eine Umgebung wechseln, die für sie sicherer war. Die Unwetter waren in dem Erdäum Karakum in den letzten Jahren stets kräftiger und deutlich gefährlicher geworden. Sie brachten nur selten viel Regen mit sich. Doch diese vielen, trockenen Gewitter mit ihren heftigen Blitzen, sie waren ein Fluch und bereiteten den Menschen Angst. Viele von ihnen wurden tatsächlich von Blitzen getroffen. Die Luft wurde manchmal so stark aufgeladen, das den Menschen die Haare zu Berge standen. Gab es dann schließlich doch eines der nassen Unwetter, fielen diese zumeist so massiv aus, dass sie fast immer große Flut- und Sturmschäden anrichteten.

Mit den Jahren gaben daher viele Menschen einfach auf, andere hatten ihr gesamtes Hab und Gut verloren. Viele beklagten Opfer in ihren Familien.

Die Menschen in Karakum bauten Schutzräume, um sich vor der Bedrohung zu schützen. Doch der Aufwand war enorm. Die Regierung in Karakum, sie hätte viel früher reagieren sollen. Als die Umwelt noch in Ordnung war, hätte sie vieles ändern müssen. Doch man hatte die unangenehmen Probleme immer weiter aufgeschoben. Fast schon konnte man meinen, die Herrschaften wären alle blind und taub gewesen, als die Wissenschaftler sie vor den Folgen ihrer Politik gewarnt hatten. Es war wirklich seltsam gewesen. Sie hatten einfach nicht reagiert.

Nun jedoch, nun war es zu spät. Das Klima in Karakum war stark angeschlagen. Die Natur schlug eben zurück. Das Wetter spielte verrückt und es schien fast, als würde es täglich schlimmer werden. Die Wirtschaft brach schließlich massiv ein. Die Menschen verloren ihre Arbeit. Eine Gesellschaft verarmte langsam. Neid und Missgunst breiteten sich überall aus. Sie forderten weitere Opfer in blutigen Auseinandersetzungen und Kriegen.

Heute waren die Städte in Karakum fast menschenleer. Das Leben im Erdäum war eigentlich kein echtes Leben mehr. Man kämpfte nur noch um seine Existenz. Entweder das Wetter bedrohte die Menschen, oder sie bedrohten sich gegenseitig. Es sei denn, sie mussten wieder einmal einen der Schutzräume aufsuchen. War das der Fall, dann hatten sie eigentlich nur noch Angst. Niemand von ihnen ahnte, dass es nicht ihre Schuld war, in diese missliche Situation geraten zu sein.

Karakum war eben eine der Erdäen, die nicht vom Waagumal bevorteilt wurden. Über das Xyralum und das Waagumal wusste man auf Karakum nichts. Die Gesellschaften in dieser Welt, sie waren einfach noch nicht bereit dafür.

Karam erreichte zuerst die schwere Tür unten im Haus. Er blickte vorsichtig hinaus.

Das Unwetter war schon gefährlich nahe.

Viele Straßen wurden immer wieder von grellen Blitzen erleuchtet. Denen folgte dann ein lautes Krachen.

Die Luft schien regelrecht elektrisiert zu sein.

Ein schwacher, lauer Wind fegte über die menschenleere Straße.

Einige Meter vom Hauseingang entfernt, da huschte plötzlich eine Frau über die Straße. Kaum war sie auf der anderen Seite angekommen, gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Die Frau schrie vor Angst kurz auf und versteckte sich in dem Hauseingang, direkt gegenüber von Karam. »Verflucht, es ist schon verdammt gefährlich dort draußen.«, rief der Vater von Barados in den Flur hinter sich.

Dort wartete der Rest der Familie darauf, endlich zum Schutzraum fliehen zu können. Dann war ein tiefes Grollen zu hören und ließ die Scheibe in der Tür beben. Barados nahm an, dass sich offenbar ein besonders heftiger Gewittersturm näherte.

»Vater, wir müssen rasch aufbrechen. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«, rief er Karam nervös zu, der noch immer vor ihm in der Tür stand.

Lotis begann wieder zu weinen.

Armer Kerl, er war eben nur ein kleiner Junge, und er hatte Angst.

Barados schaukelte ihn ein wenig in seinem Arm, um ihn etwas zu beruhigen. Doch der Säugling spürte instinktiv die Gefahr und die Unruhe in der Familie.

Plötzlich lief Karam los, rannte quer über die Straße zu dem Eingang, bei dem die Frau kurz zuvor noch Schutz gesucht hatte. Barados und die beiden Frauen, sie folgten ihm sogleich. Alle wussten nur zu gut, dass es kein Zögern geben durfte, wollten sie alle das Unwetter unbeschadet überleben.

Wieder leuchtete die ganze Straße grell auf. Ein lautes Krachen folgte.

Als alle unverletzt auf der anderen Straßenseite angekommen waren, rannte Karam gleich erneut los und lief eilig die Häuserreihe entlang.

Der Schutzraum war zwar nur gut 500 Meter weit entfernt, aber bei so einem Unwetter schien diese Entfernung gewaltig zu sein. Barados und seine Familie folgten Karam.

Nach einigen Metern schlug ein Blitz direkt in eines der Häuser an der Straße ein. Funken flogen wild durch die Luft, und das Krachen war so laut, dass die gesamte Familie zu Boden geworfen wurde. Barados legte sich schützend über seinen kleinen Bruder. Die Frauen schrien entsetzt. Die Luft roch verbrannt.

»Los, auf! Wir müssen weiter. *Schnell!*«, schrie Karam seine Familie inzwischen an.

Barados konnte die Angst und den Stress deutlich in seinen Augen erkennen. Dann krachte es erneut. Die Familie wurde fast erneut umgeworfen. Lotis schrie und war nicht mehr zu beruhigen. Barados konnte sich nicht mehr um den Säugling kümmern. Er musste sich verdammt anstrengen, seinem Vater dicht zu folgen und dabei die Frauen nicht zu verlieren. Memba fluchte laut vor sich hin. Sie war jung und belastbar. Doch Utis, sie schien völlig fertig zu sein. Man konnte deutlich ihr Keuchen hören. Immerhin wog das riesiges Wohnpack, welches sie auf dem Rücken trug, mindestens 40 Kilogramm. Für eine ältere und eher kleine Frau war das eine enorme Belastung. Barados hatte ihr schon oft angeboten, diesen Wohnpack für sie zu nehmen. Doch Utis wollte das nicht. Ihr war es wichtig, das der kleine Lotis sicher war.

Der Wind nahm plötzlich zu. Sie musste aufpassen, nicht immer wieder von der Hausfront weg, auf die Straße weggedrückt zu werden. Die freie Straße war einfach viel zu gefährlich. Schon alleine wegen der vielen Blitze war es fast Selbstmord, sie zu benutzen. Diese schlugen inzwischen überall um sie herum ein. Das Krachen war jetzt so quälend geworden, dass man sein eigenes Keuchen nicht mehr hören konnte. Barados sah schnell nach Lotis, der seinen Mund weit aufgerissen hatte und offenbar um sein Leben schrie. Doch man konnte ihn bei dem ohrenbetäubenden Lärm fast nicht mehr hören. Dieses Unwetter, es war die Hölle.

Dennoch kämpfte sich Karam unbeirrt weiter ihrem Ziel entgegen. Seine Augen brannten, und die schweren Schlagsachen, sie zerrten an seinem Körper. Nur noch wenige Meter waren es noch bis zum Schutzraum. Dessen Tür konnte er bereits hinter all dem aufgewirbelten Staub erkennen. Kurz bevor sie dort angekommen waren, krachte ein Blitz direkt in eines der Häuser, unter dem sie gerade entlangliefen. Wieder flogen reichlich Funken umher, und ein tiefes Knarren war zu hören.

Augenblicklich drehten sich Karam und Barados um. Barados sprang auf seine Mutter zu und warf sich auf sie, während Karam Memba fest am Arm griff. Er zog sie mit einer unglaublichen Kraft zu sich.

Mit einem lauten Poltern stürzte ein Teil des Daches auf Barados herab, der schützend über seiner Mutter und Lotis lag. Das Gewicht der Holzbalken schnürte ihm seinen Atem ab. Er spürte, wie sein Körper, durch die Wucht der herabstürzenden Teile, herum geworfen wurde. Utis schrie vor lauter Angst. Sie brüllte, war aber bei dem Lärm kaum zu hören. Doch obwohl es unglaublich laut war und der Wind inzwischen ohrenbetäubend heulte, konnte Karam deutlich ihre Panik spüren. Er ließ Memba stehen, die mit weit aufgerissenen Augen das Unglück mit ansehen musste und rannte zu seiner Frau.

Sie lag unter einem Haufen Schutt, während Barados, durch die Wucht der Balken, mitten auf die gefährliche Straße geschoben worden war. Karam grub seine Frau mit bloßen Händen aus dem Schutthaufen aus, als wäre er wahnsinnig geworden. Er zog sie dann kraftvoll an ihren Armen heraus.

Inzwischen schlugen wieder neue Blitze ein. Sie brachten Barados mit dem kleinen Lotis in üble Bedrängnis. Unter großen Schmerzen und mit allerletzter Kraft kroch Barados langsam von der Straße weg. Er hatte kaum mehr die Energie, den kleinen Lotis zu halten. Ihm liefen Tränen durch das Gesicht. Seine aufgerissenen Finger schmerzten, als würde er sie in glühende Kohlen halten. Sein kleiner Bruder, er schrie in seiner Verzweiflung. Immer wieder leuchtete die Straße

grell, vom Schein der gefährlich nahen Blitze, auf. Barados drohte ohnmächtig zu werden. Er ließ bereits seinen Kopf kraftlos sinken, als er plötzlich spürte, wie jemand seine Hände ergriff und ihn dicht an das Haus heran zerrte.

Es war Memba gewesen, die mit ihrer ganzen Kraft und zusammen gebissenen Zähnen ihre beiden Brüder aus der Gefahrenzone der Blitze zog. Mit einer unglaublichen Willenskraft hatte sie ihre lähmende Furcht überwunden, um das Leben ihrer Brüder zu retten. Beim Haus angekommen sahen sie, wie Karam zum Schutzraum humpelte. Er trug die leblos wirkende Utis auf seinen Armen.

Dort hatte man die Familie bereits bemerkt und schnell die Tür geöffnet. Zwei Männer liefen herbei und halfen Memba und Barados, der den armen Lotis nicht aus seiner Obhut geben wollte. Utis war ohnmächtig. Wenig später war die gesamte Familie im Schutzraum angekommen. Die Tür schloss sich polternd hinter ihnen. Sie hatten es wieder einmal geschafft und waren in Sicherheit.

Nachdem die Tür geschlossen war, ließen sich alle kraftlos zu Boden fallen. Sie waren völlig matt, verschwitzt und außer Atem. Utis war inzwischen wieder bei Bewusstsein und schaute sie benommen nach ihrer Familie um. Barados versuchte Lotis das kleine Gesicht mit einer weichen Decke zu reinigen. So wie es aussah, hatte der kleine Junge nur ein paar harmlose Schrammen abbekommen. Doch diese nahm Lotis der Welt ziemlich übel und weinte herzerreißend. Erst als Utis ihr Kind zu sich nahm und es liebevoll tröstete, beruhigte sich Lotis allmählich. Utis war fast unversehrt geblieben. Sie war etwas benommen. Ihr rechtes Knie war zudem aufgeschlagen und blutete etwas.

Barados Rücken und sein Brustkorb schmerzten sehr. Karam und er vermuteten beide, dass er sich eine oder vielleicht sogar zwei Rippen geprellt hatte. Rippenprellungen schmerzen manchmal viel mehr, als echte Rippenbrüche.

Nach einer Weile Rast auf dem Boden des Schutzraumes, der den dürftigen Charme eines alten Betonbunker hatte, sah sich die Familie nach bekannten Gesichtern um.

Man hörte den Sturm und das Krachen des Unwetters sogar noch durch die schwere Bunkertür. Diese Unwetter in Karakum, sie waren zu ganz üblen Ungeheuern erwachsen und richteten immer mehr Schäden an. Karam war um die Zukunft seiner Familie besorgt. Wohin sollten sie gehen, wenn Häufigkeit und Stärke der Unwetter weiter zunahmen? Er konnte es nicht zulassen, dass sie alle hier sterben würden. Ganz im Gegensatz zu Karam, war Utis bereits schon wieder aktiv und eifrig damit beschäftigt, geordnete Zustände zu schaffen. Zusammen mit Memba suchte sie im Schutzraum den Platz auf, der für sie reserviert worden war.

Es waren nur wenigen Menschen im Schutzraum versammelt. In den letzten Jahren waren es immer weniger geworden. Die Luft war schlecht und stickig. Das Licht war schummrig und schwach. Doch alles reichte aus, das Unwetter abzuwarten. Die Unwetter Karakums, sie hielten nur selten länger als einen Tag an. Doch die schweren Packs, die sie mit sich schleppten, sie waren notwendig und wichtig für die Familie. Man konnte einfach nie wissen, wie die Welt aussehen würde, verließ man den Bunker nach einem solchen Unwetter wieder. Barados hatte es schon mehrfach erlebt, dass Familien vor den Trümmern ihrer Existenz standen, weil das Unwetter ihre Häuser buchstäblich zerfetzt oder ausgebrannt hatte.

Seine ehemals schöne und lebendige Welt, sie hatte sich in den letzten Jahren wirklich in eine sehr üble Richtung entwickelt.

Oft haben Barados und sein Vater darüber nachgedacht, ebenfalls diese Gegend zu verlassen. Doch mit der Zeit kamen die Meldungen von Unwettern, Dürren und Steppenbränden von überall Karakums. Offenbar stand seine Welt vor dem Abgrund.

Die Stunden vergingen. Man hörte durch die Mauern und die Tür des Schutzraumes das Toben des Unwetters in der Stadt. Aber die Menschen, sie waren durch die letzten Jahre schon einiges

an Naturgewalten gewöhnt. Es gab hier im Schutzraum sicheren Strom, so dass man ein wenig Essen und Tee erwärmen konnte. Einige Menschen schliefen, andere führten angeregte Unterhaltungen.

Utis Knie blutete nicht mehr. Lotis schlief seelenruhig in seine Decken gehüllt. Memba hatte einen netten Jungen kennen gelernt, mit dem sie sich angeregt unterhielt. Karam lag auf einer dieser alten Pritschen und starrte die kahle Wand an.

»Das war knapp heute.«, meinte Barados leise zu ihm.

Karam brummte nur bestätigend.

»Wir müssen uns etwas einfallen lassen, Vater. Es ist hier nicht mehr sicher für uns.«

»Wo ist es heute schon noch sicher, mein Sohn?«, fragte ihn sein Vater ruhig, ohne seinen Blick von der Decke des Raumes abzuwenden.

»Im Norden soll es ruhiger sein.«

»Ja, sicher, doch gibt es dort kaum Wasser. Die Menschen verdursten. Die Feldern des Nordens sind mit toten Kindern übersät.«

»Aber wir müssen etwas tun. Schon alleine wegen Lotis. Heute wäre es fast schief gegangen.«

Karam setzte sich auf und sah seinen Sohn ernst an.

»Was soll ich denn tun, Barados! Unsere Welt ist dem Tode geweiht. Wir alle zusammen, wir werden mit ihr irgendwann in den Untergang stürzen!«, brüllte ihn Karam an.

»Junge, ich weiß nicht, was wir tun sollen. Verdammte, ich weiß es einfach nicht!«

Karam blickte seinen Sohn mit weit aufgerissenen Augen an. Als Barados schließlich verlegen seinen Blick senkte, legte sich Karam wieder auf die Pritsche und starrte erneut die Wand des Schutzraumes an. Er keuchte nach Luft. Tränen glänzten in seinen Augen.

Es war plötzlich totenstill im Schutzraum.

Alle Gespräche waren verstummt.

Traurig schauten einige der Menschen auf den Boden. Andere legten sich hin und schlossen ihre Augen.

Karam hatte nur laut ausgesprochen, was alle im Raum dachten. Er hatte mit seinen Worten klar das umrissen, vor dem sich alle fürchteten. Nur ein echtes Wunder konnte ihre sterbende Welt noch retten.

Nach einigen Stunden beruhigte sich das Unwetter allmählich und die Menschen im Schutzraum bereiteten erleichtert ihren Heimweg vor. Als sich dann die schwere Schutztür endlich öffnete, konnte man über den Dächern bereits die untergehende Sonne erkennen. Nur noch wenige kräftige Wolken zogen dem Unwetter hastig nach.

Als die ersten Menschen den Schutzraum verließen, bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick. Die Straßen war nass und voller Unrat. In der Ferne stiegen Rauchsäulen auf. Irgendwo weinte ein Kind. Einige Fenster waren in den Häusern zerbrochen. Scherben lagen überall herum. Ein alter Mann humpelte mit gesenktem Blick an dem Schutzraum vorbei. Er war völlig durchnässt.

Karam und Barados verließen gemeinsam den Raum, gefolgt von Memba und Utis, die jetzt den kleinen Lotis trug. Barados hatte seiner Mutter die schwerste Last abgenommen, was ihn viel Überzeugungskraft gekostet hatte. Doch Utis war verletzt und konnte einfach das schwere Wohnpack nicht mehr tragen. Müde blinzelte sich die Familie im Licht der Abendsonne gegenseitig an.

Doch kaum waren sie einige Schritte von dem Schutzraum entfernt, ließ ein lautes Krachen die Menschen erschreckt in Deckung gehen.

Verstört sahen sich der alte Karam und Barados um.

Dann vernahm man einen lauten Schrei des Entsetzens.

Utis lag mit ihrem Kind auf der Straße. Aus ihrer Kleidung stieg Rauch auf. Ein letzter verirrtter Blitz hatte sie mitten in den Rücken getroffen. Sein Strom hatte in einem einzigen Augenblick

seine ganze zerstörende und brutale Macht offenbart. Utis und ihr kleiner Sohn waren von dem Blitz regelrecht vernichtet worden.

Barados und Karam rannten zu den leblosen Körpern auf der Straße. Einer der Arme von Utis, er zuckte noch. Karam ging zu Boden. Er nahm seine Frau und sein Kind ganz nahe zu sich. Er versuchte zu begreifen, was geschehen war.

Tränen liefen durch sein Gesicht.

Seine Verzweiflung ließ nur noch sinnlose Wortfetzen durch seine Lippen dringen.

Eben noch lachte Utis. Der kleine Lotis brabbelte noch vor Augenblicken zufrieden vor sich hin. Jetzt waren beide tot.

Sie waren aus dem Leben gerissen worden. Barados und Memba standen regungslos neben ihrem Vater. Ihre Gesichter schienen versteinert und bleich. Erst nach einigen endlos erscheinenden Augenblicken der Fassungslosigkeit, brach schließlich auch Memba weinend in sich zusammen. Barados hielt seine Schwester in seinen Armen.

Doch auch er selbst erfuhr die schrecklichen Augenblicke, als würde er einen Rausch erleben.

Die Menschen liefen an ihnen vorbei.

Einige blickten sie kurz an.

In ihren Blicken war Traurigkeit zu erkennen. Doch keiner von ihnen hatte genug Kraft, um der kleinen Familie etwas Halt und Trost zu spenden. Zu oft schon hatten sie Ähnliches erlebt, viele von ihnen sogar geliebte Menschen aus der eigenen Familie verloren. Im Erdäum Karakum gehörte das Sterben auf der Straße inzwischen zum Alltag.

Die Sonne ging langsam unter und gab sich von dieser Tragödie unbeeindruckt. Für Barados, seine Schwester und Karam jedoch, da verdunkelte sich an diesem Tag ein ganzer Teil ihres Lebens für alle Ewigkeit. Es war wirklich nicht wenig Licht, das ihnen brutal aus der Brust gerissen wurde. Mit blankem Entsetzen sahen sie in die hässliche Fratze des Todes. Es war das Begreifen der Endgültigkeit der Situation und die Erkenntnis der eigenen Endlichkeit, die das Feuer der Trauer nährte.

Irgendwann in der Nacht stand Karam auf und übergab den toten Lotis seinem Sohn Barados. Er selbst trug seine Frau zum alten Friedhof des Stadtteils. Memba folgte den beiden Männern. Ihre Packs hatten sie zuvor versteckt und ließen sie zurück.

Vater und Sohn hoben ein Grab aus. In einer der kleinen Hütten standen immer ein paar Schaufeln zu diesem Zweck bereit. Die Unwetter forderten fast immer Opfer. Sie mussten schnell beerdigt werden. Das hielt Krankheiten und Seuchen von den Menschen fern.

Die Erde war weich vom Regen des Unwetters. Sie kamen gut voran.

Einige Meter entfernt waren es zwei junge Frauen, die ebenfalls wortlos an einem Grab für ein Kind schufteten. Es war die harte Arbeit, die beide Männer wieder an das eigene Überleben denken ließ. Doch sie brachte Vater und Sohn auch wieder zurück in eine dem Tod geweihte Welt, die von Aussichtslosigkeit geprägt war.

Erst als die zarten Sonnenstrahlen am Horizont den nahenden Tag ankündigten, hatten sie ihre schreckliche Arbeit getan. Ihre Hände schmerzten. Die Haut an den Fingern brannte. Karam bat seinen Sohn Barados, die schweren Packs der Familie zu holen. Sie konnten nicht zulassen, das Fremde sie fanden und stahlen. Die Packs durften nicht gestohlen werden. Utis hätte ihnen schreckliche Vorwürfe gemacht. So brach Barados alleine auf, um die Packs zu holen. Er wusste gut, dass er wohl mehrfach diese Strecke zurücklegen musste, sollte er keine Hilfe oder einen Karren zum Transportieren finden. Sein Vater konnte ihm nicht helfen. Er musste bei der völlig verstörten Memba bleiben. Zudem hatte er sich vorgenommen, den beiden Frauen seine Hilfe beim Kindergrab anzubieten. Es erschien ihm unmenschlich, die beide noch länger alleine an dem Grab des Kindes arbeiten zu lassen.

Als Barados an jener Stelle ankam, an der seine Mutter und sein kleiner Bruder vom Blitz

erschlagen worden waren, flammte in ihm der Schmerz über ihren Verlust erneut auf. Er konnte einfach nicht achtlos an dieser Stelle vorbeigehen.

Also setzte er sich innerlich ausgebrannt und entkräftet auf eine der steinernen Stufen am Straßenrand.

Er sah genau auf die Stelle, an der seine Mutter und sein Bruder sterben mussten. Ein dunkler Fleck machte es ihm leicht, den Ort aus dieser Entfernung zu erkennen. Immer wieder sah er das lebensfrohe Gesicht seiner Mutter vor sich. Er hörte noch immer das ausgelassene Lachen seines kleinen Bruders, als ob er noch am Leben wäre. Die Trauer um Mutter und Bruder, sie war wie eine eiserne Faust, die sein Herz fest umklammert hielt. Barados war unendlich müde.

Langsam kehrte zudem der Schmerz seiner geprellten Rippe in sein Bewusstsein zurück. Der Verlust seiner halben Familie, er hatte ihn seine Verletzungen fast völlig vergessen lassen. Es war zum Ver zweifeln. Mutlos und vom Schicksal besiegt saß Barados auf seiner steinernen Stufe. Der Morgen war noch jung und die Luft frisch. Die frühe Morgensonne erhellt die menschenleere Straße.

»Barados, verzweifle nicht.«, hörte er plötzlich eine weibliche Stimme.

Barados hob seinen Kopf.

Er stellte mit Erstaunen fest, dass er nicht mehr auf der Treppe an der Straße saß. Sitzend lehnte er an einem Baum, mitten in einem dichten Wald. Die Blätter der Bäume vereinten sich im lauen Wind zu einem sanften Rauschen. Das Gras unter seinen Füßen, es war grün und saftig. In der Ferne hörte er einen Specht an einen Baumstamm klopfen.

Barados stand auf und lief zwei Schritte vor. Er wollte weg von dem Baum an dem er gelehnt hatte und war ziemlich verwirrt. Richtig aufgebracht sah er sich hektisch um.

»Ganz ruhig, junger Freund.«, hörte er diese weiche Stimme sagen und entdeckte schließlich auch, woher sie kam.

Eine ältere Frau, schön anzusehen und mit sanften Gesichtszügen von Mutter Natur beschenkt, kam zwischen den Bäumen langsam auf ihn zu. Sie lächelte und strahlte dabei eine sagenhafte Ruhe aus. Ihre Kleidung glich fast seidenen Tüchern in warmen Pastellfarben. Schuhe trug sie keine. Ihre Füße waren nackt.

»Wer bist du, und wie bin ich hierher gekommen?«, fragte Barados und war fast schon ein wenig wütend. Er war mit dieser neuen Umgebung und der Frau völlig überfordert. Immerhin hatte man ihn offensichtlich entführt.

»Fürchte dich nicht, Barados. Ich bin Ogun, und ich möchte frisches Glück in dein trauerndes Herz füllen.«

»Das muss Zauberei sein. Alles das hier, es ist nicht wirklich?«, mutmaßte Barados und war erregt.

»Was ist schon wirklich und was ist es nicht, mein junger Freund? An jenem Ort, an dem die wunderbare Pflanze des Glücks gedeihen kann, dort und nur dort wirst du die Wirklichkeit finden.«

»Die Wirklichkeit ist für mich jene, als dass meine Mutter und mein Bruder tot sind. Sie sind für immer fort. Die Welt in der ich lebe, sie ist dem Untergang geweiht. Sie ist es ebenso, wie es auch meine Zukunft ist. Das ist sie, meine Wirklichkeit, Ogun.«

»Du weißt nur wenig von dem, was tatsächlich ist, junger Barados. Wäre es nicht so, dann wüsstest du, wo du hier bist. Auch wüsstest du, was ich begehre.«

»Bist du ein göttliches Wesen? Vielleicht bist du eine der Angelos? Wenn dem so ist, dann bringe mir meine Mutter und meinen kleinen Bruder zurück. Bist du allerdings nicht dazu in der Lage, dann bringe zumindest mich rasch zurück und lass mich in Ruhe, alte Frau.«

»Es mag sein, dass ich dir, als göttlich erscheine. Wer kann das schon sagen? Doch ich weiß, dass

ich eine der herrlichen Ambalosis bin. Deine Mutter und dein Bruder, sie sind verloren, und sie werden es bleiben. Doch ich habe die Macht, dir für immer den Schmerz zu nehmen. Dein Herz wird frei von Trauer sein. Nur musst du dich dazu entschließen, mir zu folgen.«

»Was weißt du schon von meinem Schmerz? Ich habe versagt. Hätte ich auf meine Mutter im Schutzraum gehört und meinen Bruder genommen, so würde er heute noch unter uns weilen. Meine Mutter, sie würde wohl auch noch leben. Von dieser Schuld, von ihr kannst du mich nicht befreien, alte Frau.«

Ogun lächelt ihn an.

»Du irrst dich. Ganz sicher irrst du dich. Geleitet von deinem Schmerz bist du. Die Schuld tragen jene von deiner Art, die eure Welt, sich selbst überlassen und dabei zusehen, wie sie ausblutet. Sie beuten alles gnadenlos aus, Kein Interesse haben sie für die Träume und Bedürfnisse der Menschen. Sie schaffen Probleme und lösen sie nicht. Zu ihren Füßen vertrocknet und stirbt einfach alles. Folge mir. Ich werde der Sinnlosigkeit für immer ein Ende bereiten. Die Ambalosis bringen das Licht in deine Welt. Sie versklaven die Schatten. Wir sind es, die euch die Lösungen für alle eure Probleme bringen und euch vom Schmerz befreien.«, bot Ogun ihm an.

»Wie selbstlos ihr doch seid. Ich staune. Fast schon bin ich davon überzeugt, dass die Ambalosis göttliche Wesen sind. Doch verzeihe mir. Ich bin nur ein ganz einfacher Bursche. So brauche ich eben schon einen Beweis für das, was du behauptest. Sehen, fühlen und erleben will ich ihn, diesen Beweis. Das ist alles nur ein böser Traum. Da bin ich mir sicher.«

»Du sollst einen Beweis bekommen, Barados. Doch nun kehre zurück zu deinem Vater und deiner Schwester. Harre der Dinge, die da kommen werden. Sie werden bald schon kommen, du wirst es sehen.«

Kaum hatte Ogun das gesagt, verblasste ihr Antlitz auf seltsame Weise. Der üppige Wald, er wurde Barados fern.

Dann öffnete er seine Augen und fand sich auf der steinernen Treppe wieder. Er lag auf ihr. Jeder seiner Knochen schmerzte. Als er die Stelle des Unfalls auf der Straße entdeckte, erinnerte er sich an den Schmerz. Er musste würgen und nach Luft ringen. Barados war benommen.

Er war eingeschlafen und hatte nur geträumt. Sicher hat er nur geträumt. Nur war dieser Traum so unglaublich real gewesen. Er war mehr eine Vision, als ein Traum.

Stöhnend erhob er sich.

Er musste endlich die Packs holen. Das war sein Auftrag. Seine Familie brauchte ihn nun mehr, als zuvor, und sie würden sicher schon auf ihn warten. Der Tag, der dem üblen Morgen folgte, er war die Hölle für Barados. Er fand keine Hilfe und natürlich auch keinen Karren. Die Packs waren schwer.

Der Weg war weit.

Bis zum Mittag brauchte er, um alles wieder in die Wohnung zu bringen. Völlig entkräftet ließ er sich dann zu Boden fallen und rang nach Luft.

Kurze Zeit später kamen auch seine Schwester und sein Vater in der Wohnung an.

Sein Vater, er wirkte um Jahre gealtert.

Er hatte schwarze, schmutzige Hände vom Friedhof und sah einfach schrecklich aus.

Memba war leichenblass, ihre Haare lagen wirr auf ihrem Kopf herum. Sie hatte rot geweinte Augen.

Barados konnte inzwischen wieder einen halbwegs klaren Gedanken fassen. Die harte Arbeit hatte ihm gut getan. Barados ahnte natürlich, dass sein Vater ihn genau aus diesem Grund die Packs hatte holen lassen. Karam war ein harter, aber auch weiser Mann. Nicht ohne Grund hatte er mit einer so gute Frau an seiner Seite gelebt, wie es Barados Mutter *Utis* war. Doch nun war sein Vater plötzlich auf sich alleine gestellt. Barados war besorgt.

Den ganzen Nachmittag verbrachten sie damit, ein wenig Ordnung in ihr Leben und die spärlich eingerichtete Wohnung zu bekommen. Das Unwetter hatte zum Glück nur eine Fensterscheibe zerstört. Diese war schnell mit einem anderen Fenster aus einem der unbewohnten Stockwerke ausgetauscht worden.

Das Abendessen fiel ziemlich kläglich aus. Doch Hunger hatten sie alle ohnehin nur wenig. Viele Worte wurden nicht gesprochen. Barados war froh, als er sich in sein altes Bett legen konnte, um dort ein wenig für sich zu sein. Nach einer Weile war er eingeschlafen.

In der Nacht wurde er durch ein seltsames Geräusch auf der Straße geweckt. Es klang wie ein Wispern, ein flüsterndes Klagen. Barados wälzte sich reichlich unmotiviert aus seinem Bett. Im Nebenzimmer konnte er Memba sehen. Sie schlief tief und fest.

Möglichst leise huschte er zum Fenster.

Er wollte seine Schwester nicht wecken.

Als er hinunter auf die Straße sah, erkannte er zunächst nur, dass dort alles ruhig und menschenleer war. Der Mond war prall, fast ein richtiger Vollmond. Sein Licht schien direkt in sein Fenster. Es leuchtete die Straße vor dem Haus gut aus.

Gerade als Barados sich wieder auf den Weg in sein Bett machen wollte, hörte er dieses seltsame Flüstern erneut. Wieder sah er neugierig aus dem Fenster und entdeckte eine Art Schatten, der von einem Hauseingang, zum nächsten, huschte und dabei dieses seltsame Wispern von sich gab. Barados wusste nicht, was es war und was er dort eigentlich beobachtete. An Spuk und Gespenster wollte er nicht glauben. Offenbar versuchten Plünderer in die Häuser einzudringen, um alles das zu stehlen, was sich ihnen offen anbot.

Barados huschte rasch zu seinem Bett, unter dem er sein altes Buschmesser abgelegt hatte.

Memba und seine Mutter hatten es immer für zu gefährlich gehalten, so eine Waffe im Haus zu haben. Utis meinte früher immer, dass jede Waffe auch irgendwann einmal zu ihrem bestimmten Einsatz gelangen würde. Das wäre zumeist immer mit großem Unglück verbunden. Doch Barados liebte dieses scharfe Buschmesser. Es war ziemlich groß. Er schaute sich immer wieder gerne die glänzende Schneide aus Stahl an, wie sie kunstvoll geschliffen und sorgsam mit dem Griff verbunden war.

Doch nun wollte er sich sein Messer nicht nur ansehen. Jetzt wollte er es mitnehmen, um sich vor den Plünderern zu schützen.

So leise es ihm möglich war, schlich er an dem Zimmer seiner Schwester vorbei.

In der Küche saß sein Vater am Tisch.

Er schlief.

Offensichtlich hatte die Müdigkeit seine Trauer für heute erst einmal besiegt.

Als Barados schließlich unten ankam, scheute er sich zunächst davor, die Tür zur Straße zu öffnen. Doch er wollte sehen, ob er etwas gegen die Plünderer tun konnte. Polizei gab es in den Straßen der Stadt kaum noch. Rief man sie, kamen die Ordnungshüter erst nach zwei oder drei Stunden, wenn sie denn überhaupt kamen. War die Polizei tatsächlich einmal da, zeigte sie sich zumeist schlecht gelaunt und man geriet rasch in Gefahr, wegen ungebührlichem Verhalten empfindlich bestraft zu werden. Alles war eben sehr willkürlich. Es schien oft so, als kontrollierte in Karakum niemand mehr die Kontrolleure.

Als Barados die Tür einen Spalt weit öffnete, da erschrak er.

Inzwischen waren es drei dieser Schatten geworden, die von Haus, zu Haus huschten. Deutlich war nun dieses seltsame Flüstern zu hören. Vorsichtig begab sich Barados auf die Straße und näherte sich einem dieser ungewöhnlichen Schattenphänomene.

»He, was machst du da?!«, rief er den Schatten mutig an.

Dabei war er wohl ziemlich naiv.

Augenblicklich stand der Schatten in der Luft und bewegte sich nicht mehr.

Dieses Ding, es war merkwürdig. Es sah wie ein schwarzer Fleck aus, der mitten in der Luft schwebte und durch den kein einziger Lichtstrahl zu dringen vermochte. Dieses erstaunliche Gebilde, es stand jetzt zwar fest vor ihm in der Luft, bewegte sich jedoch in sich selbst. Es war fast ebenso unruhig, wie eine Amöbe.

»Du willst einen Beweis, Barados? Dann sollst du einen bekommen.«, hörte er plötzlich eine Frauenstimme sagen und erschrak sich.

Er drehte sich um und sah Ogun auf der anderen Straßenseite stehen.

Mehrere dieser unheimlichen Schatten kamen rasch auf ihn zu. Woher sie so plötzlich gekommen waren, war nicht mehr festzustellen.

Barados zog sein Buschmesser aus der Scheide und hielt es den Schatten drohend entgegen. Doch ließen diese Wesen sich nicht davon beeindrucken und kreisten Barados immer weiter ein. Näher und näher kamen sie. Dann hörte er Ogun lachen.

Allmählich raubten die Schatten ihm die Luft.

Barados wurde panisch.

Er wollte sich aus dem Würgegriff der Schatten befreien.

Allmählich dreht sich alles vor seinen Augen.

Er stürzte zu Boden.

Mit einem Mal wurde alles schwarz um ihn herum.

Als Barados erwachte, saß er auf einem Stuhl, an einem leeren Tisch. Es war ziemlich finster, fast schon schwarz, um ihn herum. Eine Kerze leuchtete den Tisch ein wenig aus. Mehr war aber von dem Raum nicht zu erkennen. Ihm gegenüber saß Ogun.

»Hallo, Barados, überrascht mich zu sehen?«, fragte sie ihn dann und war damit beschäftigt, sich betont lässig die Fingernägel zu feilen.

»Was willst du von mir? Warum hast du mich entführt?«, entgegnete Barados barsch.

»Wer wird denn gleich so ungehalten sein? Du wolltest doch einen Beweis. Den habe ich geliefert. So einfach ist das.«

»Das soll ein Beweis sein? Mich einfach gegen meinen Willen zu verschleppen und hier gefangen zu halten?«

Barados sprang vom Stuhl auf und wollte Ogun an ihrem Arm packen. Doch er griff ins Leere. Dort war kein Arm, den er greifen konnte. Die ältere Frau war nur eine Art Hologramm, eine Projektion. Sie war nicht persönlich vor Ort und nicht lebendig.

»Du falsche Schlange. Was in Gottes Namen willst du von mir?!«, schrie er sie jetzt an und bemerkte dabei, dass sein Schrei keinerlei Echo erzeugte. Die Schallwellen wurden einfach von dem finsternen Raum geschluckt.

»Ich will, dass du uns einen winzig kleinen Dienst erweist, mein Junge.«, entgegnete Ogun ruhig und feilte weiter an ihren Fingernägeln.

»Du kannst mich an meinem Bickli lecken, du Miststück. Ich werde nicht einen Finger für dich und deine hässlichen Schatten rühren.«

»Doch, das wirst du, Barados. Wir Ambalosis sind gekommen, um euch von der Unwissenheit zu befreien. Unser Geschenk ist das Glück und die Freude der Entwicklung. Karakum wird durch uns gerettet werden. Du bist auserwählt, uns dabei zu helfen, mein Junge. Du bist eine Art Auserwählter.«

»Das ich nicht lache. Wenn ihr uns helfen wolltet, dann würdet ihr es tun und müsstet mich nicht auf so eine heimtückische Art und Weise entführen. Karakum wird es auch ohne euch schaffen. Ihr seid für mich nichts anderes, als stinkende Aasfresser, die nach noch lebendiger Beute gieren.«

»Das Erdäum Karakum ist dem Untergang geweiht. Wir Ambalosis wollen es am Leben erhalten und euch helfen. Unsere Schatten kommen doch nur bei Nacht, um bei euch zu weiden. In der

dunklen Nacht, da seht ihr sie ohnehin nicht. Ihr schlaft in der Nacht.«, meinte Ogun und sah ihn ernst an.

Offenbar war ihre Geduld nun etwas strapaziert.

»Nun kommen wir der Sache doch schon näher, gute Frau. Ihr wollt Karakum überleben lassen, nur um es auszubeuten. Was kann es wohl sein, was wir euch bieten können? Wie nennt ihr uns, das Erdäum Karakum? Eure Ungeheuer, die wollen wir hier nicht. Schafft diese Monster weg.« Barados war wütend.

»Das sehen weite Teile eurer eigenen Regierung aber ganz anders, Barados. Wir haben einen Pakt mit ihnen geschlossen. Sie wollen dieses Erdäum Karakum nur noch am Tag regieren. Wir wollen es in der Nacht, für unsere Schatten nutzen. Wir bezahlen sie mit dem Überleben. Die Schatten liefern uns etwas, was ihr ohnehin nicht kennt und von dem ihr niemals erfahren werdet. Was man nicht kennt, das vermisst man auch nicht, mein Junge. Also sei kein Narr. Folge auch du uns und helfe uns, dieses Erdäum, seine Menschen und deinen alten Vater zu retten. Er ist ein so lieber und guter Mann. Es wäre schade, würde auch er plötzlich sterben.«

»Angenommen, ich würde dir glauben. Wie könnte ich einfacher Bursche den Ambalosis schon helfen? Ich bin doch nur ein junger Kerl, bin nicht vermögend und habe noch keinen Beruf gelernt. Was wird zudem geschehen, wenn diese Schatten keine Nahrung mehr finden? Dann werdet ihr Karakum den Rücken kehren und uns dann doch einfach sterben lassen. So ist es doch, Ogun?«

Barados wirkte nun ruhiger, aber zweifelte nach wie vor an den guten Absichten dieser Frau.

Ogun war eine sehr dominante Frau. Sie war durchaus sehr hübsch, zumeist sehr freundlich, aber sie wusste auch genau, was sie wollte.

»Du kannst uns sehr gut helfen, Barados. Doch das erfordert, dass du eine einzige Aufgabe für uns erledigst. Nur eine einzige, eher leichte Aufgabe von dir, sie kann dieses Erdäum retten.« Ungläubig sah Barados Ogun an. »Was für eine Aufgabe soll das sein?«

»Du sollst uns nur deine Schwester Memba vorstellen. Ich versuche schon seit sehr langer Zeit sie kennenzulernen. Sie ist ein hübsches Mädchen, und so klug ist sie dazu. Dein Vater kann stolz auf sie sein. Ich möchte sie nur ein einziges Mal und nur im Schutz und der Stille der Nacht treffen, um sie kennenzulernen und mit ihr ein paar Worte zu wechseln. Barados, mehr will ich nicht von dir verlangen. Das ist schon alles.«

»Du hast mich entführt, nur um meine Schwester kennenlernen zu können? Das soll ich dir glauben? Du bist so etwas von widerwärtig, Ogun. Was willst du wirklich von dem Mädchen? Es hat dir nichts getan. Wie kann sie uns von Nutzen sein, wenn es um die Rettung der ganzen Welt geht?«

»Wir benötigen sie als eine Art Übersetzerin für unsere Kontakte zu euch. Mehr steckt einfach nicht dahinter. Kommunikation ist eben alles und so unendlich wichtig, mein junger Freund. Das erfährst du ja bei unserem Gespräch hier selbst.«

»Ich glaube dir kein Wort, Ogun. Niemals werde ich meine Schwester den Ambalosis überlassen. Niemals!« Barados war wieder wütender und konnte sich kaum mehr auf seinem Stuhl halten.

»Wo bin ich hier. Sofort lässt du mich nun frei, sonst...«

»Sonst was?«, fragte Ogun den jungen Mann ernst und kam ihm mit ihrem puppenhaften Gesicht ganz nahe.

»Was willst du tun, Barados? Du bist nun in meiner Welt, weit weg von deiner Memba und deinem Vater. Wenn ich es wollte, könnte ich dich hier und jetzt einfach sterben lassen. Einfach so und hier am Tisch und mitten in der Finsternis würdest du auf deinen Tod warten. Ihr Menschen der niederen Erdäen, ihr seid einfach zu jämmerlich und so schrecklich ungebildet. Weißt du, Barados, ihr seid nicht mehr, als nur primitive Affen, im Gegensatz zu uns Ambalosis.

Ihr erkennt einfach nicht, wann die Zeit eurer albernen Herrschaft abgelaufen ist. Das Geben ist um so vieles edler und schmackhafter, als ewig nur zu nehmen und zu nehmen und überzogene Forderungen zu stellen. Ihr Menschen hier, ihr ödet mich an. Eure Zeit der Forderungen ist vorbei, Barados. Für immer ist sie vorbei! Ihr werden Karakum mit uns und unseren Schatten teilen, ob ihr es wollt, oder eben auch nicht. Ihr habt keine Wahl. Verstehst du mich, du kleiner, stinkender Primat?«

Ogun sah in an.

Ihre Augen schienen fast zu glühen.

Hätte sie beim Reden spucken können, so hätte sie es gewiss auch getan. Doch sie war nicht wirklich vor Ort und so blieb Barados glücklicherweise nur die Vorstellung davon.

Kaum hatte sie ihren letzten Satz beendet, lichtete sich ihre Mimik wieder und ihre freundliche, ungemein weibliche Art, sie kehrte in ihr Gesicht zurück. Ogun setzte sich wieder etwas zurück und seufzte. Barados war sprachlos. Ihm war nun klar, dass mit den Ambalosis nicht wirklich zu Spaß war. Er dachte an Flucht aus diesem finsternen Raum. Doch es war nicht zu erkennen, wie er das hätte anstellen können. Um ihn herum war alles schwarz, und nicht einmal ein räumlicher Hall war auszumachen.

Allmählich bekam Barados Angst.

Hier geschah etwas, was er nicht kontrollieren konnte.

Plötzlich sprang er auf und rannte einfach in die Schwärze hinein.

Es war ihm egal, würde er gegen eine harte Wand laufen oder eventuell in einen Abgrund stürzen. Er musste es einfach versuchen. In diesem Raum war er dieser Ogun völlig ausgeliefert. Nach wenigen Schritten blieb ihm in der lichtlosen Finsternis die Luft weg. Er schnappte gierig nach Luft, konnte aber nicht atmen. Dann erkannte er in der Schwärze ein schwaches Licht flackern. Mit Mühe gelang es ihm, sich dem Licht zu nähern. Er hatte kaum noch Sauerstoff im Blut und ihn überkam Schwindel. Die wenigen Schritte fielen ihm so schwer, wie Blei. Mit letzter Kraft ließ er sich in den Lichtkegel fallen.

Er fiel hart auf den Boden und keuchte. Endlich war er wieder in der Luft. Einige Augenblicke kniete er mit gesenktem Blick auf dem Boden und erholte sich von den Anstrengungen. Als er seinen Blick wieder hob, erkannte er einen Tisch, einen leeren Stuhl und einen Stuhl, auf dem eine Frau saß.

Es war Ogun. Sie feilte wieder gelangweilt an ihren Fingernägeln. Barados war tatsächlich wieder dort, wo er zuvor schon gewesen war. Wütend schlug er das Stuhlbein weg, so dass der alte Stuhl durch den kleinen Raum polterte. Ohne ein wenig Hall im Raum, hörte sich das seltsam an.

»Können wir nun fortfahren?«, meinte Ogun zu ihm und wirkte etwas genervt.

Barados hob den Stuhl auf und setzte sich kraftlos wieder an den Tisch. Er blickte sie wie ein Raubtier an, das jeden Augenblick zum Sprung ansetzen wollte. Ogun zeigte sich davon natürlich unbeeindruckt. Eigentlich war sie auch überhaupt nicht da. Sie war nur ein Projektion. Jeder Angriff von ihm, er wäre eine Farce gewesen.

»Du wirst meine Schwester nicht bekommen, du Teufel.«, fauchte er sie an.

Sie sah ihm in die Augen. Dann sprach sie einige Worte in einer ihm unbekanntem Sprache.

Offenbar wies sie jemandem im Hintergrund an, irgendetwas zu tun.

Plötzlich krachte sein Kopf, wie von einer unsichtbaren Geisterhand gepackt, brutal gegen die Tischplatte. Barados schrie vor Schmerzen auf.

»Du wirst uns helfen, Barados.«, meinte Ogun.

Daraufhin wurde sein Kopf plötzlich hochgehoben und erneut brutal auf die Tischplatte geworfen. Barados spürte, wie ihm das Blut aus der Nase und dem Mund lief. Die Tischplatte färbte sich auf seiner Seite rot. Sein Gesicht, es schien durch den Aufschlag regelrecht taub

geworden zu sein. Nur das gebrochene Nasenbein, es ließ ihm einen harten Schmerz in den Kopf fahren. Alles um ihn herum, es begann sich zu drehen.

»Niemand!«, schrie er Ogun an. Das Blut aus seinem Mund, es hätte wohl ihre bunten Seidentücher übelst versaut, wären sie doch nur echt gewesen. Nur fiel das Blut so, durch Ogun hindurch, direkt auf ihre Stuhllehne. Schon spürte Barados, wie sein Kopf erneut gegriffen wurde, als er plötzlich lautes Hundegebell hörte. Nervös sah sich Ogun um. Das Bellen wurde lauter.

Noch während Barados halb in der Luft über dem Tisch hing, teilte sich plötzlich die Schwärze des Raumes, und gleißendes Licht strahlte blendend hinein.

Ogun hatte sich inzwischen erhoben und sprach Anweisungen in ihrer Sprache. In der Schwärze des Raumes hatte sich eine Art Korridor gebildet, dessen finsternen Wände sich bis hoch zum Himmel erstreckten. An seinem Ende näherte sich eine Person in dem Licht der aufgehenden Sonne, die direkt in den schwarzen Raum hinein strahlte. Vor dieser Gestalt liefen zwei riesige, schwarze Hunde, die mit wütendem Gebell die Finsternis vertrieben. Alles sah sehr unwirklich aus. Überall lösten sich schwarze Schatten aus der Wand und flogen regelrecht aus dem Verbund heraus. Unzählige Schatten verteilten sich über den gesamten Himmel.

Der Raum wurde so allmählich immer heller und offener. Dann erkannte Barados, wer die Person war, die diese beiden rettenden Hunde hielt. Sie ließ die Hunde nun von der Leine. Mit lautem Geheul jagten die beiden Vierbeiner den Schatten hinterher. Seine Retterin, es war seine Schwester Memba.

Die Hunde rannten nun auf den Tisch und auf Ogun zu, die sich durch sie jedoch von ihnen nicht stören ließ. Barados hatte noch niemals zuvor derartig große und wilde Hunde gesehen. Beide Tiere preschten mutig vor und warfen heulend den Tisch um. Nur noch wenige Schatten waren vor Ort, begannen aber bereits auch schon, sich fluchtartig zu entfernen. Immer wieder sprangen die Hunde jaulend durch die Projektion Oguns hindurch, konnten sie jedoch nicht packen. Als Memba dann schließlich vor Ogun stand, bekam Barados es mit der Angst zu tun. Doch seine kleine Memba, sie zeigte keine Furcht vor der Ambalosis.

»Du hast hier nichts verloren. Verschwinde aus Karakum, bevor wir euch alles Xyralum wieder nehmen, das ihr gestohlen habt.«, fuhr sie Ogun mutig an.

Doch Ogun lachte nur laut auf.

»Das kannst du nicht, Memba. Die Macht der Xyrale ist begrenzt, und wir werden sie für immer brechen. Das Waagumal hat versagt. Seine Zeit ist abgelaufen. Wir nehmen uns nur das, was uns zusteht. Das werdet ihr Xyrale nicht verhindern können. Niemand kann das verhindern. Karakum ist schwach. Es wird vertrocknen. Das Erdäum Kavinisch mit seinen edlen Ambalosis jedoch, es wird gedeihen und zu jener Stufe erblühen, die ihm von Anbeginn der Zeit zgedacht war. Mit dem wenigen Xyralum wird es hier in Karakum keine Kultur mehr geben. Die Schatten weiden für uns nur das Xyralum ab, was hier ohnehin keiner mehr benötigt. Also verschwinde, Xyral und weine ruhig um dieses sterbende Erdäum.«, fauchte Ogun Memba an.

»Also habt ihr die Umbrae Mortis versklavt, um sie zum Abweiden des Xyralums zu zwingen. Es steht euch nicht zu, sie für eure Zwecke zu missbrauchen.«

»Erzähle mir bitte nicht, Xyral, was ich zu tun habe. Ihr tragt doch selbst die Schuld für den Stillstand des Waagumals. Wir Ambalosis wollen doch nur eure Fehler überleben. Von euch war keine Hilfe zu erwarten.«

»Hüte deine Zunge, Ogun der Ambalosis, sonst wird sie dir eines Tages herausgerissen werden. Niemand kann die Umbrae Mortis dauerhaft kontrollieren. Sie kontrollieren zu wollen, das macht alles doch nur noch schlimmer. Gebt euren Plan auf, Ogun. Geht zurück nach Ambalosis und freut euch darüber, mit dem Xyralum des Waagumals reich beschenkt worden zu sein. Ihr habt keine Ahnung von den Mächten des Universums. Nicht einmal die einflussreichsten und

erfahrensten Xyrale kennen alle Erdäen und ihre Kulturen. Es wird das Chaos ausbrechen, gebt ihr nicht endlich diesen unsinnigen Plan auf.«

»Wir werden ihn niemals aufgeben. Verstehst du Memba, niemals werden wir das.«, meinte Ogun.

Die Projektion von ihr, sie löste sich langsam auf. Ohne das Xyralum der vielen Schatten hatte sie nicht mehr genug eigene Kraft, die Grenze zwischen den Erdäen gezielt zu übertreten. Die beiden Hunde hetzten in der Zwischenzeit noch jaulend hinter den übrigen Schatten her, welche sich rasch über die weite Wiese entfernten. Die Gefahr, sie war zunächst gebannt.

So wendete sich Memba ihrem Bruder zu, der blutend auf der Wiese lag. Es war inzwischen Morgen geworden. Einige Vögel zwitscherten. Die Wiese war zwar trocken, aber dennoch grün.

»Memba, wie hast du mich gefunden?«, stotterte Barados.

Er hatte zwar das Gespräch der beiden Frauen mit angehört, aber so gut wie nichts davon wirklich verstanden.

»Das war ganz leicht. Ich sah dich in der Dunkelheit. So folgte ich der Finsternis, um dich in ihr zu finden und dich aus ihr zu retten. Niemals hätte es mir verziehen, nicht nur Mutter und Lotis zu verlieren, sondern auch *dich*, du Dummkopf.«

Sie nahm ihn in ihre Arme und wischte ihm das Blut aus dem Gesicht.

»Hast du gehört, was diese Ogun wollte? Sie ist das Böse, das unsere Welt verschlingen will, Memba. Diese Schattenbiester, sie werden uns allen das Leben aussaugen.«

»Ganz ruhig, Barados. Das war alles etwas heftig für dich. Doch es gibt so viel mehr im Leben zu verstehen, als ein Mensch in einem einzigen Leben verstehen kann. Das ist eben die Grenze, die zwischen den Erdäen gezogen worden ist. Sie besteht, um trotz endlicher Körperlichkeit, dauerhaft Freude und Glück erfahren zu können. Die Bewahrer dieses Glücks, das sind die Xyrale. Ich bin ein Xyral, Barados. Von Geburt an bin ich es, so wie es unsere Mutter früher war und Lotis werden sollte.«

»Warum hast du mir niemals etwas davon erzählt, Memba?«

»Hättest du es mir geglaubt? Du hättest uns verantwortlich für das Unglück auf Karakum gemacht. Wir hätten dich verloren. Wir sind die Hüter des Xyralums in Karakum. Es ist eine unermessliche Kraft, die in unserem Erdäum keiner nutzen kann und von der kaum einer weiß. Wir leben eben in einer Zeit des großen Unglücks, das nicht nur auf Karakum beschränkt ist. Es droht das ganze Universum zu erschüttern.«

Dann kamen die beiden großen Hunde angelaufen und schleckten Barados durch das Gesicht, als wären sie zwei riesige Hundewelpen.

»Was sind das für sagenhafte Hunde, Memba? Woher hast du sie nur?«, fragte Barados, der sich seine Hände schützend vor sein Gesicht hielt.

»Das sind Rottweiler aus dem Erdäum Terra. Ganz liebe Gesellen sind das, Bruder. Solche großen Hunde haben wir hier in Karakum nicht. Ich habe sie aus Terra mitgebracht, um ganz sicher zu gehen. Es war eine große Anzahl Umbrae Mortis, die dich gefangen hielten. Wir Xyrale können zwischen den Erdäen reisen, musst du wissen, Barados.«

»Rottweiler? Das sind ja gewaltige Hunde.«, meinte Barados beeindruckt und wischte sich das Gesicht trocken.

»Ja, Hunde und Xyrale gehören zusammen. Hunde sind zudem Wesen, die zur Bilokation fähig sind. Sie haben die Fähigkeit, an zwei Orten gleichzeitig sein zu können. Wer jemals einen Hund träumen gesehen hat, der wird das wohl verstehen. Ihre Partnerschaft mit einem Xyral, sie macht es ihnen möglich, auch zwischen Erdäen reisen zu können. Sie benötigen jedoch stets die Unterstützung eines Xyral. Sie selbst haben keinerlei Möglichkeit, das Xyralum für sich selbst einzusetzen. Sie nutzen eben ihre Fähigkeit zur Bilokation. Die Hunde gibt es dann tatsächlich und wirklich greifbar in beiden Erdäen. Zusammen sind Xyral und Hund eine perfekte

Zweckgemeinschaft.«

Dann begann Memba seltsam tiefe Laute von sich zu geben.

Beide Hunde spitzten ihre Ohren und sahen sie aufmerksam an. Sogleich schienen beide Memba in gleichen Lauten zu antworten und nahmen eine unterwürfige Haltung ein. Memba konnte beide Tiere ohne Mühe anleinen.

Danach half sie ihrem verletzten Bruder auf die Beine.

Beide gingen, zusammen mit den Rottweilern, die Wiese entlang.

»Was wollte Ogun von dir, Memba? Wieso wollte sie dich kennenlernen?«, fragte Barados.

»Ach, lieber Bruder, verschwende keine Gedanken an sie. Sie wollte mich nur töten.«

Barados blieb abrupt stehen und sah sie entsetzt an.

»Komm schon, Barados, wir müssen rasch zu Vater. Er wird sich sicherlich schon Sorgen machen.« Kopfschüttelnd humpelte Barados hinter seiner kleinen Schwester her und versuchte zu den beiden Rottweilern möglichst großen Abstand zu halten. Rottweiler gab es in Karakum schließlich nicht. Man konnte nicht wirklich wissen, was sie vor hatten und wie sie tatsächlich tickten.

Getrennte Wege

Als er seine Augen schloss, suchte er *Kontakt*.

Jan hatte fast alles vergessen.

Es war schon verdammt lange her, dass er auf diese Art Kontakt gesucht hatte. Noch länger war es her, dass er die Erdäen bereiste.

Doch die Worte von Marsha, sie hatten in ihm die Sorge um die Menschen entfacht. Warum das so war, das konnte er nicht sagen. Eigentlich hatte er die Menschheit gründlich satt. Zu oft schon hatten die Menschen ihn enttäuscht und verletzt. Doch auch er war ein Mensch.

Vielleicht war es dieser Umstand, der das menschliche Handeln ihn besser verstehen ließ.

Menschen waren schwach und leidenschaftlich, wissbegierig und selbstbewusst. Man durfte sie nicht einfach untergehen lassen. Jedenfalls redete Jan sich das ein, als er *Kontakt* suchte.

Er hatte sich dabei einiges vorgenommen. Es sollte nicht nur der Kontakt zu irgendeinem Xyral sein. Er suchte nach einem Kontakt jenseits alle dem, was selbst für einen Xyral denkbar gewesen war. Es war der Versuch nach einem Kontakt in den entferntesten Weiten des Seins. Dieser Ruf in das Unbekannte, er wurde von den Xyralen, als Narrenruf bezeichnet. Es war ein Ruf, der nicht nur ziellos, sondern auch gefährlich war. Man konnte dabei niemals wissen, was oder wer diesen Ruf beantworten würde. In den Weiten des Seins waren Mächte und Wesenheiten verborgen, denen selbst die mächtigsten Xyrale größten Respekt zollten. Sicherlich war es auch ein wenig die Furcht vor dem Unbekannten. Doch Jan hielt es für wahrscheinlicher, dass sie dort Kontakte fürchteten, die ihnen Wesenheiten nahe brachten, die das Potential besaßen, das Sein in seinen Grundfesten erschüttern zu können. Sie hatten dabei sicher nur Angst um ihre eigene Haut. Es war die Bedrohung ihrer eigenen Macht, der Macht des Waagumals und des gesamten System, vor der sie sich fürchteten. Daher hatten sie nur selten den Narrenruf probiert. In Anbetracht der Geschichte von Marsha hielt es Jan für notwendig, ganz neue Wege zu versuchen und etwas zu wagen. Was hatte er, der alte Flaschensammler und Versager, in der Welt der Menschen schon noch zu verlieren?

Doch seine mutige Idee, sie sollte sich schwieriger realisieren lassen, als er sich es gewünscht hatte. Er war nicht in Übung, nur wenig in Stimmung und ein alter Mann. Jan war eigentlich nicht mehr, als nur ein Ex-Xyral mit wenigen Erinnerungen. Mehr war er nicht. Auch wenn er damals ein ganz großer Köhner seiner Zunft gewesen war, so war Jan sich heute nicht mehr sicher, dass er sein Handwerk noch verstand. Dementsprechend sahen auch seine ersten Versuche aus.

Er entspannte sich.

Auf seinem Bett lag er.

Larissa lag neben ihm.

Sie schlief.

Jan tat das schließlich, nach einigen Augenblicken der Entspannung, auch. Er schnarchte dabei. So sehr schnarchte er, dass Larissa das Weite suchte. Sie fand im Kleiderschrank einen relativ ruhigen Platz.

Als Jan nach einigen Stunden wieder erwachte, war er ein wenig wütend auf sich selbst. Mürrisch stand er auf.

Er ging erst einmal mit Larissa vor die Tür.

Obwohl die junge Hundedame sich nur schnell erleichterte, schaute Jan sich stets unruhig um. Er wollte nicht unbedingt wieder auf diese üblen Umbrae Mortis stoßen.

Kaum war er wieder in seiner Kellerwohnung, setzte er sich an den Esstisch. Er versuchte die

Kraft des Xyralums einzusetzen. Er dachte angestrengt nach.

Jan musste es einfach schaffen.

Tief in sich spürte er diese seltsame Kraft, wie sie durch das Xyralum ausgelöst wurde. Er erinnerte sich allmählich wieder an seine Jugend. Viele Bilder schossen ihm durch den Kopf. Es waren zumeist lustige Erlebnisse, aber auch einiges Unheimliches, an das er sich erinnerte. An jede Erinnerung versuchte er sich zu klammern. Er versuchte sich regelrecht festzukrallen, um sie nicht mehr zu verlieren. Sie waren kostbar für ihn. Doch entglitten sie ihm immer wieder, als würden sie auf einem reißenden Gedankenfluss treiben. Es kostete ihn unheimlich viel Kraft, sich auf seine Erinnerungen zu konzentrieren. Kaum hatte er sie fassen können, entfernten sie sich auch schon wieder von ihm. Jan versuchte es immer wieder und wieder.

Nach einigen Stunden ließ er völlig erschöpft seinen Kopf auf die schmutzige Tischplatte sinken. Er befreite seinen Geist von jedem einzelnen Gedanken, bis er völlig leer zu sein schien. Nur noch seine Gefühle umhüllten seinen leeren Geist. Es war, als würden sie regelrecht darauf warten, sich auf neue Eindrücke stürzen zu können. Doch diese blieben aus. Es kamen keine neuen Eindrücke mehr in seinen Geist. Als würde sein Kopf einer Festung gleichen, die sich vor einer Belagerung schützte, so fühlte er sich an. Nun fand Jan endlich seine Ruhe.

Er ließ sich völlig entspannt hängen. Jan versuchte, an überhaupt nichts mehr zu denken. Nach einer Weile lief ihm etwas Speichel aus dem Mundwinkel und fiel direkt auf die Tischplatte.

Jan bemerkte es nicht.

Er war völlig leer.

Doch dann meinte er schon, etwas wahrzunehmen.

Ganz plötzlich schien es ihm, als wäre er nicht mehr für sich alleine.

Er war nicht mehr alleine. Da war etwas ganz tief in ihm drin. Es schien sich allmählich seinem Geist nähern. Jan sah keinen Grund zur Unruhe, auch wenn es nicht seine Erinnerungen waren, die sich ihm näherten. Es war viel mehr etwas, was nicht zu ihm selbst gehörte. Etwas völlig Fremdes näherte sich ihm, als würde es sich wie ein kleines Tier im Nebel auf ihn zu bewegen. Doch Jan konnte es einfach nicht richtig erkennen. Er versuchte es deutlicher zu sehen und ließ seinen Geist näher heran. Doch das Fremde in ihm, es wich zurück. Wieder probierte es Jan, und wieder wich das Fremde zurück. War das möglich? War dort etwas in der Ferne seines Geistes, dem er tatsächlich folgen sollte?

Jan wollte es wissen und ließ seinen Geist die Verfolgung aufnehmen. Immer schneller und schneller bewegte sich das Fremde vor ihm durch den Nebel seines Geistes.

Instinktiv spürte er, wie er sich von seinem realen Bewusstsein als Mensch im Erdäum Terra entfernte. Inzwischen rauschte er mit dem Fremden vor sich so rasant durch das Sein, wie er niemals zuvor zwischen den Erdäen gereist war. Als Xyral waren es nur Augenblicke, um von einem Erdäum, zu einem anderen zu reisen. Es war mehr ein Springen von einer Welt, zur nächsten. Mehr als vier bis fünf Erdäen pro Reise waren für einen Xyral, eine enorme spirituelle Herausforderung. Das Xyralum löste Entfernungen praktisch auf und ermöglichte damit eine Reise. Doch diese Reise jetzt, sie war völlig anders. Sie dauerte an, und Jan spürte die hohe Geschwindigkeit.

Er bekam allmählich Angst.

Ihm wurde übel.

Diese Gefühl wirkte sich unmittelbar auf seine Reise aus. Es schien die Geschwindigkeit massiv zu bremsen. Davon war er so sehr fasziniert, dass die Angst in ihm wieder ein wenig wich und seine Reise wieder an Geschwindigkeit gewann. Es waren die Gefühle in ihm, mit denen er seine Fahrt steuern konnte. Das hatte er nun verstanden. Sie behinderten deutlich die Geschwindigkeit, waren sie da. Konnte er sich von ihnen befreien, dann nahm die Geschwindigkeit wieder zu. Offenbar lenkten sie ihn vom Reisen ab.

Bald schon erkannte er, dass dieser weiße Nebel nicht aus kleinsten Wassertröpfchen bestand, wie man meinen konnte, sondern aus vielen winzigen Bildern. Es waren die schier unendlich vielen Erdäen, die an ihm vorbei flogen. Die Geschwindigkeit war es, die ihm den Eindruck verschaffte, es wäre nur ein feiner Nebel, durch die er reiste. Würde er jetzt die Reise enden lassen, dann würde er wohl unverzüglich in eines der winzigen Bilder eintauchen und damit das betreffende Erdäum besuchen.

Es waren demnach schier unzählige Milliarden von Erdäen mit ihren Gesellschaften, die an ihm vorbeiflogen. Sie klebten dicht an dicht aneinander, im gleichen Augenblick, meistens ohne etwas voneinander zu wissen. Vielleicht hatten einige eine vage Ahnung, doch mehr wussten sie nicht. Sie alle wurden nur durch das Xyralum getrennt. Das Xyralum trennte und verband alle Erdäen miteinander. Ohne das Xyralum würde sich dieser Nebel wohl zu einem chaotischen Ozean im Sein vereinen.

Jan spürte eine tiefe Beeindruckung in sich. Es war ein Gefühl größter Demut vor der Natur, das in ihm glühte. Jan war eben auch ein sehr emotionaler Mensch, und er war ein alter Xyral. Als ein wirklich ärgerlicher Umstand erwies sich das für ihn.

Seine aufkeimenden Gefühle brachten seinen Geist zu einer regelrechten Vollbremsung.

Seine Reise büßte massiv an Geschwindigkeit ein. Sein Geist wirbelte plötzlich wirr zwischen dem Nebel der Erdäen umher. Daraufhin bekam er spontan Angst und bremste durch sie nur noch heftiger seine Reise ab. Er wirbelte wie ein Bruchpilot völlig wirr herum.

Dann erwachte Jan plötzlich in irgendeinem Erdäum im kalten und stinkenden Morast. Er lag mitten im nassen Dreck.

So laut und so verzweifelt, wie es jetzt tat, so hatte Jan schon lange nicht mehr geschrien.

Es war die Panik. Das Entsetzen suchte sich einen Weg ins Freie.

Vögel stiegen kreischend in die Nachtluft auf.

Augenblicklich verstummten sämtliche Frösche und Unken im gesamten Umkreis.

Dann war es wieder völlig still im Moor.

Nach einer Weile vernahm man in der Finsternis ein knurrendes: »Scheiße...«.

Stöhnend erhob sich Jan.

Er war bis auf die Knochen nass.

Stinkender Morast klebte in seinem Gesicht.

Er trug die einfache Kleidung eines Bauerngesellen. Vorsichtig stapfte er durch das sumpfige Gebiet, bis er festen Boden unter seinen Füßen spürte. Jan hatte nicht die leiseste Ahnung, in welchem Erdäum er gelandet war. Er konnte überall sein. Glücklicherweise erinnerte er sich noch an sein gutes, altes Erdäum Terra. So konnte er später wenigstens versuchen, wieder nach Hause zu gelangen. Es war schon oft vorgekommen, das Xyrale derart unsanft aus ihrer Reise gerissen wurden, dass sie dabei ihren heimatlichen Ursprung vergaßen. Immerhin hatte auch Jan keine normale und sanfte Reise hinter sich. Er war sich sicher, sehr weit in unbekanntes Terrain vorgedrungen zu sein. Vielleicht war er sogar der erste Xyral, der überhaupt jemals in diesem Erdäum abgestiegen war?

Jan sah sich um. Er spürte instinktiv, dass noch nie ein Xyral vor ihm an diesem Ort erwacht war. Vielleicht gab es einheimische Xyrale, aber fremde waren hier sicher noch nicht erwacht. Dieses Erdäum schien wild und nur wenig wohlwollend vom Waagumal bedacht worden zu sein. Das Xyralum vor Ort, es war kräftig und ungewöhnlich ruhig. Schlecht gelaunt stolperte Jan den kleinen Pfad entlang. Irgendwohin musste er führen und Jan war gespannt, wie es dort wohl aussehen würde.

Nachdem Marsha die Kellerwohnung von Jan verlassen hatte, folgte sie einem brennenden Verlangen tief in sich, einen sogenannten Kraftort in Terra aufzusuchen.

Kraftorte waren Orte, an denen sich das Xyralum immer wieder in großen Mengen ansammelte.

Einige Zeit verweilte es dort, nur um sich dann wieder aufzulösen und zu verteilen. Niemand hatte jemals die Ursache für dieses Phänomen ergründen können. Doch an diesen Orten war das Xyralum zeitweise so stark konzentriert, dass nahezu alle Lebensformen im Erdäum in der Lage waren, es zu spüren und es manchmal auch für sich nutzbar zu machen. Die Menschen Terras kannten solche Kraftorte natürlich auch und gaben ihnen immer wieder die verschiedensten Namen. Diese Orte wurden oft von sensiblen Menschen aufgesucht, um sich dort spirituell zu betätigen. Nicht selten wurden Heiligtümer an diesen Stellen errichtet. Diese wurden dann über viele Epochen hinweg betrieben und liebevoll gepflegt. Gottheiten wurden dort angebetet, die Toten wurden dort bestattet und heilige Rituale durchgeführt.

Das Xyralum ließ die Lebewesen der Erdäen an diesen Orten spüren, dass es noch mehr im Sein gab als das, was mit den regulären Sinnen des Körpers wahrnehmbar war. Kraftorte sind Orte der Wunder. An diesen Orten schienen die Grenzen zwischen den Erdäen dünner zu sein und man konnte die Anwesenheit anderer Erdäen erahnen. Genau so einen Kraftort wollte Marsha nun aufsuchen. Etwas zog sie dort hin. Vermutlich kam eine Botschaft für sie durch.

»Du blöder Idiot. Schon immer warst du stur und verbohr. Das hatte uns früher schon oft in Schwierigkeiten gebracht.«, fluchte sie leise vor sich hin, während sie die Straße entlang hastete. Marsha spürte, wie sich das Waagumal Stunde, um Stunde, veränderte. Sie musste handeln und zwar schnell.

Doch Jan hatte sie abgewiesen.

Er hatte seine ursprüngliche Funktion einfach vergessen. Seine Fantasiefähigkeit, sie hatte sich offenbar völlig zerstreut.

Nun musste Marsha nach einem Weg suchen, alleine mit dem Problem fertig zu werden. Es war ihre Pflicht und ihre Aufgabe als Xyral, das Erdäum Terra und das Waagumal zu schützen. Auch dann war es ihre Aufgabe, wenn es viele Gefahren für die Menschen und für sie selbst mit sich brachte.

Sie näherte sich der alten Kirche im Stadtzentrum.

Zwar gab es auch neuere Kirchen, die schneller zu erreichen gewesen waren, doch trotz ihrer aufwendigen Segnung waren sie keine Kraftorte. Viele neuere Kirchen wurden inzwischen immer wieder an Plätzen gebaut, die keine Kraftorte waren. Offenbar hatten die Kirchen keinen wirklich guten Draht zum Xyralum mehr. Viele Kaufleute und Verwalter standen für die Kirchen. Zu viel hatten die Kirchen an Sinn für Spiritualität verloren.

Nach einigen Minuten der Hetzerei durch die Stadt, erreichte Marsha schließlich das alte Gotteshaus.

Als sie dort eintrat, leuchteten viele kleine Opferkerzen in der rechten Ecke. Der protzige Altar türmte sich in der Mitte auf.

In den alten Holzbänken saßen und knieten einige alte Frauen, um ein wenig zu beten.

Marsha suchte eine Stelle in der Kirche auf, die eher unbedeutend und trist zu sein schien.

Es war eine dunkle Stelle im linken Kirchenschiff. In einem der alten Sandsteine der Kirchenmauer war dort kunstvoll ein kleiner Esel gemeißelt, der zwischen seinen Augen ein Horn trug. Unter dessen Beinen saß ein kleiner Mann, der drei Finger erhoben hatte.

Genau diese Stelle suchte Marsha auf. Der gehörnte Esel wies auf die Geschichte Bileams hin. In ihr war es ein einfacher Esel, der den Engel des Herrn sehen konnte, als er ihm erschien, jedoch nicht sein Hüter Bileam selbst. Der Engel wollte eine Botschaft überbringen. Wegen der Erscheinung wollte der Esel seinem Herrn Bileam nicht weiter auf dem Weg folgen. Er wurde deshalb von seinem Hüter geschlagen und misshandelt. Das spitze Horn zwischen seinen Augen auf dem Bild, es symbolisierte das dritte Auge *Ru*. Es deutete damit auf die Fähigkeit hin, das Xyralum erkennen und gegebenenfalls für sich nutzbar machen zu können. Der Mann unter dem

Esel, er zeigte mit seinen Fingern die bedeutungsreiche Zahl 3. Sie galt als das Symbol für die drei Pfade des Leidens, die zur spirituellen Vollkommenheit und zu den Reichen der Engel führen sollten.

Alles das zeigte Marsha, dass sie hier die richtige Stelle gefunden hatte. Jetzt musste sie nur noch auf den Augenblick der Konzentration des Xyralums warten, um nach der Botschaft Ausschau halten zu können. Auch musste sie auf die Umbrae Mortis achten, die sich oft in der Nähe von Kraftorten aufhielten. Sie gaben sich stets wie hungrige Wespen, die um einen reich gedeckten Kaffeetisch kreisten. Nicht ohne Grund wussten die Kirchen von der Existenz der Schatten. Sie brachten diese mit dem Bösen in Verbindung. Doch auch wenn die Umbrae Mortis sich um einen Kraftort scharten, so waren sie in ihrer Gier nach dem Xyralum nahezu blind für alles andere um sie herum.

Ein Xyral konnte sich dort relativ sicher aufhalten, auch wenn die Anwesenheit eines Hundes sicherlich beruhigender gewesen wäre. Daher sollte man an Kraftorten doch immer auf Menschen achten, die einen Hund mit sich führen. Es konnten durchaus Xyrale sein, die das Xyralum des Kraftortes nutzen wollten.

Marsha saß eine Weile auf einer der alten Bänke in der Nähe des Kraftortes, als sie deutlich einen Anstieg des Xyralums spürte.

Offenbar war es nun so weit.

Sie lief so unauffällig, wie es ihr möglich war, zu dem Kraftort und legte ihre Hand auf den Boden.

Marsha spürte, wie ihre Sinne sich regelrecht aufbäumten und starke Gefühle ihr Herz zu heftigem Klopfen brachten.

Plötzlich wurde es ganz still um sie herum.

Ihr schossen seltsame Bilder durch den Kopf.

Sie sah ein fernes Erdäum, das sie schon einmal früher besucht hatte. Dort waren drei Männer zu sehen, die sich gegenseitig bedrohten.

Einer der Männer, er hatte einen Hund bei sich. Dieser bedrohte die beiden anderen Männer. Sein Nackenfell und die Haare am Schwanz, sie waren aufgestellt. Die Zähne hatte er bedrohlich gefletscht.

Plötzlich warf sich einer der Männer dem Hund entgegen und stieß ihm eine glitzernde Klinge in den Hals. Sofort jaulte der Hund auf und brach blutend zusammen.

Noch während der Hund um sein Leben kämpfte, fielen dutzende Schatten über den bedrohten Mann her und saugten ihm gnadenlos alles Xyralum aus. Es war nicht wirklich schwer zu erraten, dass es Xyralum war.

Marsha kannte den Mann, der dort um sein Leben kämpfte. Es war Barun. Barun war ein recht erfahrener Xyral. Er war ein alter und treuer Freund von Marsha. Barun ging langsam auf die Knie und starb bei dem Angriff der Umbrae Mortis, während die beiden anderen Männer untätig dabei zusahen. In ihren Gesichtern erkannte man Zufriedenheit. Dann fiel Barun plötzlich auf seinen toten Hund und blieb dort regungslos liegen.

Marsha war entsetzt.

Gerade als das Bild vor ihrem inneren Auge verblasste, dreht sich einer der Mörder Baruns um und starrte sie wütend an. Doch Marsha war bereits wieder in der Kirche und lag auf dem kalten Kirchenboden.

»Kann ich ihnen helfen, junge Frau?«, hörte sie eine Männerstimme und blickte erschrocken auf. Dort stand der Gemeindepfarrer und sah sie besorgt an.

»Nein, oh nein, danke...«, stammelte Marsha.

Doch kaum hatte sie das gesagt, wurde es in ihrem Teil der Kirche plötzlich gleißend hell. Ein greller Lichtstrahl schoss direkt aus dem Kraftort in die Höhe und gegen das Dach der Kirche.

Ergriffen von Schrecken und Angst schrien die alten Frauen in ihren Bänken auf. Einige andere hatten nur ihre Münder weit geöffnet und staunten wortlos. Andere gaben sich nahezu hysterisch. »Ein Engel! Das ist ein Engel!«, rief eine etwas jüngere Frau, die gerade zur Kirchentür herein gekommen war. Sie lief mit verklärtem Gesichtsausdruck auf den Lichtstrahl zu, in dem sich inzwischen ein schwarzer Fleck gebildet hatte.

Der Gemeindepfarrer suchte Halt an dem kleinen Kreuz, das er um seinen Hals trug. Mit verkrampften Fingern klammerte er sich daran fest.

Aus dem schwarzen Fleck hatte sich inzwischen das Gesicht jenes Mannes geformt, der Barun getötet und Marsha entdeckt hatte.

»Ich habe dich gefunden, mieser Xyral. Ich habe dich gesehen und dich gefunden...!«, donnerte eine tiefe Stimme durch die Kirche.

Die verklärt wirkende Frau vom Kircheneingang, sie war nun bei dem Lichtstrahl angekommen und hatte ihre Arme so sehr weit geöffnet, als wollte sie den Lichtstrahl umarmen.

»Nein, tun sie das nicht!«, schrie Marsha sie an.

Doch da war es schon zu spät.

Der Lichtstrahl trennte der Frau den rechten Arm sauber ab. Die Frau fiel zu Boden, was ihr den anderen Arm rettete.

»Weiche von uns, du Diener der Finsternis! Verlasse das Haus Gottes. Unverzüglich! Ich befehle es dir!«, polterte der Geistliche neben Marsha plötzlich los.

»Halten sie ihren Mund, verdammt, Sie Narr!«, brüllte ihn Marsha an.

Dann schritt sie mutig auf den Lichtstrahl zu, was offenbar einige Umbrae Mortis bemerkten.

Sie hatten sich bisher in einer finsternen Ecke der Kirche aufgehalten, was sie immer ganz gerne tun. In der eher dunklen Kirche waren sie rasch zu übersehen. Nun jedoch, da waren sie plötzlich nur noch von ihrer Gier nach dem Xyralum getrieben.

Sie bewegten sich rasch auf Marsha und den Lichtstrahl zu.

Doch die junge Frau hatte sie sogleich bemerkt und sich von dem Lichtstrahl entfernt.

Die Umbrae Mortis flogen direkt in den gleißenden Lichtstrahl hinein, der sich sofort mehr und mehr verdunkelte. Sie sogen gierig das Xyralum auf, bis der Mörder Baruns nicht mehr genügend Kraft besaß, seine Verbindung zu dem Kraftort aufrecht zu erhalten.

Der Lichtstrahl verschwand. Es wurde wieder dunkel in der Kirche.

»Ruft schnell einen Krankenwagen!«, rief eine der älteren Frauen.

Eine andere aus dem Kreis der Betenden lief eilig herbei, um der Verletzten zu helfen, die zitternd auf dem Boden lag.

»Das war ein Angriff auf das Haus des Herrn. Die Mächte der Finsternis waren stark an diesem Ort. Oh, mein Gott! Oh, Herr!«, redete der Gemeindepfarrer vor sich hin und war dabei leichenblass im Gesicht.

»Nein, Hochwürden, es ist ein *Engel* getötet worden.«, entgegnete Marsha verbittert.

Sie wollte jetzt nur noch rasch die Kirche verlassen, bevor die Umbrae Mortis auf sie aufmerksam wurden.

Als sie zur Kirchentür lief, hörte sie den Pfarrer rufen: »Haltet die junge Frau auf. Sie hat irgendetwas mit dieser Sache hier zu tun. Schnell, haltet sie auf!«

Sofort begann Marsha zu rennen.

Sie war schon fast bei der schweren Holztür, als sich ihr von linker Seite ein älterer Mann näherte. Doch gerade in dem Augenblick, als er sie am Arm festhalten wollte, kam ein kleiner Jagdhund unter den Bänken hervor gelaufen. Offenbar hatte er sich in der Aufregung von seinem Frauchen gelöst. Der hastige alte Mann stolperte über den Hund und fiel ziemlich unsanft auf den

Steinboden.

Dieser war sehr glatt.

So rutschte der Mann, auf dem Bauch liegend, über den Boden.

Es gelang Marsha in letzter Sekunde, aus der Kirche zu fliehen.

Sie rannte die Straßen der Stadt entlang.

Dabei bog sie mehrfach ab, um nicht doch noch durch ihre Verfolger gestellt zu werden.

Offenbar folgte ihr jedoch niemand.

Völlig außer Atem ging sie in die Knie. Sie versuchte wieder etwas Luft zu bekommen.

Tränen liefen ihr durch das verschwitzte Gesicht.

Ein lieber Freund war gestorben.

Nein, er war kaltblütig ermordet worden.

Für seine Nachricht war es zu spät gewesen. Die Mörder hatten ihr Ziel erreicht. Offenbar sollten sie die Übermittlung der Nachricht verhindern.

War das Erdäum Terra womöglich deutlich mehr in Gefahr, als Marsha es bereits ahnte?

Nach einer Weile strengen Marsches wurde der finstere Wald um Jan heller. Man konnte in der Ferne die Lichter eines Bauernhauses erkennen.

Als er sich näherte erkannte er, dass es mit Schilfrohr gedeckt und im Prinzip sehr einfach erbaut worden war. Doch so nahe am Wald und dem Sumpf, da war ein Reetdach wohl auch zweckmäßig. Jan war damit aber auch sogleich klar, dass er in diesem Erdäum wohl kein Kabelfernsehen und kein Internet erwarten durfte. Doch er musste zunächst wieder ein wenig zur Ruhe kommen, um sich für eine Fortsetzung seiner Reise konzentrieren zu können. Einen weiteren Narrenruf musste er probieren. Also begab er sich zu dem Haus und klopfte gegen die alte Holztür.

Zunächst geschah nichts.

Doch dann, einen Augenblick später, da hörte er ein leises Rascheln.

»Wer ist dort? Verschwindet am besten gleich, sonst werde ich euch Beine machen. Gäste sind zu dieser Zeit immer unerwünscht.«, hörte Jan eine Frauenstimme durch die Tür zu ihm sprechen.

»Ich bin alleine und ein armer Reisender, der sich hoffnungslos verirrt hat. Nur eine Suppe, etwas Brot und Wasser begehre ich. Auch wenn ihr mir sagen könntet, wo ich mich hier befinde, wäre ich euch sehr dankbar.«

»Ich wiederhole mich nur ungerne, ihr armer Reisender. Verschwindet, sonst wird es euch schlecht ergehen!«

»So habt doch Erbarmen.«

Nach einem stillen Moment wurde die Tür geöffnet. Jan blickte direkt auf die Spitze eines Pfeils, der in eine Armbrust gespannt war.

»Oh, nein, junge Frau, wer wird denn gleich...?«, meinte Jan und sprang zur Seite, so gut es sein verschmutzter Körper eben zuließ.

Es hatte ihn in diesem Erdäum nicht wirklich besser getroffen, als er es in Terra gewohnt war. Jan war hier zwar in einem etwas jüngerem Körper erwacht, aber das fiel ihm selbst kaum spürbar auf. Wie in Terra auch, so war er hier ebenso ärmlich gekleidet, auch in einem eher gesetzten Alter und fand sich selbst nicht wirklich adrett.

»Verschwindet...! Rasch!«

»Ist ja schon gut. Nur ganz ruhig bleiben. Ich werde gehen.«

Jan hob seine Arme und entfernte sich langsam von der Tür, indem er vorsichtig rückwärts lief. In der Tür stand eine Frau mittleren Alters, von nicht geringer Schönheit. Sie hatte ein hübsches Gesicht, trug blonde Haare und hatte eine wohl proportionierte Figur. Da war wirklich alles an seinem Platz, sah man einmal von der gespannten Armbrust ab, die noch immer bedrohlich auf ihn gerichtet war.

Die Frau beobachtete seinen Rückzug genau und musterte ihn ausgiebig. Ihr fiel seine schmutzige und nasse Kleidung auf. Er war zudem wirklich nicht mehr in dem Alter der jungen Taugenichtse aus dem Dorf. Von denen hatte sie nur Schlechtes gehört und nur Ärgerliches erlebt. Sie fühlte sich als Frau von diesen sprunghaften Gestalten bedroht. Waren sie betrunken, was sie ohnehin fast immer waren, fielen sie schon einmal über eine hilflose Frau her und bedrängten sie. Doch dieser alte Mann, er war nicht betrunken, sah friedlich und eher interessant aus.

Also ließ sie die Armbrust langsam sinken und meinte zu ihm: »Schon gut. Ich glaube euch. Ihr seid willkommen. Tretet ein.«

Jan seufzte erleichtert auf. Er betrat zögernd und sehr vorsichtig das kleine Bauernhaus.

»Hier treiben sich viele üble Gestalten herum. Da kann man nicht vorsichtig genug sein.«, meinte sie zu ihm.

»Ja, das kann ich mir gut vorstellen. Doch ich bin wirklich in einer Notlage und habe mich nur in diesem Moor verirrt. Ich hege nicht den Gedanken, euch Leid zuzufügen. Bitte glaubt mir.«

»Wenn ihr das sagt, dann wird es wohl auch so sein. Nehmt am Tisch Platz. Ich will sehen, ob noch etwas Knollenbrei da ist. Doch solltet ihr Übles im Sinn haben, dann seid ihr ein toter Mann.«

»Das hört sich fein an, gute Frau. Mein Name ist Jan. Ich bin vorhin im Sumpf erwacht und kann mich an nichts mehr erinnern. Wahrscheinlich hat man mich überfallen und dann einfach dort liegen gelassen.«

»Die Leute nennen mich Bina. Seit mein Mann im Sumpf umgekommen ist, lebe ich hier alleine und versuche das Beste aus meinem Leben zu machen. Ich mag die Einsamkeit und den Geruch des Moores. Hier kann ich mit meinem toten Mann sprechen, wie und wann es mir beliebt, ohne das man über mich schlecht redet und lacht. Menschen mag ich nicht besonders, so müsst ihr wissen. Aber das habt ihr sicher ohnehin schon selbst bemerkt.«

Bina legte die Armbrust auf einen Stuhl neben der Tür. Dann sah sie in einem alten Topf nach, ob sie dort noch etwas Essbares für diesen Jan finden konnte.

»Ja, ich kann euch ganz gut verstehen. Ich mag die Menschen auch nicht besonders, Bina. Menschen waren es, die zwei gute Freunde von mir getötet und mich dann einfach meinem Schicksal überlassen haben. Ist man ein wenig anders als es die Mitmenschen erwarten, schwimmt man nicht mit ihnen im Strom der allgemeinen Meinung, dann hat man fast immer nur Ärger mit ihnen.«

»Hier, stärkt euch erst einmal. Es ist nicht viel, aber es ist sehr nahrhaft.«

Bina stellte Jan eine Schale mit dampfendem Knollenbrei auf den Tisch. Einen Löffel aus Holz legte sie dazu. Dann holte sie einen Krug Wasser und einen Becher aus Keramik. Der Brei war ziemlich fest gegart, so dass Jan ihn kaum schlucken konnte. Doch spülte er dann mit etwas Wasser nach, war diese üble Eigenschaft erträglich.

Bina hatte sich zu ihm an den Tisch gesetzt und fragte: »Ihr seid nicht von hier. Woher kommt ihr, und was führt euch in diese trostlose Gegend?«

Wäre Jan nicht früher ein Xyral gewesen und es daher nicht gewohnt, solche Fragen zu beantworten, dann wäre er jetzt aufgeschmissen gewesen.

Doch er war ein Xyral und log deshalb völlig gelassen: »Ich kann mich nur an eine kleine Stadt erinnern. Ich brach auf, um Handel zu treiben. Offenbar wurde ich hier im Sumpf überfallen.

Man hat mich heimtückisch niedergeschlagen. Ich kann mich an fast nichts mehr erinnern.

Offenbar habe ich einiges aus meinem Gedächtnis verloren. So weiß ich nun nicht, woher ich gekommen bin und wohin ich wollte.«

»Das ist ja schrecklich, vielleicht auch praktisch. Ich wünschte, ich könnte euch helfen, wenn ich denn soll« Bina lachte.

»Ihr helft doch bereits mit Speis, Trank und einem Dach über dem Kopf.«

»So ist es auch gut. Bleibt bitte über Nacht. Vielleicht fällt euch am frischen Morgen und nach einer Mütze voll Schlaf alles wieder ein? Seid bitte mein Gast.«

Jan nickte ihr freundlich zu. Er hatte erreicht, was er wollte.

Die gewonnene Zeit wollte er nutzen, um sich seine nächsten Schritte gut zu überlegen. Er musste zumindest versuchen, wieder in das Erdäum Terra zu gelangen. Vielleicht schaffte er es auch, dieses fremde Element im Strom seines Geistes erneut zu finden. Offenbar sollte er sogar den Weg in diese entlegene Gegend des Seins finden. Dann würde das Fremde in seinem Geist sicher erneut versuchen, sich ihm zu nähern. Allerdings musste Jan dann erneut einen Narrenruf probieren.

Als er fertig gegessen hatte, zeigte ihm Bina zwei Säcke, die mit Stroh gefüllt waren und eine weiche Decke. Hier sollte er nächtigen. Sie stellte ihm vor dem Haus zwei Eimer Wasser hin. Er sollte sich ausziehen und ihr seine schmutzigen Kleider geben. Dann sollte er sich erst einmal richtig waschen. Sie ging wieder in das Haus und holte ein paar Hosen. Danach gab sie ihm ein weit geschnittenes Hemd aus Baumwolle.

»Das hatte früher meinem Mann gehört. Nun gehört es euch. Ihr müsst etwas Sauberes zum Anziehen haben, wenn ihr morgen weiter in die Stadt wollt.«

Jan nahm die Kleidung dankend an. Als Bina wieder in das Haus gegangen war, zog er sich aus und wusch sich mit dem kalten Wasser. Nach einer Weile kam Bina wieder. Jan war noch nackt. Sie musterte ihn kurz und meinte dann schmunzelnd:

»Ich hätte das Wasser vorher erwärmen sollen. Verzeiht mir...«

Dann ließ sie Jan wieder alleine.

Als er frisch und rein in das Haus kam, hatte Bina bereits ein wenig aufgeräumt. Sie hatte eine Art Tee gekocht, der in zwei Bechern auf dem Tisch stand und dampfte.

»Wenn ihr mögt, dann trinkt mit mir noch einen Becher Gebräu. Diese Kräuter des Sumpfes, sie werden euch sicher gut tun. Ich habe sie selbst gesammelt und aufbereitet.«

Jan setzte sich mit Bina an den Tisch und schlürfte den kräftigen Tee. Das schmackhafte Gebräu, es hatte eine wahrhaft seltsame Wirkung auf ihn. Ihm wurde ganz warm. Seine Hemmungen zu dieser ziemlich sinnlichen Frau, sie schienen sich allmählich vollkommen aufzulösen. Auch ihre Augen, sie schienen bereits mehr zu glänzen, als zuvor.

Nach weiteren Schlucken von dem Tee bekam er eine Erektion und suchte die Nähe zu Bina. Sie hatte sich bereits ihre Kleidung ein wenig geöffnet, und man konnte ihre weibliche Üppigkeit deutlich erahnen.

»Meine Güte, was hast du mir hier für einen Tee gebraut? Mir wird so ganz anders.«

»Der Tee entspannt und tut gut, hat aber einige Nebenwirkungen. So ist es mit den meisten Kräutern des Sumpfes.«

Bina lächelt ihn ein wenig aufreizend an.

Er wollte sie küssen.

»Bina, ich denke, es war ein langer Tag heute. Ich werde mich zum Schlafen legen. Das ist wohl wirklich besser so, oder was meinst du?«

»Nun, wenn ihr das denkt, dann solltet ihr es auch tun.«

Als Jan wenig später entspannt zwischen seinen Strohsäcken lag, beobachtete er Bina, wie sie sich für die Nacht vorbereitete. Der Tee zeigte noch immer seine Wirkung. Bina entkleidete sich freizügig vor seinen Augen.

Er sah ihr dabei einfach zu.

Ohne den Tee hätte er sich das wohl niemals getraut.

Doch diese Frau, sie war wundervoll.

Binas Hals war schlank und makellos.

Ihre Lippen, sie schienen unendlich weich und sinnlich. Er bewunderte ihre wohlgeformten Brüste. Beide Nippel lagen im Zentrum der großen Warzen und reckten sich vorwitzig dem kalten Wasser entgegen. Durch ihre dünnen Schamhaare konnte er ihr Geschlecht erahnen, was ihn unglaublich erregte. Binas Beine, sie waren lang. Ihre Haut schien unendlich seidig zu sein. Jan war ganz gierig danach, sie zu berühren und ihren Duft aufzunehmen.

Bina war nicht so ein junges Geschöpf, nicht fast noch ein Mädchen, nicht so grün, wie es Marsha war. Nein, sie war eine echte Frau, reif und betörend schön, und Jan beehrte sie sehr. Bina bemerkte natürlich seine gierigen Blicke und sah immer wieder lächelnd zu ihm.

»Der Tee ist gut, oder *nicht*? Seine Magie verzaubert, aber er raubt den Menschen nicht völlig ihren Willen.«, erklärte sie nur kurz und streifte sich dabei ihr Nachthemd über.

Dann sprang sie ausgelassen in ihr Bett.

Das war sehr einfach gebaut, wie eben alles in diesem Haus von einfacher Art war. Sie löschte das Licht. Es war fast ganz dunkel im Raum. Nur etwas Licht von der Glut des Feuers war noch zu erahnen.

»Gute Nacht, Jan, träume etwas Schönes.«, hörte er sie flüstern.

Er wusste sofort, wie sie das meinte.

»Das werde ich, Bina. Das werde ich...«

Danach drehte er sich um und versuchte krampfhaft an etwas anderes zu denken. Er war müde und wollte eigentlich schlafen. Das war jedoch nicht wirklich einfach. Eine Erektion, sie konnte schon etwas Nervtötendes sein, wollte man einfach nur schlafen und keinen Sex.

Doch der Tag, er war aufregend gewesen. Die vielen neuen Eindrücke, sie zeigten allmählich ihre Wirkung, und Jan war schließlich irgendwann doch eingeschlafen.

Auf geheimer Mission

Marsha fühlte sich leer.

Sie hatte einen Freund verloren.

Zudem wurde sie von diesen unheimlichen Männern bedroht.

Sie kannte Baruns Mörder nicht. Auch kamen sie nicht aus Baruns Erdäum. Doch noch bedrohlicher war der Umstand, dass sie offenbar die Umbrae Mortis kontrollieren konnten.

Niemand konnte das. Jedenfalls war das bisher immer so gewesen. Marsha musste etwas unternehmen. Sie brauchte einfach mehr Informationen. Waren anderen Erdäen womöglich bereits im Krieg mit dominanten Gesellschaften übervorteilter Erdäen?

So musste es sein. Wie sonst, kamen diese Fremden in Baruns Erdäum?

Marsha wollte reisen. Ihr Ziel war Karakum.

Sie wollte so heimlich reisen, wie es ihr nur möglich war.

Neben Barun kannte sie noch einen weiteren Xyral in Karakum.

Ihm wollte Marsha einen Besuch abstatten. Ihn wollte sie nach diesen Fremden fragen.

Womöglich war auch er bereits in Gefahr.

Vielleicht trachteten die Fremden allen Xyralen Karakums nach dem Leben.

Jan musste jetzt eben warten. Er war für sie nur eine Option gewesen.

Diese Sache hier, sie war einfach wichtiger.

Doch ohne einen Hund wollte Marsha nicht nach Karakum reisen.

Sie musste in das Tierheim gehen und dort einen möglichst furchtlosen und treuen Hund anwerben.

Hunde waren seit Ewigkeiten schon von den Menschen domestiziert. Als bester Freund des Menschen haben diese Tiere sich perfekt an das Leben mit ihnen angepasst. Wölfe und wilde Hunde, sie bellen fast niemals.

Das Bellen ist eine Eigenart der Hunde, um mit den Menschen zu kommunizieren. Auch sind sie bestens auf die Mimik des Menschen, den Klang seiner Stimme und seinen Emotionen eingestellt und fast perfekt abgestimmt. Daher können Xyrale Hunde auch auf ihre Reisen mitnehmen. Sie können sich auf sie verlassen, wenn es um die Bedrohung durch die Umbrae Mortis geht. Hunde sind das Ergebnis einer sehr langen Freundschaft zwischen Mensch und Tier.

Als Marsha bei dem Tierheim ankam, wurde sie von der leitenden Pflegerin freundlich begrüßt.

Da nicht viel zu tun war, führte die hagere Frau in Gummistiefeln die junge Marsha zu den tristen Zwingern. Die Hunde dort, sie spürten instinktiv sofort, wer sie besuchte. Alle kamen sie sogleich angelaufen und zeigten auf ihre ganz spezielle Art ihren Respekt. Die Pflegerin war deutlich über das Verhalten der Hunde verwundert.

»Was ist denn mit den Hunden los? So haben sie sich noch nie verhalten.«

»Tiere spüren eben, wer es gut mit ihnen meint.«, gab Marsha lächelnd zurück.

Sie sah sich alle Hunde aufmerksam an. Bei einem großen Mischling blieb sie stehen. Er war vollkommen schwarz. Seine Augen leuchteten im Licht, als wären sie zwei gelbe Bernsteine. Zudem war er gut in Form, schien trainiert und fit zu sein. Seine wache Art und seine Augen, sie strahlten etwas Besonderes aus.

»Was ist denn das für ein lieber Kerl?«, fragte Marsha die Pflegerin.
»Das ist Püppi. Er lebt schon seit Jahren hier bei uns. Keiner mag ihn mitnehmen, da er schon älter ist und so seine Macken hat.«
»Püppi?! Er ist doch ein Rüde. Wie kann man ihn da Püppi nennen?«
»Früher gehörte er einer Familie mit einem kleinen Mädchen. Sie hat ihn eben Püppi genannt. Ist doch ganz witzig. Also ich finde das lustig.«
»Ja, warum haben die Leute den armen Kerl hier im Tierheim abgegeben? Er scheint doch wirklich ganz lieb zu sein.«
»Die Eltern kamen bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Die Tochter lebte danach bei Pflegeeltern. Der arme Püppi, der ebenfalls bei dem Unfall verletzt wurde, er war dort einfach unerwünscht. Er war zu groß. Dann haben sie Püppi eben zu uns gebracht.«
»Das ist eine wirklich traurige Geschichte. So große und schwarze Hunde will doch keiner nehmen. Was für Macken hat Püppi denn? Sie hatten etwas von Macken erwähnt.«
»Er ist sehr wählerisch, was Menschen angeht. Püppi geht nur mit Menschen, die er für würdig erachtet. Er hat da so seinen Stolz. Will man ihn gegen seinen Willen zum Mitkommen zwingen, dann kann er wild und richtig bissig werden. Sehen sie, er ist sicher nichts für sie.«
»Das würde ich so nicht sagen. Darf ich es einmal mit ihm versuchen. Lassen sie mich doch bitte kurz zu ihm?«
»Ja, das kann ich machen. Aber bitte seien sie vorsichtig. Er kann wirklich sehr ungehalten werden. Haben sie denn überhaupt Erfahrungen mit großen Hunden?« »Och, ein wenig denke ich schon...«
Die Pflegerin schloss das Gehege von Püppi auf.

Der Hund beobachtete das Schauspiel ganz aufmerksam. Dann öffnete sie die Tür und winkte sogleich Marsha herbei. Sie sollte hineingehen.

Marsha kam herbei.

Sie ging hinein in den Zwinger.
Püppi schaute ihr dabei interessiert zu.
Er legte sein Kopf schief und schien neugierig zu sein.
Marsha begann ganz leise diese seltsamen Schnaufgeräusche von sich zu geben. Sie versuchte offenbar mit Püppi ein Gespräch zu führen.
Die Pflegerin schüttelte nur mit dem Kopf und musste laut auflachen.
Doch Püppi stellte die Ohren auf und legte seinen Kopf erneut schief. Dann stand er auf, lief auf Marsha zu und wedelte mit seinem Schwanz.
»Na, wer sagt es denn? Darf ich eine Runde mit ihm gehen? Ist das in Ordnung für Sie? Bitte, er ist doch ganz freundlich.«
»Ja, können sie gerne machen. Doch bleiben sie nur auf dem Gelände. Wenn sie das Gelände verlassen wollen, dann muss ich ihre Personalien aufschreiben. Warten sie, ich hole die Hundeleine.«
»Ach, die brauche ich nicht.«, meinte Marsha und lief aus dem Zwinger. Püppi folgte ihr unmittelbar und ganz brav, als wäre er schon seit Ewigkeiten der treue Hund von Marsha gewesen.
»Aber...«, stammelte die Pflegerin verwundert, ließ Marsha aber dann doch gewähren als sie sah, dass sie gut mit Püppi umgehen konnte.
So liefen Püppi und Marsha ein wenig auf dem Gelände herum und man konnte hören, wie Marsha sich auf ihre Weise mit dem Hund unterhielt.

»Verrückte Leute gibt es.«, meinte die Pflegerin zu sich selbst und ging wieder in das Büro. Sie hatte viel Arbeit. Es war Ferienzeit.

Andere Tiere brauchten sie ja schließlich auch.

Als Marsha den Rüden Püppi nach einer Stunde noch immer nicht abgegeben hatte, sah die Pflegerin nach ihnen.

Doch so sehr sie auch das Gelände des Tierheims nach den beiden absuchte, Marsha und Püppi waren einfach nicht zu finden. Sie waren beide, wie vom Erdboden verschluckt und einfach verschwunden. Als Marsha ihr Bewusstsein wiedererlangte, war sie im Erdäum Karakum.

Sie lag zwischen zwei alten Mülltonnen.

In diesem Erdäum lebte sie in dem Körper einer anderen Frau. Aber dennoch hatte sie das Glück, sich nahezu in dem gleichem Alter zu befinden, wie Marsha in Terra.

Püppi leckte ihr durch das Gesicht. Hunde erkannten stets, mit wem sie es tatsächlich zu tun hatten. Aber er hatte einen ziemlich kräftigen Mundgeruch.

»Püppi, weg mit dir. Aus! Püppi, aus...!«, wehrte sich Marsha gegen den Rüden.

Sie erhob sich, so schnell es ihr möglich war, um Püppis feuchter Zunge zu entgehen. Benommen sah sie sich um.

In der Ferne hörte man das Krachen und Donnern eines Unwetters. Es war wohl gerade über die Stadt hinweg gezogen.

Die Straßen waren menschenleer.

Man sah einige Rauchwolken über den Häusern aufsteigen.

Es musste wohl wieder ein ziemlich kräftiges Unwetter gewesen sein.

Eine Marsha gab es eigentlich in jedem Erdäum. Aber es gab immer nur ein einziges Bewusstsein. Reiste Marsha, so war es eigentlich nur ihr Bewusstsein, das durch die Erdäen reiste. Zwar trugen alle Marshas in den Erdäen verschiedene Namen, hatten verschiedene Körper und lebten völlig unterschiedliche Leben, doch das innerste Ich, welches Marsha ausmachte, das gab es immer nur einmal. Auch war es eigentlich jedem Wesen grundsätzlich möglich, seine Erinnerungen des Erlebten aus allen Erdäen abzurufen.

Tatsächlich waren jedoch nur wenige Kulturen in wenigen Erdäen auch dazu in der Lage. Das war eben alles eine Frage der evolutionären Entwicklung der jeweiligen Kultur und eine Sache des Waagumals.

Auch in Terra ahnte man von der Existenz einer Art Datenbank privilegierten Wissens. Man sprach in Terra gelegentlich auch von der Möglichkeit eines kollektiven Bewusstseins, von der Akasha-Chronik oder auch einer Art Bibliothek des Universums. Diese sollte von den Engeln geführt werden. In ihr sollten alle Erfahrungen und das Wissen der Welt geschrieben stehen. Doch für die Menschen in Terra war diese ganze Sache eben nicht mehr, als nur eine vage Ahnung.

Für Marsha jedoch, für sie war es der Alltag. Durch ihre Fähigkeit, die Erdäen bereisen zu können, lernte sie nicht nur einen einzigen aktiven Teil ihres Bewusstseins kennen, sondern gleich mehrere. Die Anzahl und der Umfang dessen, er kam ganz auf die Menge ihrer Reisen und ihre aktiven Erfahrungen an.

Doch auch Xyralen waren natürlich die Grenzen der Endlichkeit ihrer Körper gesetzt. Starb einer von ihnen, starb nur sein Körper in dem betreffenden Erdäum. Sein Ich, es wanderte einfach weiter, in ein anderes Erdäum.

Es gab schließlich zahllose Erdäen. So geschah es mit allen Lebewesen in den Erdäen, auch wenn sie keine Xyrale waren. Sie gaben im Todesfall einfach nur ihr Ich im betreffenden Erdäum auf.

Als beispielsweise Barun ermordet wurde, da gab er sein Ich im Erdäum Karakum auf. Er erlangte sein Bewusstsein in einem seiner zahllosen anderen Barun-Verkörperungen in irgendeinem anderen Erdäum wieder. Der körperliche Barun Karakums jedoch, er war für dieses Erdäum verloren.

Eine alte Legende besagte, dass bei der Aufgabe eines Körpers in einem Erdäum, irgendwo ein neuer Körper geboren wurde. Demnach gab es irgendwo in den Weiten der Erdäen jetzt ein neuen Barun als Baby. Demnach war die Summe der Menschen aller Erdäen zusammen, stets gleich, aber eben nur unterschiedlich verteilt.

So konnte es geschehen, dass ganze Erdäen ausstarben, andere überbevölkert waren. Der Verlust eines Körpers, er war für die Wesen der unterentwickelten Erdäen natürlich immer ein Verlust an Vertrautheit zu einem Menschen. Durch seine Endgültigkeit war der Tod zumeist extrem dramatisch. Er war schmerzvoll für alle Beteiligten.

Die Lebenden, sie konnten nicht reisen. Daher hatten sie auch keine Erfahrungen zu ihren anderen Existenzen sammeln können. Für sie war der Tod das Ende. Der Leidensdruck und die Unsicherheit waren groß.

Der unbewusste Drang nach erlösendem Xyralum, er war gewaltig.

Kein Wunder war es also, dass es einige Erdäen mit hoch entwickelten Gesellschaften gab, die dieses System manipulieren wollten. Sie wollten nicht wieder unter diesem Leidensdruck leben müssen. Sie wollten nicht die Angst erfahren, sollten sie ihren Körper aufgeben müssen. Starben sie, war es für sie nicht steuerbar, in welchem Erdäum sie ihr Bewusstsein wiedererlangten. Es war daher fast sogar verständlich, dass sie irgendwann versuchen würden, die Fähigkeiten der Xyrale an sich zu reißen oder sie zu beherrschen.

Die Fähigkeit, reisen zu können, sie befreite von der Last der Endlichkeit, auch wenn man sich in einem ganz schwach entwickelten Erdäum befand.

Doch das Xyralum, es war begrenzt. Es würde immer Erdäen geben, die nicht genug Xyralum zur Verfügung hatten, um die Grenzen des Bewusstseins aufheben zu können. Diese Erdäen mussten mit der Last des Todes und der angenommenen Endlichkeit leben. Sie waren der Motor dieses ganzen Systems und seiner Bewegung.

Marsha hatte bereits früh geahnt, dass irgendwo in den Weiten der Erdäen der Wunsch aufkeimen würde, die schwach entwickelten Erdäen für immer auszulöschen. Wenn nur noch wenige Erdäen übrig waren, dann sollte es für alle genügend Xyralum geben, um das Bewusstsein der Unsterblichkeit für immer aktiv leben zu können. Das Waagumal würde damit nutzlos werden. Es gäbe im Prinzip nur noch Xyrale und ein ewiges Reisen.

Doch für Marsha war vieles davon eben doch nur eine alte Legende. Es war zu ungenau. Ein kriegerischer Eingriff in das Prinzip des Waagumals war es, schwache Erdäen einfach auszulöschen. Es war unverzeihlich, mit Hilfe der Umbræ Mortis, das Xyralum aus anderen

Erdäen zu rauben, nur um sich die Gewissheit der Unsterblichkeit zu bewahren. Marsha war ein Xyral. Ihre Aufgabe war es, genau das zu verhindern.

»Püppi, wir haben genug Zeit verloren. Karakum wird bald ganz ohne Xyralum sein. Auch unsere Kraft wird hier dann sehr begrenzt sein. Hier werden Xyrale brutal ermordet. Wir müssen also aufpassen. Hoffentlich ist jener Xyral noch am Leben, den wir aufsuchen wollen. Wir brauchen viele Antworten.«, sprach Marsha zu Püppi, der sie hechelnd ansah.

Er verstand sie nicht, da sie als normale Frau zu ihm sprach.

Das ließ ihn unruhig werden.

Er bellte.

Doch Marsha hatte ohnehin mehr zu sich selbst gesprochen, als zu Püppi und hatte jetzt wirklich keine Lust, ihm alles noch einmal vor zu jaulen.

In irgendeinem Erdäum war Barun zum Zeitpunkt seines Todes erwacht.

Niemand konnte sagen, ob er sich an etwas erinnerte oder in einem Erdäum erwacht war, in dem sein Ich reisen konnte. Die Wahrscheinlichkeit das Barun erneut ein Xyral sein würde, sie war extrem gering. Er konnte überall sein.

Für Karakum jedoch, da war er für immer verloren.

Marsha klopfte Püppi in die Flanke und lief mit ihm über die Straße. Sie wollte auf dem schnellsten Weg den anderen Xyral finden, bevor es zu spät war.

Terra war ebenfalls ein schwach entwickeltes Erdäum.

Sollte sich ihr Verdacht erhärten, dann war es in großer Gefahr. Bevor eine Strategie für Terra entwickelt werden konnte, musste sie unbedingt wissen, mit wem sie es zu tun hatte. Die Regierungen Terras zu überzeugen, das sollte noch schwierig genug werden.

Terra hatte fest eingefahrene Glaubenssysteme und bevölkerungsreiche Gesellschaften. Weite Teile der Wissenschaft und der Politik gaben sich einer schier grenzenlosen Selbstgefälligkeit hin. Sie torpedierten alternative Weltansichten und diskreditierten deren Vertreter mittels Desinformation und psychologischer Kriegsführung. Vieles in Terra diente dem Machterhalt und dem Erhalt der Stabilität bewährter Systeme. Es würde für Marsha nicht leicht werden, ein Bewusstsein für die nahende Gefahr zu schüren. Zu unglaublich waren ihre Geschichten. Auch hatte sie nur sehr wenig Zeit.

Terra stand vor einem katastrophalen Umbruch. Marsha wusste das nur zu gut. Es gab nur noch wenige Xyrale in Terra. Die führenden Religionsgemeinschaften hatten in den letzten Jahrhunderten ganze Arbeit geleistet. Hexenverfolgung, Glaubenskriege und eine einseitig agierende Wissenschaft waren nicht förderlich gewesen. Sie hatten für einen Rückzug der Xyrale gesorgt. Diese arbeiteten nur noch im Untergrund. Sie verständigten sich über geheime Schriften und Symbole. Mittels Xyralum konnte man Nachrichten über andere Erdäen austauschen.

Doch genau dieser Nachrichtenweg, er war nun aufgedeckt und durch den Gegner besetzt worden.

Barun war tot. Das war Beweis genug.

Die Agenten des räuberischen Erdäums, sie hatten Terra offensichtlich entdeckt und damit begonnen, es systematisch zu isolieren.

Das zwangsweise Ausweichen der Nachrichtenübermittlung über andere Erdäen hatte nun dazu

geführt, das Terra in großer Gefahr war.

Marsha hetzte mit Püppi die Straße entlang. Sie musste noch durch die ganze Stadt, um zu dem Xyral zu gelangen.

Einige Straßen später waren bereits wieder Menschen zu sehen, die aus den Schutzräumen drängten. Sie sahen froh darüber aus, die tödlichen Blitze Karakums überlebt zu haben. Immer wieder blickten sie unsicher zum Himmel hinauf.

Nach einigen weiteren Straßenzügen erreichten Marsha und Püppi ein Haus, in dem ein junger Mann am geöffneten Fenster stand. Er untersuchte die Hausfront nach zerschlagenen Scheiben. Das war inzwischen ein gängiges Ritual in den Städten Karakums geworden. Seit diese gewaltigen Unwetter das Leben der Menschen dominierten, hatte sich einiges verändert. Das Leben war ein Kampf gegen die Naturgewalten geworden.

»Hallo Barados, ist deine Schwester da? Ich muss sie unbedingt sprechen.«

»Welche Schwester? Wer bist du überhaupt? Woher kennen wir uns?«

»Ich bin Banduna, aber deine Schwester Memba, sie kennt mich unter dem Namen Marsha. Ich will sie nur kurz sprechen. Versprochen.«

»Ja, das kenne ich schon. Alle wollen Memba nur sprechen. Aber nicht mit mir. Mir reicht das. Verschwinde, sonst hole ich Vater und die Hunde.«

»Barados, es ist wichtig. Bitte...«

»Ja, dann kommen die Schatten. Zieh bloß Leine, du blöde Kuh!«

Marsha war plötzlich sehr aufmerksam. Barados kannte die Schatten? wusste also offenbar Bescheid. Es musste etwas Ungewöhnliches geschehen sein. Memba würde ihren Bruder niemals, ohne einen wichtigen Grund dafür zu haben, einweihen.

»Barados, ich habe keine Schatten hier. Sieh doch, das ist Püppi. Hätte ich Püppi wohl dabei, wenn ich es auf Memba abgesehen hätte?«

Barados zögerte.

Er musterte erst Püppi, dann Marsha.

Marshas Argument schien ihm plausibel zu sein.

Schatten und Hunde passten einfach nicht zusammen.

Er hatte das selbst erlebt.

»Ich werde Memba fragen, ob sie mit dir sprechen möchte. Doch glaube mir, sie lässt sich nicht täuschen. Bringst du Ärger, dann lernst du unsere Hunde kennen. Das sind zwei fette und gefährliche Rottweiler. Die sind extrem selten, verdammt gefährlich und haben heute noch nicht gefressen. Da kann dein Püppi locker einpacken.«

Barados verschwand im Haus.

Er kam nach einigen Augenblicken mit Memba an seiner Seite wieder ans Fenster.

»Marsha, was machst du denn hier?! Ich kann es ja kaum fassen, Mädchen!«, rief Memba aufgeregt hinunter und verschwand sogleich vom Fenster.

Wenige Augenblicke später ging unten die Haustür auf und Memba rannte Marsha fast um. Sie umarmten sich innig. Die Freude war groß.

Püppi jedoch, er war eifersüchtig auf Memba.

Er drückte die beiden jungen Frauen auseinander und schnaufte aufgeregt.

»Püppi, lass das doch. Du bist doch sowieso mein Bester.«, meinte Marsha beruhigend zu ihm.

»Püppi, wie süß ist das denn? Er ist doch ein Junge, ein Rüde. Hallo Püppi...«, quietschte Memba

und streichelte Püppi von Kopf bis Schwanz richtig durch.

Dann schnaufte sie etwas zu ihm, worauf er offenbar antwortete und sich danach schüttelte.

»Komm doch herein, Marsha. Du musst viel zu berichten haben.«

Dann drehte sich Memba zu dem Haus, aus dem ihr Bruder neugierig das ganze Schauspiel beobachtet hatte. »Barados, sage Vater Bescheid, dass wir einen Gast zum Essen haben. Los, verschwinde schon!«, rief sie ihm zu und lachte dabei ausgelassen.

Barados wunderte sich über die beiden Frauen.

Doch zum ersten Mal seitdem Mutter und Lotis verunglückt waren, sah er sie ausgelassen lachen. Als beide Frauen in der Wohnung ankamen, hatte Barados den Tisch bereits um ein Gedeck erweitert.

Barados Vater begrüßte Marsha freundlich.

»Wir wollten ohnehin gerade zu Abend essen. Ein Gedeck mehr zu decken, das ist überhaupt kein Problem. Für die Freunde Membas ist immer Platz bei uns. Komm nur herein. Marsha ist dein Name, richtig? Barados hatte ihn mir verraten. Ich bin Karam.«

»Ja, Freunde nennen mich Marsha. Mein amtlicher Name ist jedoch Banduna. Nennt mich doch einfach so, wie es für euch angenehmer ist.« Marsha fühlte sich willkommen.

»Wenn Memba dich Marsha nennt, dann will ich es auch so halten. Setze dich doch, Marsha. Wir haben nur einfache Dinge, die wir anbieten können. Doch als Gast, da sollen sie alle nun ebenso auch dir gehören.«

»Ich danke dir, Karam. Es sind schwierige Zeiten. Die Unwetter sind wirklich eine Bedrohung geworden. Es wird Zeit, dass die Regierung etwas gegen sie unternimmt.«

Barados schenkte Marsha und Memba etwas kühles Wasser ein und meinte: »Das ist wohl wahr. Die letzten Wochen waren schlimm. Wir haben Mutter, Sohn und Bruder durch die Unwetter verloren. Fast unser gesamtes Hab und Gut ist vernichtet. Doch wo ist sie, die tolle Regierung?«

Marsha blickte Memba fragend an. Doch Memba sah nur betroffen auf den Boden. »Das tut mir leid. Mein aufrichtiges Beileid für euch alle. Das ist ja schrecklich.«

»Ja, das ist es. Wir alle müssen uns erst einmal an die neue Situation gewöhnen. Zu frisch sind die Wunden. Es wird nicht leicht sein, damit fertig zu werden. Doch heute wollen wir deinen Besuch ein wenig feiern, Marsha. Das Leben geht weiter, ob wir wollen, oder nicht. Komm greif doch zu. Das Brot hat Memba selbst gebacken.«

Marsha nickte und sah Karam freundlich an.

Sie nahm etwas von dem Brot.

Barados bot ihnen ein wenig Hartwurst und Käse an.

Alle saßen nun ein wenig verunsichert am Tisch und kauten unbeholfen ihre Brote.

»Was führt dich zu uns, Marsha?«, fragte Barados nach einer Weile.

»Ich habe meine Wohnung aufgegeben. Barun, ein Freund von mir, er lebt nicht mehr. Er ist der ewigen Finsternis des Todes zum Opfer gefallen. Daher hat mich dort nichts mehr gehalten.«

Barados stellte sein Kauen ein.

Memba verschluckte sich an ihrem Wasser.

»Barun ist tot?!«, fragte Memba ihre Freundin mit Tränen in ihren Augen.

»Ja, Memba. Die Finsternis hat ihn geholt. Es kam ganz überraschend für ihn. Ich habe es mit ansehen müssen.«

»Oh, mein Gott. Du hast es mit angesehen. Also warst du zu Hause, als es geschah?«

»Ja, Memba, ich habe es von zu Hause aus gesehen.«

Karam sah beide Frauen fragend an. Er verstand von ihrem Gespräch nur die Hälfte. Offenbar

war ein gemeinsamer Freund gestorben. Vielleicht war er sogar ermordet worden?

»Du siehst so aus, mein Sohn, als würdest du mehr wissen, als ich.«, meinte Karam dann zu Barados.

Barados zuckte zusammen.

»Ich? Nein, Vater, ich weiß nichts. Memba, ich weiß doch nichts, oder?«, stammelte Barados auffällig und sah Memba auffordernd an.

»Ach, Vater, Barun ist ein alter Freund. Marsha hat mit ansehen müssen, wie er umgebracht worden ist. Ihr Weg führte zu mir, weil sie nicht gewusst hatte, wohin sie sonst gehen sollte.«

»Marsha, das ist unglaublich tragisch. Was sagt denn die Polizei zu der Sache? Konnte man den Mörder fassen?«

»Die kümmert sich nicht darum. Ihr wisst doch selbst, dass mit der Polizei nicht mehr viel los ist? Die Regierung hat offenbar die Menschen dieses Landes aufgegeben. Es ist ihr völlig egal, was mit uns und aus uns wird.«

Karam schüttelte den Kopf. »Es wird wirklich Zeit, dass die Menschen etwas gegen diesen ganzen Wahnsinn unternehmen. Unsere Welt stirbt, die Menschen sterben und die Verantwortlichen, sie sehen einfach nur weg. Ein Skandal ist das.«

»Ja, seltsame Kreaturen bewegen sich ungehindert in den Städten und töten die Einwohner ganz so, wie es ihnen beliebt.«, gab Marsha bestärkend hinzu. Memba schien über etwas nachzudenken.

»Ist dir jemand gefolgt?«, fragte sie Marsha.

»Nein, Memba. Püppi hätte es sicher bemerkt. Ich denke nicht, dass uns jemand gefolgt ist.«

Erneut sah Karam die beiden Frauen an. Er hatte die plötzlich aufgekeimte Furcht bei seiner Tochter sofort bemerkt. Immerhin war er der Vater.

»Warum sollte ihr jemand folgen, Memba? Was ist hier eigentlich los?«, fragte er seine Tochter in einem ungewohnt ernsten Ton. Barados wollte aufstehen.

»Ich muss kurz einmal nach den Hunden sehen. Sie sind oben ganz alleine und so still.«, meinte er.

»Du bleibst hier, mein Sohn. Ich will jetzt endlich erfahren, was hier los ist?«, polterte Karam ihn deutlich an.

Sofort setzte sich Barados wieder auf seinen Stuhl.

Mit Karam war jetzt nicht mehr zu spaßen.

Seine beiden Kinder wussten das nur zu gut.

Memba erzählte daraufhin die Geschichte von ihrem Bruder und der Agentin der Ambalosis, von den Umbrae Mortis und den wahren Interessen der Ambalosis. Sie erzählte von dem Plan der Agentin Ogun, sie töten zu wollen, weil sie doch ein Xyral ist. Sie erklärte ihm von ihrer Natur, ein Xyral zu sein. Auch schilderte sie ihm, dass es eine Fügung des Schicksals gewesen war, als Xyral geboren zu werden. Es war niemals die Schuld der Eltern, dass ihre Kinder als Xyral geboren wurden.

Memba wollte das besonders hervorheben, da sie ihren Vater ziemlich gut kannte.

Es war ihr klar, dass er die Schuld für ihre Gefährdung stets bei sich selbst suchen würde. Karam war ein Vater, der seine Kinder liebte. Der Gedanke würde für ihn unerträglich gewesen sein, dass er für die gefährliche Aufgabe seiner Tochter verantwortlich war. Membas Vater hörte seiner Tochter aufmerksam zu. Marsha war ebenso ganz bei der Sache. Sie erfuhr auf diese Weise von dem Überfall und den wahren und nicht gerade ehrenvollen Motiven der Ambalosis.

»Du willst mich auf den Arm nehmen, Memba. Das willst du doch, oder?«, meinte ihr Vater

plötzlich und grinste sie an. Marsha musste schmunzeln. Schon oft hatte sie diese Reaktion beobachten können, nachdem ein Unwissender eingeweiht worden war. Zuletzt hatte Jan in Terra mit nahezu gleichen Worten auf die Einweihung reagiert.

»Nein, Vater, es ist alles wahr. Auch Marsha ist ein Xyral. Sie ist von einem anderen Erdäum zu uns gereist, weil die Ambalosis dort auch ihr Erdäum bedrohen. Barun war ebenfalls ein Xyral. Zudem war er ein lieber Freund. Er wurde von den Ambalosis brutal ermordet. Er hat als eine Art lebende Relais-Station für Nachrichten der Xyrale von Marshas Erdäum gearbeitet. Die Ambalosis wollen offenbar Marshas Erdäum isolieren, bevor sie es angreifen. Marsha und ich, wir sind in großer Gefahr, Vater.«

Karam stand auf und lief nervös im Raum umher.

Püppis Augen verfolgten ihn dabei aufmerksam.

Näherte er sich Marsha zu sehr, konnte man ein tiefes und bedrohliches Knurren von ihm hören.

»Barados, ist es wahr, was Memba uns da erzählt. Du warst doch dabei und bist doch dieser Agentin Ogun persönlich begegnet.«

»Ja, Vater, es stimmt alles, was sie erzählt hat. Uns sind die beiden großen Hunde auch nicht zugelaufen, wie wir es dir erzählt hatten. Memba hat beide Tiere aus Marshas Erdäum besorgt, um mich vor den Schatten zu retten. Du hast doch selbst über sie gestaunt. Noch nie zuvor hast du solche starken und großen Hunde gesehen, so meinstest du doch selbst. Das konntest du auch nicht, Vater. In Karakum gibt es solche Hunde überhaupt nicht.«

»Memba, aber was ist mit unserem geliebten Karakum? Wer hilft uns? Wir müssen doch etwas gegen diese Ambalosis unternehmen können?«

Karam sah seine Tochter fast flehend an und meinte: »Letztlich sind diese Teufel an dem Tod der vielen Menschen in Karakum schuld. Sie sind schuld an dem Tod eures Bruders und eurer lieben Mutter. Memba, diese Ambalosis führen einen unfairen Krieg gegen uns.«

»Ja, Vater, so ist es wohl. Doch Karakum wird sterben. Wir werden es nicht mehr retten können. Die Umwelt ist völlig zerstört. Die Natur ist aus dem Gleichgewicht geraten. Zu groß sind die Probleme der Gesellschaften bei uns geworden. Wir bekriegen uns inzwischen nur noch gegenseitig. Selbst wenn unser Xyralum nicht mehr gestohlen und das Waagumal uns reichlich beschenken würde, dann täte die evolutionäre Entwicklung zu spät wieder einsetzen. Wir würden erst viel zu spät die Lösungen für unsere Probleme entwickeln und entdecken können. Diese dann noch umzusetzen und eine Umkehr des Zerstörungsprozesses einzuleiten, das wird uns nicht mehr rechtzeitig gelingen. Diese Welt, sie wird sich nicht mehr erholen. Karakum ist dem Tod geweiht, Vater. Aus diesem Grund haben wir Xyrale Karakums uns auch bereit erklärt, Marshas Erdäum zu unterstützen. Wir haben ihnen nachrichtendienstlich geholfen. Der Gier der Ambalosis müssen wir begegnen und Einhalt gebieten. Doch die Agenten der Ambalosis, sie haben uns nun entdeckt. Sie wollen uns töten, nur weil wir Xyrale sind und ihnen Ärger bereiten werden. Zudem wollen sie mit unserem Tod den Nachrichtendienst für Marshas Erdäum zerstören.«

»Memba, wie kannst du nur sagen, das Karakum bereits dem Tode geweiht ist? Es leben Menschen hier, Frauen und Kinder. Wir leben hier! So lange wir hier leben, gibt es die Chance auf ein Überleben. Die Hoffnung ist es, die immer zuletzt sterben sollte.«

»Sicher, Vater, auch wir Xyrale wissen nicht alles und haben nicht für alles eine Lösung. Doch alle Zeichen deuten darauf hin, dass es genau so kommen wird. Wir müssen nun Marsha und ihrem Erdäum helfen, so gut es eben geht. Ihre Welt, sie wird die nächste sein, die von den Ambalosis zerstört wird.«

Karam nickte wortlos, sah Marsha nachdenklich an und meinte dann zu seiner Tochter: »Du hast sicher recht, Memba. Wir wollen zunächst Marsha helfen. Aber dann werden wir hier auf Karakum den Widerstand organisieren. So leicht werden diese Monster unsere Welt nicht

bekommen. Wir werden einen gewaltigen Widerstand aufbauen. Sie werden sich noch lange an uns erinnern. Das sind wir deiner Mutter und deinem Bruder schuldig, Memba.«

Plötzlich wurde Püppi unruhig.

Der große Hund erhob sich und lief zum Fenster.

Dort sprang er die Fensterbank hoch und sah hinaus.

Er gab ein tiefes Knurren von sich.

Marsha sprach in seiner eigenartigen Sprache zu ihm.

Er gab ein keuchendes Jaulen zurück.

»Umbræ Mortis!«

Wie elektrisiert standen Memba und Barados auf.

Karam tat es ihnen etwas zögerlicher nach.

Er konnte sich noch nicht wirklich etwas unter diesen Schatten vorstellen. Doch wegen der Erzählung seiner Tochter ahnte er, dass diese Kreaturen wohl extrem gefährlich werden konnten. Vorsichtig ging er zum Fenster und sah hinunter. Er passte dabei auf, dass man ihn nicht sogleich von unten erkennen konnte.

Doch er sah unten dort nichts Auffälliges.

»Da ist nichts. Seht selbst.«, meinte er dann zu seinen Kindern und zu Marsha.

Wieder hörte man ein tiefes Knurren von Püppi.

Der schwarze Hund stellte sein Nackenfell auf und fletschte die Zähne.

»Doch dort unten muss etwas sein. Püppi irrt sich nicht.«, meinte Marsha und sah nun ebenfalls vorsichtig hinaus. Allerdings musste sie dann feststellen, dass Karam Recht hatte.

Dort war nicht mehr zu sehen, als eine menschenleeren Straße. Auf der Fahrbahn rollte eine leere Mülltonne vom Wind getrieben, erst auf die eine Seite der Straße, dann wieder auf die andere. Mehr war da nicht.

»Barados hol rasch die Hunde. Schnell...«, wies Memba ihren Bruder an, der sofort die Treppen hinauf rannte. Er hatte die beiden ausgewachsenen Rottweiler im obersten Stockwerk untergebracht.

Das Stockwerk war vollkommen unbewohnt. Als er oben ankam, war nichts von den beiden Hunden zu hören. Das war seltsam. Eigentlich hörte man sie bereits bellen, wenn man noch ein Stockwerk unter ihnen war.

Vorsichtig öffnete Barados die Tür und schlich sich lautlos in die leere Wohnung. Im Wohnzimmer fand er die beiden Hunde.

Sie waren tot.

Man hatte sie offenbar vergiftet.

Eine Spritze haftete noch im Fell des einen Rottweilers.

Sofort rannte Barados die Treppen hinunter.

Vor der Tür zu der Wohnung seiner Familie lief er mehreren Soldaten in den Rücken, die sich gerade darauf vorbereiteten, die Wohnung zu stürmen. Sie waren vermummt und schwer bewaffnet. Offenbar waren sie von einer Spezialeinheit Karakums.

Als sie Barados bemerkten, eröffneten sie sofort das Feuer auf ihn.

»Scheiße! Los, rein! Rein mit euch!«, schrie einer der Männer, während er auf Barados zu sprang, um ihn festzuhalten.

Doch Barados war schneller.
Er hastete bereits die Treppen hinauf, um zu entkommen.
Unten hörte man ein lautes Poltern.
Die Wohnungstür war eingerammt worden.
Lautes Gebell war zu hören.
Püppi hatte die Männer sofort gehört.
Als sie die Tür aufgebrochen hatten, sprang Püppi dem ersten Mann direkt an die Kehle und biss sich dort fest.

Karam stürzte mit einem Stuhl bewaffnet auf die Männer zu, die sich in die Wohnung drängten.
Man hörte Schüsse.
Karam wurde getroffen.
Einer der Männer packte den muskulösen Püppi, um seinem blutenden Kameraden zu helfen.
Doch Püppi verbiss sich sofort in seinen Arm.
Der Rüde war zu einer richtige Bestie entartet.
Marsha stürzte auf die Angreifer und drückte einem der Soldaten den Kopf gegen die Wand, als wäre er lediglich aus Pappe. Man sah deutlich, wie sie sich einen Augenblick lang konzentriert.
Der Kopf des Angreifers wurde plötzlich von der Wand aufgesogen und verschwand komplett in ihr.
Durch das Xyralum hatten Xyrale Möglichkeiten und Kräfte, die normalen Menschen nicht zugänglich waren. Alles war eine Sache des Bewusstseins und dieses war eine Sache des Xyralums.
Membra lief zu ihrem Vater, der getroffen auf dem Boden saß.

Dann jaulte Püppi laut auf.
Einer der Soldaten hatte ihn dann doch packen können. Er warf ihn aus der Wohnung, so dass der Hund die Treppen hinab stürzte.
Als sich der Soldat wieder umdrehte, hatte er die geballte Faust von Marsha in seinem Gesicht.
Mit einigen geschmeidigen Bewegungen fernöstlicher Kampfkunst, angereichert mit etwas Xyralum-Spezial, setzte sie innerhalb weniger Augenblicke gleich drei Angreifer außer Gefecht.
Dann wurde sie von hinten gepackt und brutal nach unten gedrückt.
Sie spürte den Lauf einer Pistole an ihrer Schläfe und harrte aus.
Doch der Soldat hatte nicht mit Püppi gerechnet.
Der große Hund stürzte heulend die Treppen hinauf, direkt auf den Soldaten zu.
Dieser hob seine Pistole und wollte auf Püppi schießen.
Doch Püppi rannte den Mann einfach um.
Marsha erledigte dann den Rest.
Während unten alle Angreifer nun kampfunfähig waren, wurde Barados weiter von dem Anführer des Trupps verfolgt.
Dieser suchte ihn in der dunklen Wohnung, in der die beiden toten Hunde lagen.
Barados traute sich nicht einmal mehr, zu atmen.
Der Schein der Laserzielvorrichtung des Soldaten, er wanderte einige Mal direkt an ihm vorbei.
Würde sie ihn erfassen, wäre es um ihn geschehen gewesen.
Doch er hatte Glück.
Als der Mann sich ein wenig von ihm entfernte, versuchte Barados aus der Wohnung zu entkommen. Doch gerade, als er sich der Tür zu wandte, stand der Mann mit der Gesichtsmaske direkt vor ihm.

Der Laser zielte genau in sein Gesicht und blendete ihn.

»Ist ja schon gut. Ich ergebe mich. Bleib mal locker.«

»Los auf den Boden. Arme und Beine ausgestreckt.«

Barados tat, was ihm aufgetragen wurde.

Doch als der Soldat damit beschäftigt war, ihm die Arme und Beine zu fesseln, hörte Barados plötzlich einen dumpfen Knall.

Der Soldat hielt mit dem Fesseln inne.

Dann fiel er tot, direkt vorne über, auf Barados.

Marsha stand in der Tür.

Mit einer automatischen Pistole im Anschlag stand sie da und blickte auf den Soldaten, den sie kurz zuvor getötet hatte.

Barados stöhnte.

Er befreite sich von seinen noch losen Fesseln, während Marsha sich noch immer nicht rührte.

»Danke, Marsha, das war in letzter Sekunde. Du hast richtig gehandelt, hörst du?«

Marsha sah ihn an und nickte nur.

»Sicher, doch ich hasse dieses Töten. Ich bin nicht so, verstehst du? Ich will das nicht tun, dieses ewige Töten. Memba und Karam warten auf uns. Komm, wir sollten gehen. Dein Vater ist verletzt.«

Als beide unten bei Memba und ihrem Vater ankamen, staunte Barados nicht schlecht. Sie liefen an dem Soldaten vorbei, der seinen Kopf noch immer in der Mauer stecken hatte.

»Wie geht denn das? Unglaublich...!«, meinte er nur und sah sich interessiert die anderen erledigten Angreifer an.

Einige waren tot, anderen stöhnten nur noch leise.

Dann sah er Karam, dessen Schulter angeschossen war.

Er hatte einiges an Blut verloren und fluchte leise vor sich hin.

»Es ist ein glatter Durchschuss. Er hat viel Glück gehabt.«, meinte Memba, die am Fenster bereits wieder die Straße beobachtete.

Neben ihr saß der hechelnde Püppi, der als Hund ganze Arbeit geleistet hatte.

»Das war ein Kommando der Regierung. Offenbar arbeitet die Regierung tatsächlich mit den Ambalosis zusammen.«, meinte Marsha und sah besorgt aus.

»Sie haben ihre eigene Welt an den Teufel verkauft.«, fluchte Barados.

»Umbrae Mortis!«, rief Memba plötzlich eine Warnung.

»Das war mir klar, das diese Kreaturen nicht lange auf sich warten lassen. Sie wittern unser Xyralum. Bei dem Angriff ist ja einiges davon freigesetzt worden.«, meinte Marsha.

Püppi begann wieder zu knurren und wurde unruhig.

Marsha sprach zu ihm in seiner Sprache, worauf er sofort die Treppe hinunter hastete.

»Memba, wir müssen fliehen. Wir beide sind hier nicht mehr sicher.«

»Was ist mit Barados und Vater?«

»Sie sind keine Xyrale. Von ihnen wollen die Umbrae Mortis nichts.«

»Ja, ich verstehe. Das ist unglaublich, die Straße füllt sich bereits mit sehr vielen Schatten. Wir werden hier nicht mehr weg kommen, Marsha.«

»Doch, das werden wir. Los, komm schon.«, erwiderte die junge Frau.

»Los, mach schon, höre auf sie, Memba. Barados und ich, wir kommen schon klar. Wenn Barados und ich den Widerstand formiert haben, dann werden wir uns wiedersehen.«, meinte

Karam, der am Tisch saß und dem seine Schmerzen deutlich in das Gesicht geschrieben standen.
»Spätestens dann...«, verbesserte ihn Memba.
Sie gab ihrem Vater einen Kuss auf die Stirn.
Dann drückte sie ihren Bruder ganz fest und lief mit Marsha die Treppe hinab.

Barados eilte zum Fenster.
Würden es die beiden Frauen schaffen?
Doch als er beim Fenster ankam, wurde ihm plötzlich ganz flau im Magen.

Die Straße war regelrecht schwarz.
Wie eine Flut aus schwarzem Teer, so ergossen sich zahllose Umbrae Mortis von allen Seiten in den gesamten Straßenzug hinein. Nur vor dem Hauseingang war noch ein kleiner Fleck, den sie nicht eingenommen hatten.
Genau in der Mitte dieses Flecks, dort stand der mutige Püppi.
Er knurrte die Schatten böse an und zeigte bedrohlich seine Zähne.
Sein Fell war aufgestellt. Immer wenn einer der Umbrae Mortis sich ihm näherte, schnappte er furchtlos danach.

Die Haustür ging auf.
Marsha und seine Schwester kamen heraus.
Sie standen nun auch in dem hellen Fleck.
Langsam bewegte sich Püppi von dem Haus weg.
Vor ihm wichen die Schatten zurück.
Beide Frauen folgten ihm langsam.
Hinter ihnen füllten die Umbrae Mortis die freie Stelle sofort auf.
Die Xyräle und Püppi waren nun vom Haus völlig abgeschnitten.
»Das ist Wahnsinn.«, knurrte Barados.

Es wurden immer mehr Schatten.
Sie standen bereits gut einen halben Meter hoch in der Straße und ergossen sich weiter über die Hauswände.
In der Ferne hörte man eine Frau entsetzt aufschreien.
Offenbar waren die Umbrae Mortis von den anderen Menschen nicht unentdeckt geblieben.

Vorsichtig bewegte sich Püppi die Straße entlang.
Die Schatten wichen zurück.
Die Frauen folgten ihm.
Die Schatten füllten die Fläche hinter ihnen wieder auf.
So kamen sie langsam voran.
Barados ahnte, dass diese Art des Vorankommens wohl zu langsam war.
Immer höher lagen die Schatten in den Straßen und gierten nach dem Xyralum der beiden Xyräle.
Doch ihr Respekt vor ihrem einzigen natürlichen Feind, dem Hund, er war einfach zu groß, um einfach über die beiden Frauen herfallen zu können. Nur was würde geschehen, wenn die Umbrae Mortis sie komplett umhüllten?

Barados musste irgendwie versuchen, seiner Schwester zu helfen.
Das war er ihr einfach schuldig.

Der kleine Professor

Marshas Bewusstsein war auf geheimer Mission.
Auch Jan war nicht mehr im Erdäum Terra.
Doch die Menschen, sie waren dort, und sie waren fassungslos.

Die Erde spielte ziemlich verrückt. Schwere Unwetter suchten immer wieder weite Landstriche heim. Erdbeben mit enormen Kräften zerstörten ganze Staaten. Wuchtige Tsunamis verwüsteten ganze Küstenregionen und forderten unzählige Tote. Die Rohstoffe wurden knapp. Gesellschaften führten sinnlose Kriege gegeneinander. Das Klima bereitete den meisten Wissenschaftlern Sorge. Man befürchtete sogar das Sterben der Meere. Ein unglaublicher Niedergang von Leben wäre die Folge.

Die Bewohner dieser kleinen, blauen Kugel im grenzenlos erscheinenden Weltall, sie verloren mehr und mehr den Glauben an ihre Religionen. Viele suchten nach Alternativen. Der Aberglaube erfasste inzwischen Menschen, von denen man bisher meinte, sie wären aufgeklärt und modern gewesen. Die Welt veränderte sich rasanter, als seine Bewohner bereit waren, es leben zu können. Etwas schien einfach nicht mehr zu stimmen. Alles war aus dem Gleichgewicht zu geraten. Wissenschaft und Politik sollten Lösungen präsentieren, die es nicht gab, oder die einfach nicht gesehen werden konnten. Deutlich spürten die Menschen in Terra, das etwas Bedrohliches in der Luft hing.

Sie waren gefangen auf einer blauen Kugel, die allmählich unbewohnbar wurde. Der Verlust von Hoffnung auf ein glückliches Leben und Alter, er belastete viele von ihnen. Der Druck auf sie und die Menge an psychischen Erkrankungen bei den Menschen in Terra, sie nahmen drastisch zu. Viele Angehörige der jungen Generationen, sie resignierten und verfielen dem Alkohol. Andere nahmen sich das Leben. Immer weniger war die Wirtschaft in der Lage, diese massiven Ausfälle von Leistung zu kompensieren. Die Systeme drohten zu kollabieren.

Genau zu dieser Zeit geschah es, dass überall auf der Welt seltsame Phänomene beobachtet wurden. Nahezu täglich wurde über ominöse, unbekannte Flugobjekte berichtet, über kuriose Lichtphänomene und paranormale Geschehnisse.

Die Menschen waren verunsichert. Viele stellten ihren Glauben in Frage. Es wurden Stimmen über den nahenden Weltuntergang laut. Nur mit Mühe schafften es die Sicherheitsorgane, für Ruhe und Besonnenheit zu sorgen. Doch wie lange konnte man das Offensichtliche noch mit Desinformationskampagnen, fragwürdigen Psychotricks und abgestimmten Kommunikationsstrategien vertuschen? Die Regierungen gerieten allmählich in einen panikartigen Zustand. Zu oft schon waren in weit weniger unsichereren Lagen politische Mächte erstarkt, die für menschliche Katastrophen und Weltkriege gesorgt hatten. Der Rückfall in mittelalterliche Zustände wurde befürchtet.

War man bisher der Auffassung, das man über wenige religiöse Institutionen, wie beispielsweise

die Kirchen, ein Volk gut im Griff hatte und es steuern konnte, so geriet man plötzlich in die Gefahr, dass die Menschen sich von diesen Institutionen abwandten. Das war eine Bedrohung für die allgemeine Stabilität und die Macht der Regierungen. Doch wie sollte man dieser Bedrohung begegnen?

Offenbar fanden sich keine schnelle Lösungen auf die Probleme in Terra. Auch war es unheimlich zu beobachten, wie die Anzahl unerklärlicher Phänomene drastisch zunahm. Fast schien es so, als wollte eine unbekannte Macht in Terra einfallen. Sie schien alle diese Unsicherheiten zu provozieren und übte damit Druck auf die Menschen und ihre sozialen Systeme aus. Doch das alles, es passte nicht in das bekannte Weltbild. Das alles durfte nicht sein. Doch es geschah.

Die Kultur der Ambalosis im Erdäum Kavinisch hatte Terra entdeckt. Ambalosische Agenten hatten in den letzten Jahren die Gesellschaften Terras infiltriert. Ihre Fähigkeit reisen zu können, sie hatte es möglich gemacht, dass viele Menschen von einem ambalosischen Bewusstsein besetzt waren. Sie nahmen wichtige politische Positionen ein und manipulierten das spirituelle Denken der Menschen. Zudem brachten sie immer mehr Umbräe Mortis mit nach Terra. Sie entzogen dem Erdäum das Xyralum und verschlimmerten damit die Lage der Menschen in den Ländern Terras erheblich. So waren sie immer wehrloser den ambalosischen Agenten ausgesetzt. Es war ihnen kaum mehr möglich, Lösungen für die einfachsten Probleme zu finden.

Viele wissenschaftliche Misserfolge waren zu verzeichnen. Das wenige Xyralum in Terra, es reichte nicht mehr aus, um den Geist der Menschen zu beflügeln. Die geringe Anzahl Xyrale, sie wurden gnadenlos von den Agenten der Ambalosis gejagt und systematisch ausgeschaltet. Doch es war nur die erste, eher unscheinbare Phase eines Krieges, der um die Existenz eines Erdäums geführt wurde.

Genau zu diesem Zeitpunkt strahlte ein Fernsehsender eine Unterhaltungsshow aus, bei der es um übersinnliche Fähigkeiten ging.

Die Menschen liebten diese neue Art von Show, bei der eine ganze Reihe von recht umstrittenen Künstlern auftrat.

Einige zauberten den Menschen etwas vor, andere versuchten Gedanken zu lesen; wieder andere versuchten mit waghalsigen Mystery-Einlagen die Zuschauer zu begeistern. Eigentlich waren solche Shows nicht wirklich etwas Besonderes.

Nur selten geschah in diesen Shows einmal etwas, was nicht nur an einen eher zweitklassigen Zaubertrick erinnerte.

Nein, was hier nun im Fernsehen gezeigt wurde, das war extrem ungewöhnlich.

Ein Mann mit dem Künstlernamen Marani behauptete, mit Hilfe eines kleinen Mädchens, Hellsehen zu können.

Marani ließ dazu das Mädchen in das Publikum gehen und Menschen seiner Wahl berühren. Diesen Menschen erzählte Marani dann etwas aus ihrem Leben und sah auch hier und da Zukünftiges vorher.

Viele Zuschauer klebten förmlich an ihren Fernsehern, um zu beobachten, was dieses kuriose Paar ihnen dort vorführte.

Als beide ihre Show fast fertig vorgeführt hatten, berührte das Mädchen plötzlich einen älteren Herrn, der sich gegen die Berührung etwas sträubte.

Marani sah ihn konzentriert an, und die Musik spitzte sich dramatisch zu.

Dann wurde Marani plötzlich kreideweiß.

Er verließ die Bühne und lief zu dem berührten Zuschauer.

Seine Tochter stand noch immer neben ihm.

Die Kameras verfolgten Marani.

Der Showmaster stand auf und wurde unruhig.

Dieses Vorgehen hatte nicht in seinem Show-Board gestanden.

Es war nicht geprobt worden.

Die Zuschauer im Publikum und vor den Fernsehern hielten die Luft an.

Als Marani vor dem Mann stand, der ihn unsicher ansah, packte er seine Tochter und riss sie unsanft von dem Mann weg.

»Doro, verschwinde. Schnell, hinter die Bühne!«, schrie er das Mädchen an, die ihn völlig verängstigt ansah.

Sie tat, was ihr Vater wollte und rannte gleich los.

Die Luft war zum Zerschneiden gespannt.

»Ich weiß genau, was Sie hier wollen.«, sprach Marani den älteren Herrn an, der inzwischen von seinem Stuhl aufgestanden war. »Sie werden unsere Welt nicht bekommen, Sie Bastard! Ich werde Ihnen hier und jetzt das Handwerk legen.«, schrie er den aufgeschreckten Zuschauer an.

Im Publikum standen einige andere Zuschauer ebenfalls erregt auf.

Der Showmaster gab Zeichen, die Übertragung abzubrechen.

Doch jeder halbwegs gute Kameramann war in solchen Augenblicken für solche Kommandos taub.

Marani packte den Mann an seinem Kragen und schleuderte ihn zu Boden.

Frauen schrien hysterisch auf als er begann, den Zuschauer mit gnadenloser Härte zu würgen.

Marani wollte den Mann erwürgen, ihn tatsächlich vor laufenden Kameras töten.

Von den Seiteneingängen kamen sogleich einige recht kräftig wirkende Typen in Nadelstreifenanzügen herein gestürmt und warfen sich auf die beiden kämpfenden Männer. Der ältere Zuschauer, er war bereits bläulich im Gesicht angelaufen und lag röchelnd auf dem Boden.

Mehrere Männer waren notwendig, um Marani von dem Zuschauer zu lösen und ihn dann aus der Halle zu zerren. Immer wieder schrie er dabei in das Publikum: »Ihr müsst sie aufhalten! Sie werden uns alle töten? Sie sind überall!«

Sanitäter stürmten herbei und halfen dem röchelnden Opfer.

Marani wurde vor der Halle der Polizei übergeben.

Als sich die Tür des Polizeiwagens hinter Marani schloss, bekam er noch zu Ohren, wie der Showmaster in der Halle versuchte, das Publikum zu beruhigen.

Dann wurde er in Handschellen zum Hauptrevier der Polizei gebracht.

Während der gesamten Fahrt versuchte er den beiden Beamten zu erzählen, dass sie den falschen Mann verhaftet hatten. Die eigentliche Bedrohung würde von dem Gast ausgehen, jenem Mann, den er angegriffen hatte.

»Das können Sie alles dem Dienst habenden Kripobeamten auf dem Revier erzählen. Haben Sie etwas getrunken? Haben Sie Drogen konsumiert?«, fragte der Beifahrer ihn immer wieder.

Doch Marani schüttelte nur den Kopf und hielt es schließlich für besser, erst einmal zu schweigen.

Als man ihn in das Büro zur Aufnahme seiner Daten und zum Verhör brachte, saßen dort schon zwei andere Beamte, die ihn grimmig ansahen.

»Was ist mit meiner Tochter? Wer kümmert sich um Doro?«, fragte er die beiden Männer, ohne sie vorher zu begrüßen.

»Für sie ist erst einmal gesorgt. Jetzt geht es aber um Sie, Hr. Bauer, Gerd Bauer, richtig?«

»Ja, so heiße ich. Aber mir wäre es lieber, wenn Sie mich weiter Marani nennen würden. Ich habe mich schon zu sehr an diesen Spitznamen gewöhnt. Jeder nennt mich Marani.«

»Nun gut, Marani, nehmen Sie doch bitte Platz.«

Marani setzte sich auf den Stuhl und wurde zunächst einmal belehrt.

Seine persönlichen Daten wurden abgefragt. Ein Arzt kam und nahm ihm Blut ab, um es auf Drogen und Alkohol zu testen. Danach bot man ihm einen Kaffee an, den er dankend annahm. Er beruhigte sich etwas.

»Nun erzählen Sie uns doch, Marani, warum Sie den armen Mann angegriffen haben? Kennen Sie ihn überhaupt?«

»Nein, ich habe ihn noch nie zuvor gesehen. Doch als ich mich mit ihm verbunden hatte, da erkannte ich, dass er anders war. Er ist eine Bedrohung für alles Lebende auf dieser Welt. Sie müssen mir glauben. Nehmen Sie ihn fest. Ziehen Sie diese Kreatur aus dem Verkehr, bevor er und seine Artgenossen uns alle umbringen werden.«

Beide Beamte sahen sich an.

Es war sofort klar, dass sie Marani nicht ernst nahmen.

»So. so..., Sie hatten sich also mit ihm verbunden. Wie sollen wir uns das vorstellen? Ist das etwas so, wie bei Star Trek mit dem Counselor, dieser Deanna Troi? Die hat sich auch immer ganz cool mit anderen Menschen verbunden.«, fragte ihn der ältere, der beiden Beamten. Sein Kollege lachte laut auf. »Seit wann bist du denn ein Trekkie, Walter? Ich glaube es ja nicht...«

»Doch, ich stehe voll auf die Serie. Man kann wunderbar vom Alltag abschalten, wenn man sich das Zeug ansieht. Die Frauen dort sind auch nicht übel.«, bekam er als Antwort.

»Ja, habe ich auch schon einmal gesehen. Die haben immer diese engen Klamotten an, bei denen man alles sehen kann. Das muss ich gleich einmal deiner Inge erzählen, Walterchen.«, witzelte sein Kollege.

»Ja, so ähnlich.«, unterbrach ihn Marani etwas genervt.
Er sah beide auffallend ernst an.

»Gehen wir ruhig einmal davon aus, Sie hätten sich mit ihm verbunden. Was haben Sie denn da genau gesehen?«, fragte der ältere Beamte weiter und versuchte, ernst zu bleiben.

»Dieser Mann, er ist zwar ein Mensch, aber er gehört nicht hier in diese Welt. Er und seine Freunde, sie wollen uns ausbeuten und danach sterben lassen. Ich habe gesehen, dass es sie schon überall auf der Erde gibt. Man erkennt sie nicht. Sie sind eben wie wir. Nein, sie sind wir und doch wieder auch nicht. Nur Menschen mit meiner Begabung können sie wahrnehmen. Warum das so ist, das weiß ich selbst nicht.«

»Sie müssen aber schon zugeben, dass Sie eine Menge von uns verlangen. Wir sollen Ihnen das glauben? Für mich hört es sich an, als ob Sie ein psychisches Problem haben. Vielleicht stehen Sie unter irgendeiner Droge oder einem Umweltgift. Der Mann hat friedlich im Publikum gesessen, bis Sie über ihn hergefallen sind. Ist Ihnen klar, dass wir das als einen echten Mordversuch sehen könnten?«

»Gewiss könnten Sie das. Würde ich vielleicht auch so sehen. Doch ich habe Recht, auch wenn es schwer zu glauben ist. Diese Kreaturen sind für das Chaos auf unserer Welt ganz entscheidend mit verantwortlich. Sie sind doch nur so erfolgreich, weil wir zu blöd und zu arrogant sind, sie zu erkennen und erkennen zu wollen.«

»Ja, Marani, Sie sagen es. Doch was meinen Sie, was für seltsame Geschichten wir uns hier fast jeden Tag anhören müssen. Vielleicht ist es doch auch eher so gewesen, dass Sie ihn doch von irgendwo her kennen. Eine offene Rechnung aus der Vergangenheit musste beglichen werden. Sie haben einfach nur die Chance gesehen und gleich wahrgenommen. War es nicht eher so gewesen?«, fragte Walter Marani.

»Klar, ich begleiche die Rechnung mitten in einer Show vor so vielen Zuschauern. Für wie blöd halten Sie mich eigentlich? Es ist so, wie ich es Ihnen schon sagte. Auch denke ich, dass ich jetzt einen Rechtsanwalt bekommen möchte. Ich muss mir Ihre Unterstellungen nicht gefallen lassen.«

»Ganz so, wie Sie meinen. Wir werden uns wieder unterhalten, wenn Ihr Rechtsbeistand dabei ist.«

Marani durfte einen Rechtsanwalt anrufen. Danach führten Sie ihn in eine der Zellen und schlossen ihn ein.

Als sich seine Zellentür nach einer Weile wieder öffnete, stand dort ein Mann mit einem dunklen Anzug.

»Anziehen, und kommen Sie mit.«, meinte dieser nur trocken zu Marani.
Er zog sich an und folgte dem Mann, der ihn an einigen Polizeibeamten vorbei, aus dem Polizeigebäude führte.

»Was ist denn nun? Was soll das? Bin ich jetzt doch wieder frei?«, fragte Marani den Mann.

»Folgen Sie mir einfach. Sie werden dann schon sehen.«

»Ich will Ihnen aber nicht folgen. Wer sind Sie eigentlich?«

»Doch, Sie werde es tun. Wenn nicht, dann werden Sie schon bald ein toter Mann sein. Die warten nur darauf, Sie in die Finger zu bekommen.«

»Was reden Sie da? Wer will mich in seine Finger bekommen?«

»Die Freunde des Mannes, den Sie heute fast erwürgt haben.«

»Also hat mir doch jemand geglaubt. Ich wusste es doch. Die sind echt. Ja, ich wusste es.«

»Halten Sie endlich die Klappe, und folgen Sie mir einfach.«

Marani folgte dem seltsamen Mann.

Er führte ihn zu einem schwarzen Auto, dessen Türen sich sogleich öffneten, als sie dort ankamen.

»Los, einsteigen.«, meinte der Mann weiterhin trocken zu Marani.

Er stieg ein, der Mann setzte sich gleich neben ihn. Auf den Vordersitzen saßen zwei weitere Männer, die beide ebenfalls nicht sehr freundlich wirkten.

»Losfahren, schnell.«, meinte der Mann dann knapp zum Fahrer.

Der Wagen fuhr gleich los.

Marani sah sich um und stellte fest, dass das Fahrzeug gepanzert war.

»Wir werden verfolgt.«, meinte der Fahrer.

»Verhalte dich ganz normal. Sie wissen ohnehin, was wir vor haben und wohin wir mit ihm wollen. Unser einziger Schutz ist es, dass sie nicht auffallen wollen.«, meinte der Mann neben Marani.

Die Fahrt ging durch die ganze Stadt, bis zu einer Tiefgarage eines Hochhauses. Sie fuhren nach unten.

Hinter ihnen schloss sich das Garagentor, so dass man ihnen nicht mehr folgen konnte.

Als sie geparkt hatten, führten die Männer Marani in den Fahrstuhl und fuhren ganz nach oben in das 14. Stockwerk des Hauses.

Als sich die Fahrstuhltür wieder öffnete, fanden sie sich mitten in einem riesigen Raum wieder, in dem ein großer Konferenztisch stand, an dem niemand saß.

»Los, Marani, setzen Sie sich hin und schweigen Sie, bis Sie etwas gefragt werden.«

Marani nahm Platz und sah sich unsicher im Raum um.

Der Ort, an dem er sich befand, er war ziemlich dunkel, aber modern und vornehm eingerichtet. Die Fenster waren getönt. An der Decke waren mehrere kleine Kameras angebracht. Sie waren kaum zu erkennen. Man musste ganz genau hinsehen.

Marani kannte diese kleinen Kameras aus den Kaufhäusern ganz gut. Als Verkäufer waren sie für Marani Alltag. Er war Springer. Springer waren Verkäufer, die in den Kaufhäusern immer dort eingesetzt wurden, wo gerade dringend Bedarf war.

Plötzlich öffnete sich der Fahrstuhl.

Ein Mann kam herein.

Er hatte ein fast kindliches Aussehen.

Zudem war er ziemlich klein, aber gut angezogen.

Der Mann hatte kaum Bartwuchs.

Man konnte fast meinen, er würde noch zur Schule gehen.

»Behalten Sie Platz, Marani.«, sagte er und setzte sich gegenüber von ihm, an den Tisch.

Seine Stimme war hell und seltsam, was wohl auch an seiner Körpergröße lag.

»Was geht hier nur vor? Diese Kreaturen...«, begann Marani.

»Ich werde Ihnen alles erklären.«, unterbrach ihn der kleine Mann. »Mein Name ist Schmidt, Professor Dr. Schmidt. Das ist natürlich nicht mein richtiger Name. Die Titel sind es allerdings schon.«, gab der Zwerg schmunzelnd an. »Doch das sollte Ihnen egal sein. Wir haben Sie hier in dieses Etablissement gebracht, weil wir um diese Bedrohung wissen, die Sie so üppig erwähnt haben. Nur ist uns nicht klar, was uns hier wirklich bedroht. Wir beobachten schon seit einigen Jahren, dass etwas mit unserer Entwicklung nicht stimmt. Mit den Menschen stimmt etwas nicht. Zunächst haben wir angenommen, das Internet und die wesentlich verbesserten Möglichkeiten, sich auszutauschen, sie würden die Ursache für die Veränderungen sein. Doch bei genauer Betrachtung und Auswertung aller Beobachtungen gelangten wir rasch zu dem Schluss, dass wir Menschen geschickt manipuliert werden. Etwas Fremdes nimmt Einfluss auf uns und unsere Systeme.«

»Wie kann das denn nur sein? Sind es vielleicht außerirdische Lebensformen? Man liest ja immer wieder von den vielen Ufo-Sichtungen in den letzten Jahren.«

»Marani, nein, es sind nicht extra terrestrische Lebensformen. Jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinn. Ich denke, wir haben es hier mit einer hochentwickelten Form von Leben zu tun, die sich bisher im Hintergrund bewegt hat. Doch wir nehmen an, dass unsere Fortschritte bei den Informationstechnologien und der globalen Vernetzung nicht unbemerkt geblieben sind. Unsere Annahme, alleine auf dieser Welt zu sein, sie war mehr, als töricht. Wir haben unseren Fortschritt nicht abgesichert und uns dadurch extrem angreifbar gemacht.«

»Wer ist wir? Sind Sie von der Regierung?«, fragte Marani weiter. Er war inzwischen neugierig geworden.

»Nein, wir sind eine geheime Gruppe Menschen, Forscher, Militärs, Sicherheitsexperten, die von

den Vereinten Nationen beauftragt wurden, das Potential dieser Gefahr auszuloten. Wir haben beobachtet, gesucht und schließlich auch etwas gefunden. Doch das, was wir fanden, das war extrem alarmierend. Offenbar werden die Regierungen der Welt von Menschen unterlaufen, deren Bewusstsein geschickt manipuliert wird. Die Probleme der Welt wachsen. Jeder hat das schon bemerkt. Doch es scheint so zu sein, als das diese manipulierten Menschen alles versuchen, Problemlösungen zu torpedieren. Dabei agieren sie nicht wirt, sondern konzertiert und gesteuert. Auch verstehen sie es, geschickt ihre Spuren zu verwischen und sich zu tarnen. Das alles läuft auf einem Niveau, das uns weit überlegen ist. Wir begreifen das, was da vorgeht, nicht einmal in seinem Ansatz. Sie lassen unsere Welt einfach sterben, und wir Menschen begreifen diesen Umstand nicht. Die Menschen gehen davon aus, dass alles unsere eigene Schuld ist. Aber dieser Gedanke, er stimmt eben nur bedingt. Wir werden unglaublich geschickt daran gehindert, uns selbst zu helfen.«

»Ich wusste es. Schon als ich den Typen im Publikum wahrnahm, wusste ich, dass sie gefährlich sind. Wir müssen sie bekämpfen und von unserer Welt jagen.«, warf Marani ein. Er war aufgeregt, hatte Angst.

»Ja, dieser Typ im Publikum, er war einer von ihnen. Doch es ist uns nicht damit geholfen, sie einfach alle zu töten. Wir wissen einfach zu wenig über sie. Woher kommen sie? Warum wollen sie die Welt zerstören? Alles das sind Fragen, die wir zunächst lösen müssen. Wie können wir einen Krieg gegen Menschen führen, die überall in der Welt verteilt sind und keiner bekannten Gruppe oder Staat angehören? Immerhin könnten wir uns womöglich alle gegenseitig töten. Damit wäre ihr Ziel dann auch erreicht. Wie schon erwähnt, Marani, sie sind uns weit überlegen. Zunächst beschränken wir uns darauf, sie besser erkennen zu können und sie überall zu stören, wo es uns möglich ist. Das ist ein erster Ansatz.«, endete der kleine Mann.

»Spirituell veranlagte Menschen, eben so, wie ich es bin, sie scheinen manchmal die Fähigkeit zu besitzen, sie erkennen zu können.«, meinte Marani.

»Das ist korrekt. Hellsichtig veranlagte Menschen können sie wahrnehmen. Sie können ihr wahres Gesicht erkennen. Je jünger die Hellseher sind, desto besser erkennen sie diese offenbar feindlichen Wesen. Deshalb sind Sie hier, Marani. Wir suchen echte Hellseher. Sie sind einer. Das heißt, dass wir Ihre Hilfe brauchen und das heißt aber auch, dass Sie in großer Gefahr sind. Diese Wesen wollen Ihnen an den Kragen. Sie wollen alle echten Hellseher töten. Aus genau diesem Grund ist Ihre Auftragslage zur Zeit so ausgesprochen gut. Wir haben uns erlaubt, weltweit eine Kampagne zu starten, die übersinnliche Fähigkeiten beim Menschen in die Öffentlichkeit drückt. Wenige Hellseher auf der Welt sind leichter zu finden, als wenn plötzlich jeder zweite Mensch einer zu sein vorgibt. Man kann Bücher zum Thema lesen, Filme anschauen, im Fastfood-Restaurant an der Ecke kleine Hellseherfigürchen aus Plastik zu seinem Essen mit dazu kaufen. Die Menschen wollen ins Fernsehen, in die Medien und berühmt werden. Das nutzen wir aus, um die echten Hellseher zu schützen. So wird es schwieriger für die Angreifer, sie aufzuspüren.«

»Allerdings auch für Sie, richtig? Sie brauchen Hellseher doch auch.«, unterbrach ihn Marani.

»Ja, auch für uns.«

»Wie soll es nun weiter gehen? Kann ich meine Tochter sehen?«

»Ihrer Tochter geht es gut. Wir haben sie geschützt untergebracht. Sie ist auch in Gefahr. Wir halten es für besser, wenn Sie ihre Tochter erst einmal nicht sehen.«

»Sind Sie verrückt, Professor? Ich will unverzüglich zu meiner Tochter gebracht werden.«

»So seien Sie doch vernünftig. Wenn Sie nicht einsehen, dass eine befristete Trennung ihr Leben schützt, dann wird sie wohl umgebracht werden. Oder diese Typen benutzen sie als Druckmittel, um an Sie heran zu kommen.«

»Wir müssen etwas unternehmen. Die Welt muss von der Bedrohung erfahren.«, warf Marani entsetzt ein.

»Nein, das muss sie nicht.«, war eine laute Männerstimme zu hören, und die Fahrstuhltür öffnete sich. Es kam ein gut gekleideter Mann mit zwei Leibwächtern aus dem Fahrstuhl.

Marani traute seinen Augen kaum.
Es war Bundeskanzler Herbert Weinberger.

»Jedenfalls noch nicht.«, meinte der schon betagte Kanzler weiter und stellte sich direkt vor Marani an den Tisch. »Ich werde Sie nicht zwingen, sich für ihr Land und seine Menschen einzusetzen. Doch ich bitte Sie als Bundeskanzler dieses Landes. Marani, wir müssen nun alle zusammen halten. Die Lage ist sehr ernst. Aus diesem Grund bin ich persönlich gekommen, um Sie zu bitten. Glauben Sie mir, es war nicht leicht, unbemerkt hier zu Ihnen zu kommen. In der Vergangenheit haben wir über Menschen, so wie Sie es sind, mehr gelacht, als sie ernst genommen. Das war ein Fehler. Wir haben erkannt, dass einseitiger Fortschritt Lücken öffnet und uns einseitig fast blind werden lässt. Hier sind Türen und Tore den Angreifern weit geöffnet worden. Leider kann ich nicht mehr sagen, dass es nur mögliche Angreifern wären, da sie bereits eingedrungen sind.«, meinte Herbert Weinberger und drehte sich etwas vom Tisch weg. »Doch wir werden diese Lücken schließen. Noch ist es nicht zu spät. Wir haben das erkannt. Deutschland hat das erkannt. Die Welt hat das erkannt.«

Er drehte sich wieder zum Tisch und sah erst den Professor an, dann Marani.

»Ja, selbst der Papst in Rom, er hat das erkannt. Marani, jetzt müssen Sie das erkennen. Helfen sie uns.«

Der Bundeskanzler sah Marani tief in die Augen.
Er war ein Vollblutpolitiker und verstand es, Menschen um seine Finger zu wickeln.
Ein leichtes aufmunterndes Zwinkern, fast freundschaftlich war es, sollte Marani abholen. Doch Marani sah plötzlich weg und dreht sich um.

Die Leibwächter reagierten sofort.
Sie beobachteten jede seiner Bewegung.

»Ich denke mir, dass wir ohne die Menschen nicht weiterkommen werden. Die Menschen müssen von der Bedrohung erfahren. Es kann die Ehefrau sein, der Nachbar, der Chef in der Firma, überall können diese Kreaturen lauern und ihr Schadwerk verrichten. Wenn wir sie nicht

einweihen, dann werde ich mit schuldig sein, wenn es viele Opfer gibt und Anklagen laut werden. Das möchte ich nicht, Herr Bundeskanzler, Herr Professor.«

»Sie werden doch informiert. Nur eben noch nicht sofort. Alles zu seiner Zeit, Marani. Ich verspreche Ihnen das.«, versuchte Herbert Weinberger zu überzeugen.

»Ja, so wie es Politiker versprechen? Oder versprechen Sie es als Mann der Ehre und als Mensch?«

Der Bundeskanzler verzog sein Gesicht und wurde ernster.

Seine Leibwächter schienen weiter gefasst zu sein, aber man konnte spüren, dass sie genau zuhörten, was gesprochen wurde.

»Ich verspreche es Ihnen als ein Mann der Ehre und als Mensch, Marani. Bevor ein Chaos losbricht, wird die Welt informiert. Ich verspreche es.«, sagte Herbert Weinberger und hielt Marani seine ausgestreckte Hand entgegen.

Marani blickte ihn genau an.

Dann nahm er die Hand und drückte sie fest.

»Es freut mich, Sie nun doch noch für uns gewinnen zu können. Herr Professor Schmidt wird Ihnen alles erklären und Sie einweisen. Sie und ihre Tochter, sie sind bei uns in guten Händen.«, meinte der Bundeskanzler, bevor er sich mit einem kurzen Nicken vom Professor verabschiedete und sich dann seinen beiden Begleitern zu wendete.

Er wollte wieder gehen.

Er war eben der Bundeskanzler, und er hatte stets wenig Zeit.

Die Welt zu retten, das musste für ihn zwischen zwei Termine gepresst werden.

Doch gerade, als sich die Tür des Fahrstuhls öffnete, wurde er von einem der Leibwächter brutal zur Seite geschoben. Der Mann stürzte auf den Tisch und Marani zu, während der Bundeskanzler zu Boden fiel.

Sofort reagierte der andere Leibwächter und warf sich auf Herbert Weinberger, um ihn zu schützen. Der Angreifer stürzte auf Marani zu, griff zu seinem Waffenhalter, nahm entschlossen seine Pistole und zielte auf Marani.

Der kleine Professor hatte seine Augen vor Schreck weit aufgerissen und schien wie gelähmt zu sein.

Plötzlich brach der Mann seinen Angriff ab.

Er fiel auf die Knie.

Dann begann er die Waffe in seiner Hand, gegen sich selbst zu richten.

Mit aller Kraft versuchte er, sich dagegen zu wehren.

Doch sein Bemühen, es war völlig ohne jeglichen Effekt.

Dem Angreifer standen Schweißperlen auf der Stirn.

Er stöhnte.

Dann begann er zu flehen.

Doch als die Mündung direkt von unten gegen seinen Unterkiefer zeigte, löste sich der Schuss und es krachte laut.

Der Mann fiel leblos zu Boden.

Überall war das Blut durch den Raum gespritzt.
Es roch seltsam nach Feuerwerk im Raum.
Marani war geschockt.
Entsetzt blickt er auf den toten Mann zu seinen Füßen, dann zum Bundeskanzler, der erschrocken unter seinem Leibwächter hervor sah.

Marani war in letzter Sekunde seinem Tod entkommen.
Doch wer hatte den Tod des Mannes zu verantworten?
Marani sah zum Professor, blickte ihn eindringlich an.
Dann wurde er bleich im Gesicht.
Er hatte in den Geist des Professors gesehen.
Er wusste nun, zu was der Professor in der Lage war.
Nicht nur Marani war ein ungewöhnlich begabter Mann in diesem Raum.

Der kleine Professor, er war es auch.

Ein Mann und kein Mann, das ergibt zwei Männer

Als Jan erwachte, war es draußen bereits hell.
In dem kleinen Haus roch es bereits nach Frühstück.
Bina war schon lange wach und deckte gerade den alten Holztisch.
Jan setzte sich auf. Er hatte ein wenig Kopfschmerzen.
Offenbar waren sie eine der Nachwirkungen des Tees vom Vorabend.
Als er etwas ungestüm gähnte, streckte er sich.
Fast hatte man seine Gelenke knacken hören.
Bina sah auf und lächelte ihn sogleich an.

Jan fühlte sich zum ersten Mal seit langer Zeit richtig wohl.
Dort war eine hübsche Frau, eine warme Stube und gutes Essen.
Was wollte ein Mann in seinem Alter mehr?

»*Komm* schon, setze dich doch zu mir, Jan.«, meinte Bina zu ihm und wies auf den gleichen Stuhl, den er auch schon am Vorabend benutzt hatte.

Dort standen Wurst, Käse und eine Art Brot.
Ein wohl duftendes Getränk, es dampfte bereits in einem Becher.
Bina sah einfach prächtig aus an diesem Morgen.
Die Gegenwart eines Mannes tat ihr offensichtlich sehr gut.
Sie war freundlich und keine Spur feindselig.

»Ich wünsche dir einen wundervollen Morgen, Bina. Wie ein Stein habe ich geschlafen. Das muss der Tee gewesen sein. Ein starkes Gebräu war es, aber auch ungemein gut.«, meinte Jan und setzte sich gut gelaunt an den Tisch.

Bina schmunzelte nur und nickte.

Dann setzte sie sich zu ihm und sah ihm ein wenig beim Frühstück zu.

»Willst du nicht mit mir zusammen frühstücken?«, fragte Jan sie nach einer Weile.

»Nein, ich habe heute in aller Frühe bereits ein wenig Gebackenes zu mir genommen. Das soll mir reichen. Aber greif ruhig zu, Jan. Stille du deinen Hunger nur. Es ist genug da.«, antwortete Bina.

Jan freute sich und ließ es sich schmecken.

Er war hungrig.

Endlich gab es für ihn auch einmal wieder einen normalen Morgen.

Es war ein Tagesbeginn ganz ohne das Sammeln von Leergut und das Durchwühlen von stinkendem Müll.

»Wirst du schon bald aufbrechen, um deines Weges zu gehen?«, fragte ihn Bina nach einer Weile. Sie versuchte dabei, nicht zu aufdringlich zu wirken.

Jan bemerkte sofort, dass es für sie unangenehm war, ihn danach zu fragen.

Offenbar fand sie seine Gesellschaft angenehm und wollte seinen Aufbruch noch nicht zu bald erleben.

»Ja, Bina, ich muss bald weiter. Ich habe einen wichtigen Auftrag zu erfüllen, der keinen Aufschub duldet.«

»Was ist das für ein Auftrag, der so wichtig ist, mich so rasch verlassen zu müssen?«

»Ich habe etwas verfolgt, das ich wieder finden muss.«

»Du meinst eine Frau? Sicher meinst du eine Frau.«

»Nein, es geht nicht um eine Frau. Es geht um weitaus mehr.«

»Du hast im Schlaf gesprochen, Jan. Nach einer Martha oder Marsha hast du immer wieder gerufen und etwas von einer Bedrohung geflüstert.«

»Bina, Träume, sie sind eben Träume. Das weißt du doch. Man träumt viele Dinge, vor allem, wenn man so einen ausgezeichneten Tee zuvor getrunken hat.«, versuchte sich Jan vor einer ehrlichen Antwort zu retten.

»Nun, komm schon. Du kannst mir vertrauen. Vielleicht kann ich dir helfen. Ich kenne mich gut aus in dieser Gegend.«

»Du wirst es wohl ohnehin nicht verstehen. Auch will ich dich nicht in Gefahr bringen. Du hast mit meiner Angelegenheit nichts zu tun. Es wird besser sein, wenn das auch so bleibt.«

Bina verzog ihr Gesicht. Sie schien ein wenig beleidigt.

»Ich kann viele Dinge, die andere nicht können. Sicherlich kann ich Dir von Nutzen sein. Doch wenn du nicht willst, dann kann ich es eben nicht ändern.«, gab sie trotzig zurück.

»Ja, es ist besser so. Es tut mir leid, Bina.«

Bina legte noch einen kleinen Scheit Holz in das Feuer.

»Doch dieser Traum letzte Nacht. Er war seltsam. Du hast noch einige andere seltsame Dinge erzählt.«, meinte sie dann.

»Ja, was war es denn, was ich im Schlaf von mir gegeben hatte? Bestimmt war nur wirres Zeug, oder?«, wollte Jan wissen.

»Nun, du hast davon erzählt, wie sehr du mich begehrt. Du hast mir feine Dinge erzählt. Es waren so Sachen, die für die Ohren einer Frau sicher nicht bestimmt waren.«

Bina sah ihn an. Ihre Augen glänzten.

»Da bin ich gespannt. Was war es? Los, heraus damit!«

Bina drehte sich um und öffnete langsam ihr Kleid.

Noch langsamer fiel es zu Boden.

Vor Jan stand nun eine wunderschöne Frau.

Sie war nackt und sah ihn sinnlich an. Ihre Lippen glänzten ein wenig.

Ein wenig schien sie sich vor ihm zu genießen.

»Komm schon, Jan. Ich werde versuchen es dir zu zeigen.«

Sie nahm Jan bei der Hand und führte ihn zu seinem Nachtlager.

Beide ließen sich fallen. Dann küssten sie sich innig.

Sie streichelten sich und überraschten sich mit mutigen Berührungen.

Sanftes Stöhnen erfüllte den warmen Raum.

Das Knistern des Feuers war zu hören. Das Nachtlager raschelte.

Als Jan schließlich leidenschaftlich in sie eindrang, hörte man nur einen spitzen Aufschrei von Bina. Draußen vor dem Haus, dort flogen ein paar Krähen erschrocken auf.

Die Sonne erwärmte langsam die Luft.

Eine laue Brise ließ die kleinen Blätter an den Bäumen der Birken tanzen und erzeugte ein sanftes Rauschen. Es war ein durch und durch schöner Morgen. Einige Zeit später lagen Bina und Jan verschwitzt nebeneinander in seinem Nachtlager.

Sie hatten nun auch ohne den Tee bekommen, was sie beide die ganze Nacht bereits begehrt hatten.

Bina wollte nicht, dass Jan sie sogleich wieder verließ. Er war der erste Mann seit dem Tod ihres Ehemannes, der in ihr diese wundervollen Gefühle geweckt hatte. Sie spürte zum ersten Mal seit langer Zeit, dass sie überhaupt noch lebte und eine Frau war.

Doch auch Jan fühlte sich gut. Endlich war dort jemand, der ihn so schätzte, wie er war. Es war

ein gutes Gefühl für ihn zu wissen, dass es noch Lebewesen gab, die in ihm nicht nur einen Stadstreicher und arbeitsscheuen Müllwühler sahen.

Es war mehr für sie beide, als einfach nur Sex gewesen. Das war beiden klar. Sie spürten, dass dort mehr zwischen ihnen heran wuchs, als nur das körperliche Verlangen.
Doch Jan musste bald weiter. Das Erdäum Terra war in Gefahr.
Seine Mission war wichtig. Er musste weiter nach Antworten suchen.

Bina bemerkte, wie in ihm die Unruhe erneut aufkeimte.

»So vertraue mir doch an, was dich so sehr bewegt. Vielleicht kann ich dir wirklich helfen, Jan. Ich spüre doch, dass dort etwas ist, was nicht in unsere Welt gehört. Die andere Welt, sie scheint nach dir zu rufen. Das bereitet mir Angst. Mein Leben im Sumpf, die Einsamkeit, sie hat mich während der Jahre verändert. Ich kann Dinge erleben und beeinflussen, die bis in die Zwischenwelt hinein reichen. Die Menschen im Dorf, sie reden über mich. Eine Hagzissa soll ich sein, eine Wächterin auf dem Zaun zwischen den Welten. So denken sie, die Menschen im Dorf. Sie spüren meine Nähe zum Tod und zu der anderen Welt. Wie ein Tor in meiner Gegenwart, so ist sie ständig präsent. Alles was hinein geht und was heraus kommt, das muss an mir vorbei. Alles das, es macht mich besonders für die Menschen. Es lässt mich Dinge ahnen, von denen andere nichts wissen. Ja, mein Liebster und nun kamst Du gestern aus dem Moor zu mir. Ich habe den Duft sogleich wahrgenommen, den betörenden Duft jener anderen Welt. Er haftet an dir, als hättest du in ihm gebadet, dich in ihm gesuhlt. So sei mutig, mein Schatz, erzähle mir doch, was dich so rastlos sein lässt. Vertraust du mir denn überhaupt nicht?«, wollte Bina wissen und sah ihn auffordernd an.

Jan dachte einen Augenblick nach.

Offenbar war er an eine Hexe geraten.

Die gab es in Terra auch.

Hexen wussten zumeist nichts, aber ahnten alles.

Für sie war das Xyralum eine geheimnisvolle Magie der Mutter Natur.

Die anderen Erdäen waren für sie eine Zwischenwelt. Gerieten Hexen und übersinnlich begabte Menschen an Xyrale, so meinten sie nicht selten, es mit Dämonen und dem Bösen zu tun zu haben. Doch in nahezu allen Erdäen waren es die Hexen, die der Wahrheit von Natur aus am weitesten auf der Spur waren. Auch hatten einige von ihnen Wege gefunden, sogar das Xyralum für sich nutzbar zu machen. Selbst erfahrene Xyrale konnten manchmal hier und da noch etwas von ihnen lernen. Oft schon erwiesen sich Hexen, als hilfreich. Doch nutze man tatsächlich ihre Hilfe, dann geschah es nicht nur in Terra immer wieder, dass ihre Mitmenschen das nicht verstanden. Man verfolgte, quälte und tötete sie.

Sie waren eigentlich völlig unschuldig.

Sie wussten nichts wirklich und konnten nichts beweisen.

Hexen konnten eben nur vieles erfüllen.

Doch ihre Botschaften, sie fielen nicht selten auf abergläubischen und religiösen Boden. Die Folgen waren oft schrecklich.

Jan war erst wieder seit kurzer Zeit als Xyral aktiv. Doch schon war er wieder kurz davor, eine Hexe in Gefahr zu bringen. Das sie sich beide liebten und eben erst miteinander geschlafen hatten, verbesserte sein Dilemma nicht wirklich.

»Bina, ich kann es dir nicht erzählen. Die Gefahr für dich wäre einfach viel zu groß.«, meinte er dann eindringlich.

»Ich werde dir hoch und heilig versprechen, niemanden davon zu erzählen. Es wird diese Hütte nicht verlassen. Jan, bitte, erzähle es mir.«, bettelte Bina und sprang auf.

Sie stand nackt vor Jan. Ihr Brüste wippten ein wenig, während sie mit einem Handzeichen ihren Schwur besiegelte.

Jan gefiel das. Er musste ein wenig lachen.

Bina fand er klasse. Er hatte sich hoffnungslos in sie verliebt.

Auch dachte er an die übertriebenen Hexenbilder in Terra.

Auf denen waren Hexen zumeist als alte, hässliche Weibsbilder mit Warzen und bösem Blick dargestellt.

Bina war das völlige Gegenteil. Ihre Lebenslust und kompromisslose Schönheit, sie verzauberte ihn mehr und mehr. Sie schien dabei selbst ihre Weiblichkeit, als Magie für sich und ihre süßen Ziele einzusetzen. In ihren Augen brannte das Feuer ihrer mädchenhaften Wildheit.

»Nun gut, komm doch wieder zu mir. Ich werde versuchen, es dir zu erklären. Aber du musst schweigen. Den Rest deines Lebens darfst du es niemandem erzählen, wenn dir dein Leben lieb ist. Ich meine es ernst, Bina. Die Leute werden es nicht verstehen und dich schonungslos verfolgen, wenn du es ihnen erzählst.«

Binas Aufmerksamkeit, sie war ihm nun erst recht sicher.

Sie setzte sich zu Jan und kuschelte sich an seinen Arm.

Daraufhin erzählte er ihr von seinem Leben, dem Xyralum und der Bedrohung.

Allerdings achtete er sehr darauf, ihr nicht jenen Teil zu erzählen, bei dem er als Müllsammler durch die Straßen zog. Das war ihm ein wenig peinlich und er fürchtete sich ziemlich davor, dass sie sich von ihm abwenden würde. Doch beschrieb er ihr die Umbrae Mortis und von ihrer Gier nach Xyralum.

Aufmerksam hörte die schöne Hexe ihm zu und war offensichtlich fasziniert von der Erzählung. Besonders hellhörig wurde sie, als Jan von seiner Ankunft in ihrem Erdäum berichtete und von seiner Idee, diese seltsame Wesenheit wiederzufinden, der er gefolgt war. Er wollte einen neuen Narrenruf probieren, um Antworten auf die Bedrohung zu finden. In die am weitesten entfernten Erdäen wollte er reisen, um nach Möglichkeiten zu suchen, das Waagumal zu schützen. Es galt, einen Krieg zu vermeiden, wenn es nicht sogar schon zu spät war.

Das gefiel Bina sehr. Sie war sich sicher, mit Jan auf der Seite der Guten zu sein.

Die Hexe war in Jan hoffnungslos verliebt.

Es konnte für sie daher nur diese eine Möglichkeit geben, dass er einer der Guten war. Bina wollte ihm nun erst recht helfen, auch wenn die ganze Geschichte für sie schwer zu glauben war. Immerhin erweiterten die Behauptungen von Jan nicht einfach nur ihr eigenes Weltbild. Es verzerrte und veränderte ihr Weltbild als Hexe in seinen Grundfesten. Hätte sie Jan nicht geliebt und würde sie nicht noch immer sein Verlangen in ihrem Schoß spüren, sie hätte ihn wohl nach so einer bizarren Geschichte zum Teufel gejagt.

Doch Bina wollte ihm helfen. Sie hatte auch schon eine Idee, wie sie das anstellen wollte. Aber wenn sie ihm half, so war es ihr natürlich klar, dann würde sie Jan verlieren. Es würde ein anderer Jan zurück bleiben, eben jener Jan, der schon zuvor in ihrem Erdäum gelebt hatte. Doch das Feuer eines Xyrals, es wäre dann fort und dem Narrenruf gefolgt. Ein unwissender Jan, der sie nicht kannte, würde zurück bleiben. Das der Jan ihres Herzens wieder zu ihr zurück kommen und sie wiederfinden würde, das schien ihr ziemlich ungewiss zu sein. Dieser Gedanke bereitete ihr Kummer.

Jan bemerkte das sofort.

Es war das sprühende Leben in ihren Augen, das plötzlich ein wenig verblasste. Jan blickt sie an. Er wollte ihr keinen Kummer bereiten.

»Bina, auch wenn ich fort bin, so werde ich im Geist immer bei dir sein. Es gibt so viele Möglichkeiten für uns, zusammen zu sein, auch wenn ich in einem anderen Erdäum verweile. Das Bewusstsein und das Xyralum, sie halten gemeinsam ein ganzes Universum zusammen. Irgendwann werde ich auch wieder in dem Körper von dem Jan deines Erdäums zurück kehren. Doch bitte verstehe auch, dass selbst dieser Mann hier bei dir das Recht auf sein eigenes Leben und sein Schicksal hat. Wenn ich das Xyralum bemühe, sich in seine Richtung zu dehnen, nur um dir damit körperlich nahe zu sein, dann verändere ich damit alles im Sein ein wenig. So kann es bedeuten, dass unsere Wonne und das Zusammensein hier, es könnte zu einer schrecklichen Tragödie in einem anderen Erdäum, bei einer anderen Bina, führen.«, versuchte ihr Jan zu erklären.

Doch Bina verzog ein wenig das Gesicht.

»Es sind andere Gesellschaften in anderen Erdäen, so wie du sagst, die das Xyralum für sich begehren und das Waagumal doch sehr zu stören drohen. Was bedeutet da schon unsere Liebe? Ein wenig das Waagumal für die Liebe zu beugen, was kann daran falsch sein? Jan, ich spreche von der Liebe zwischen uns und nicht von schnöder Gier und Habsucht. Warum kann das nicht sein?«

Bina war den Tränen nahe.
Sie wollte Jan nicht aufgeben.

»Es kann sein, doch es darf nicht. Wir dürfen nicht das Waagumal beugen. Es wäre falsch. Wir haben nicht das Recht dazu, Bina.«

Das jedoch, es half der lieblichen Hexe nicht wirklich.

Daher meinte Jan weiter: »Wir meinen das Sein und dieses System, es wäre ungerecht. Doch das ist es nicht. Alles zu verstehen heißt, alles zu verzeihen. Wir verstehen nicht einmal den Ansatz von allem. In all meiner Zeit als Xyral, da habe ich es immer wieder erlebt, dass es Gerechtigkeit gibt. Alles ist nur eine Frage der Geduld, auch wenn diese über unsere eigene Zeit hinaus gehen sollte. Das kann geschehen. Oft geschieht es. Doch es kommt auch immer wieder vor, dass wir Gerechtigkeit in unserem Jetzt und Hier erleben dürfen. Auch diese Erlebnisse, sie streuen sich nach dem Gesetz des Waagumals. Es ist ein großes Glück, wenn Körper und Geist zweier Menschen zusammen die Liebe erleben können. Nur ist es oftmals so, dass die Menschen dieses

Glück nicht zu schätzen wissen.«

Bina verstand ihn natürlich.

Doch sie wollte ihn nicht verstehen.

Eben erst hatten sie beide sich gefunden.

Nun sollte sie ihn einfach so gehen lassen?

Was sollte sie mit dem unwissenden Jan anstellen, der hier zurück blieb. Was würde geschehen, wenn er dieser andere Jan sie ebenso verlassen wollte? Es war immerhin ein anderer Jan, der dann in diesem Körper lebte.

Sie meinte dann: »Ich werde dir helfen. Auch werde ich mir eine Geschichte für den anderen Jan einfallen lassen. Doch wenn er gehen möchte, dann werde ich ihn gehen lassen. Sollte ihm etwas während deiner Reise geschehen, dann werden wir uns in diesem Körper wohl niemals wieder sehen. Ich bin nur ein Mensch. Eine Hexe bin ich zwar, aber trotzdem auch nur ein Mensch. Wie soll ich eine Liebe leben können, die es nur in meinem Geist und in meinen Träumen gibt?«

»Wenn ich bleiben würde, dann könnte ich ebenfalls sterben. Das ist das Risiko des Lebens. Auch dann wäre ich für immer fort. So wie auch dein Mann für immer von dir gegangen ist. Aber dennoch hat er seinen Platz in deinem Herzen. Unsere Liebe jedoch, sie würde zumindest in deinem Geist weiter existieren und leben. Doch ich versichere dir, ich werde zur dir zurück kehren. Ich bin immerhin ein Xyral. Es ist ein Teil meiner Natur, zwischen den Erdäen zu reisen und meinen Job zu erledigen. So versichere ich dir, ich kehre zu dir zurück.«, versicherte Jan.

Bina blickte ihn fragend an. »Was ist das, ein Job? Ich kenne dieses Wort nicht.«

Jan musste nun lachen.

»Damit ist gemeint, dass es mein Auftrag, meine Berufung ist, derartige Dinge zu erledigen. Es ist ein Wort aus dem Erdäum Terra. Offenbar hat es nicht den Weg hier hinein, in dein Erdäum geschafft.«

Nun lachten beide.

Es tat ihnen gut, wieder zu lachen.

Ein wenig hellte die gedrückte Stimmung auf, die sich zwischen beide geschlichen hatte.

»So, nun will ich aber auch aufstehen und beginnen, alles zusammen zu suchen, um dich auf die Reise zu schicken. Wenn es denn sein muss, dann muss es eben sein.«, meinte Bina und erhob sich.

Sie zog sich rasch an und verabschiedete sich knapp von Jan, um in das Moor zu gehen. Sie wollte rasch einige Kräuter zusammen sammeln, die sie für ein neues Gebräu benötigte. Dieses wollte sie Jan anbieten, um ihm damit zu helfen, seine Reise fort zu setzen.

Als Bina wieder zurück in der Hütte war, hatte Jan sich bereits ebenfalls angezogen und sich für seine Reise vorbereitet. Es sollte nichts darauf hindeuten, dass er in dem Körper und Geist des Mannes war, der eigentlich hier in diesem Erdäum lebte. Das war für ihn als Xyral kein Problem. Doch die Liebe zwischen ihm und Bina, sie war eine Spur, die er nicht so einfach verwischen konnte. Würde der Jan aus diesem Erdäum etwas davon bemerken, dann lag es an Bina, ihm eine

glaubwürdige Geschichte zu präsentieren.

Aber sie war eine schöne Frau. Sicher konnte sie ihn dann mit ihrem Charme überzeugen.

Als sie den Tee vorbereitet, von dem sie sich versprach, dass er Jan dazu bringen konnte, seinen Ruf des Narren erfolgreich wieder auf die Wege zu bringen, meinte sie: »Es ist schon eine seltsame Geschichte, die uns zusammen geführt hat. Wir lernten uns lieben. Die gleiche Geschichte wird es nun ein, die uns wieder zu trennen droht. Jan, ich bin nur eine einfache Frau. Bitte hilf mir doch ein wenig, diese Geschichte besser annehmen zu können. Sie ist so schwer zu glauben. Das ist doch alles verrückt.«

Jan verstand das.

So waren die Menschen in fast allen Gesellschaften und in fast allen Erdäen. Sie konnten und wollten nur glauben, was sie selbst sahen. Sahen sie es dann tatsächlich, wollten sie weitere Beweise. Bekamen sie diese, so glaubten sie an Fälschungen. So erschien es fast, als wollten sie überhaupt nicht, dass die Realität eine andere war. Sie war eben tatsächlich eine andere als jene, die sie sich jeden Tag immer wieder gegenseitig einredeten und bestätigten. Oft ist es eben das Feuer der Phantasie, welches das Xyralum und den Mut für Innovationen entzündet und schließlich zum Explodieren bringt.

Doch genau diese Explosion ist es, die immer wieder die Menschen in seiner Nähe tötet, bevor sie die Sicht auf neues Land frei gibt. Jan kannte sie gut, die grausigen Geschichten von der Inquisition und den Hexenverbrennungen in Terra. Solche Geschichten gab es in fast allen Erdäen.

Inzwischen war Bina fertig mit ihrem Gebräu.

Er setzte sich an den Tisch und seufzte.

Sie saß ihm gegenüber.

Beiden hielten sie sich die Hände und sahen sich tief in die Augen.

In Binas Augen standen Tränen.

»Ich werde wieder kommen, mein Schatz. Bina, ich schwöre es dir.«

»Du sollst nicht schwören, was du nicht schwören kannst, du Idiot.«, gab Bina trotzig zurück.

»Wie lange braucht der Tee, bis er wirkt, und wie wirkt er überhaupt?«

»Wenn du ihn getrunken hast, dauert es nur wenige Minuten und du fällst in eine Art Wachschlaf. Es ist die perfekte Möglichkeit, einen Narrenruf in das Sein erklingen zu lassen. So ist jedenfalls mein Plan. Mit dieser Methode hoffe ich, dass es dir gelingen wird, erneut zu reisen. Wenn deine Geschichte unwahr ist, dann wirst du in wenigen Stunden erwachen und unter Kopfschmerzen leiden. Ich werde dich als elenden Lügner entlarvt haben und dich dann quälen, mein Freund.«, meinte Bina trocken.

Jan sah sie an und streichelte ihr über das schmale Gesicht.

Dann nahm er den Becher und trank das Gebräu in einem Zug.

Als er den Becher geleert hatte, stellte er ihn vor sich auf den Tisch.

Er beobachtete ihn, als würde er auf etwas warten.

Zum Erstaunen von Bina, erhob sich der Becher langsam in die Luft. Er schwebte zum Fenster, auf dessen Fensterbank Blumen dekorativ ausgelegt waren. Eine der schönsten Blumen erhob sich nun ebenfalls in die Luft und stellte sich von ganz alleine in den Becher hinein. Die Luft im Haus, sie fühlte sich an, als wäre sie elektrisch aufgeladen. Dann schwebte der Becher wieder zum Tisch und stellte sich genau vor Bina auf die Tischplatte.

Binas Mund war vor lauter Staunen weit geöffnet.
So eine Magie hatte sie noch nie zuvor gesehen.
Sie sah erst den Becher und die Blume an, dann zu Jan, der bereits deutlich müde wirkte.

Jan jedoch, er war erleichtert, dass er das Xyralum überhaupt wieder in dieser Art einsetzen konnte. Immerhin war er seit Jahren nicht mehr in der Funktion eines Xyrals tätig gewesen. Nur langsam erinnerte er sich an seine Vergangenheit. Offenbar hatte er wieder Gewalt über das Xyralum gewonnen.

»Aber, aber wie...«, stammelte Bina.
Sie war völlig fassungslos.
Das war kein Taschenspielertrick.
Nein, das war echt.
Ihr war das sofort klar.

»Bina, ich sollte dir doch helfen. Glaubst du mir nun?«

Bina begann ein wenig zu weinen.

»Jan, natürlich glaube ich dir. Bitte lasse mich nicht hier alleine zurück. Bitte, liebster Jan, ich flehe dich an.«

Doch Jans Augen fielen bereits zu.
Das Gebräu zeigte Wirkung.
Er konnte sich kaum noch aufrecht halten.

Bina sprang auf und nahm ihn in ihre Arme.
Tränen liefen ihr durch das Gesicht.
Es war die Zeit für den Ruf des Narren gekommen. Sie spürte, wie Jan in ihren Armen immer schwerer wurde.
Sie war verzweifelt. Wieder schien es, als würde sie den Mann ihres Herzens verlieren. Doch nicht nur das war es, was sie erschütterte.
Sie hatte ihm sogar noch dabei geholfen.
Bina begann ihr Leben zu hassen. Warum konnte ihr Leben nicht einfach normal verlaufen?

»Das Leben, es tut weh.«, flüsterte sie zu sich selbst. »Das enorme Spektrum an Gefühlen, es ergibt sich aus der mehr oder weniger ausgeprägten Fähigkeit, Schmerz möglichst vielseitig zu interpretieren. Wir armen Menschenkinder, wir sind doch nur Spielbälle in einem System, dessen einziges Ziel es zu sein scheint, seine Wesen zu quälen.«

Dann legte sie ihren Kopf in Jans Seite und weinte bitterlich.

Als Jan die Kontrolle über seinen Körper verloren hatte, da schien es ihm, als würde sein Geist aus seinem Körper entweichen.

Er konnte sich selbst sehen.

Sein Körper, er lag in den Armen von Bina.

Sie weinte. Arme Bina.

Der Tee war in der Tat ein seltsames Gebräu.

Er vermochte die Trennung von Geist und Körper zu schaffen. Aber er vermochte nicht, den Geist von dem Erdäum zu trennen. Dennoch versuchte Jan mit aller Kraft, seinen Ruf des Narren in die unendlichen Weiten des Sein zu entsenden. Er bediente sich der Kraft des Xyalums dazu, die Grenzen des Erdäums zu überwinden. Sein Geist, er suchte einen Weg durch das Sein. Er bemühte sich, jenes Phänomen wieder zu finden, das ihn in diese Welt geleitet hatte. Doch es war verschwunden.

So reiste Jan wie ein normaler Xyral zwischen den Erdäen umher, jedoch weit entfernt von Terra.

Er alleine vermochte es nicht, diese enorme Weite zurück zu legen, um nach Hause zu kehren.

Ein einfacher Xyral war dazu viel zu langsam unterwegs.

Doch zumindest der Narrenruf, er preschte voran und suchte sich seinen Weg in die Ferne.

Vielleicht traf Jan mit ihm auf dieses Phänomen.

Damit würde sich ihm eventuell eine vage Möglichkeit bieten, auf den Pfad zu möglichen Lösungen für das Waagumal und den Frieden zwischen den Erdäen zu treffen.

Die Zeit verging.

Bina war mit dem unwissenden Jan ihrer Welt in ihren Armen eingeschlafen.

Sie erwachte durch das Stöhnen des Mannes, der allmählich aufwachte.

Die Wirkung ihres Gebräus ließ offenbar allmählich nach.

Vielleicht war es doch ihr Jan, der hier erwachte?

Möglicherweise hatte der Narrenruf nicht geklappt.

Bina wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Zu sehr brannte die Liebe in ihrem Herzen.

Sie vermisste Jan jetzt schon.

Doch als der Mann in ihren Armen erwachte, traute er seinen Augen kaum.

»Wer seid ihr, schöne Frau?«, hörte sie ihn leise fragen, während sie noch ganz in Gedanken bei ihrem Jan war.

»Sie sind vor Stunden in ein Unwetter gekommen und mit letzter Kraft zu dieser Hütte gelangt.

Die wilde Moorlandschaft, sie kann tückisch sein. Übrigens, verehrter Herr, mein Name, er ist Bina. Ich habe mich um sie gekümmert. Es ging ihnen schlecht.«, sagte Bina jene Spruch auf, den sie sich schon die ganze Zeit über für genau diese Situation zurecht gelegt hatte.

Sie sah den unbekanntnen Jan an und hoffte, dass er ihr seinen Glauben schenkte.

Ihre Geschichte wurde umgehend von ihm gewürdigt.

Das Gesicht des Mannes, es hellte sich auf.

Er begann plötzlich befreit zu lächeln.

Es schien, als ob er sich erinnerte. Dabei war Binas Geschichte erfunden.

Bina konnte ein Schmunzeln nicht verbergen.

»Wie ich sehe, so habe ich es gut getroffen. Zwar ist es hier nicht so schön, wie zu Hause bei meiner Frau und meinen beiden Söhnen, aber es ist doch gemütlich, und es hat mich gerettet. Ich bin euch zu Dank verpflichtet, gute Waldfrau. Bina war eure Name, richtig? Ich meine fast, wir würden uns schon eine ganze Weile kennen. Wie kann das nur sein?«, plauderte der unwissende Jan ihrer Welt und setzte sich dabei stöhnend auf. »Oh, mein Kopf. Er muss eine ganze Menge ab bekommen haben.«, beschwerte er sich und hielt seine Hand an die Stirn.

»Das sagen viele Leute, verehrte Herr. Doch sprecht, wie kann ich euch weiter dienen? Sicher wolltet ihr rasch wieder aufbrechen, um zu eurer Familie zu gelangen, oder?«, entgegnete Bina. Sie versuchte ihre Enttäuschung und ihren Schmerz zu verbergen.

»Wenn ich die kommende Nacht noch bleiben könnte, dann wäre ich euch dankbar. So will ich nicht in den Mooren ein weiteres Mal in Not geraten. Meint ihr, es wäre mit mir noch eine Nacht auszuhalten?«

Bina sah ihn prüfend an.

Sie musste sich zusammen nehmen.

Immer wieder dachte sie an die Liebkosungen und die Wonne der Zweisamkeit mit dem Jan ihres Herzens. Doch dieser Mann hier, er war verheiratet und hatte Kinder. Auch wenn sein Körper sie kannte und der gleiche war, so war sein Geist nicht bei ihr und ohne die geringste Ahnung.

Bina beschloss, dass es auch so bleiben sollte.

Sie wollte nicht eine Familie zerstören, nur um der fleischlichen Lust wegen.

Doch Bina verfluchte ihr Leben erneut.

»Ja, es ist mir eine Ehre. Ihr könnt gerne bleiben. Doch eure Sachen, die behaltet ihr in der heutigen Nacht am Körper. Ich bin eine anständige Frau.«

»Daran hatte ich auch nicht den Hauch eines Zweifels, gnädigste Bina. Ich danke euch von Herzen.«

Dann stand Bina auf und bereitete ihrem neuen und zugleich auch alten Gast ein angenehmes Mahl. Auch wenn es nicht der Jan ihres Herzens war, der dort am Tisch saß und in seine Gedanken versunken in das knisternde Feuer sah, so war es doch seine Gestalt, sein wundervoller Geruch und sein Lächeln. Alles das, es verzauberte sie.

Es dauerte eine ganze Weile.

Doch dann meinte Jan plötzlich, eine Wesenheit auszumachen, die sich ihm näherte.

Hatte er womöglich tatsächlich Glück?

War das vielleicht wieder dieses seltsame Phänomen, nach dem er sich sehnte?

Jan konzentrierte sich.

Er befreite sich von dem Ballast seiner Gefühle, um sich dem Phänomen ganz zu öffnen. Doch das Gefühl der Sehnsucht nach Bina, es war da, und es dominierte ihn.

Aber sein Bemühen zeigte tatsächlich Wirkung.

Seine Reise zwischen den Erdäen, sie gewann plötzlich an Fahrt.

Schon bald rauschte er wieder mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Nebel der Erdäen.

Er hatte das Phänomen, das ihn hier her gebracht hatte, endlich wieder gefunden.

Seine Gedanken an Bina, sie bremsten ihn jedoch immer wieder ab.

Trotzdem war er unglaublich schnell.

Kein Xyral hatte ihm jemals von so einer enormen Geschwindigkeit berichtet.

So drang Jan immer weiter in Bereiche des Seins vor, in denen niemals zuvor ein ihm bekannter Xyral gewesen war. Auch wenn ihn das faszinierte, so brannte in ihm allmählich Furcht hoch. Er konnte sie nicht kontrollieren. Sie war einfach da. Jan wollte nicht wieder in irgendeinem Erdäum stranden. Er war so weit von Terra entfernt, dass die Erdäen ihm völlig fremd waren. Sie konnten Gefahren in sich bergen, von denen er noch niemals vorher gehört hatte. So sehnte er sich danach, dass diese seltsame Wesenheit vor ihm, wohl bald ihr Ziel erreichen würde.

Jan fühlte sich mit zunehmender Länge seiner Reise immer unbedeutender und schwächer. Je weiter ihn diese Reise von Terra entfernte, desto mehr schien er sich selbst zu verlieren. Mit der Kraft des Xyralums alleine, da würde er es nicht einmal mehr zurück zu seiner Bina schaffen. Zu weit war sie bereits entfernt.

Obwohl er ein Xyral war und seine Natur ihm Fähigkeiten verlieh, zwischen den Erdäen zu navigieren, fiel es ihm immer schwerer, sich zu konzentrieren.

Jan war kaum mehr in der Lage, seine Bina in dem Nebel der Erdäen zu lokalisieren.

Die Lage Terras, sie war aus seinem Bewusstsein bereits völlig gelöscht worden.

Würde er nicht bald sein Ziel erreicht haben, dann wäre er wohl nicht mehr in der Lage, sein Versprechen gegenüber Bina halten zu können. Sie wäre dann für ihn unerreichbar geworden. Er hätte sie dann verloren.

Ohne Heimkehr nach Terra wäre auch seine Mission gescheitert.

Jan war entsetzt. Er fühlte die Gefahr.

Seine Reise verlor damit augenblicklich einiges an Rasananz.

Doch dort in der Ferne, dort lichtete sich der Nebel ein wenig.

Sollte das womöglich sein Ziel sein?

Hoffnung, Sehnsucht und Angst waren gemeinsam in ihm entfacht.

Seine Reise wurde immer langsamer.

Er musste es schaffen, sein Ziel zu erreichen, wo immer es auch sein sollte.

Auch wenn es am Ende dieses Nebels der Erdäen zu finden war, so musste er es bis dorthin schaffen.

Doch die Geschwindigkeit fiel weiter ab.

Dieses seltsame Phänomen, das ihn hier in diese Ferne geführt hatte, es näherte sich allmählich.

Offenbar war Jan ihm zu langsam geworden.

Das war eine richtige Einschätzung, da der alte Xyral sich inzwischen wieder seiner normalen Reisegeschwindigkeit näherte. Zwar war der Rand des Nebels schon ganz nahe. Doch aus Sicht eines normalen Xyral war er noch immer unerreichbar.

Bald schon war diese seltsame Phänomen ganz nahe bei ihm.

Jan war fasziniert von seiner gewaltigen Größe.

Eine riesige Sphäre war nun direkt vor ihm, leuchtete hell und blendete ihn fast.

Dieser riesige Orb hatte mit Sicherheit die Ausmaße von mindestens gleich mehrerer Flugzeugträger. Das war Jan bisher nicht wirklich aufgefallen, weil diese Sphäre stets sehr weit vor ihm geflogen war. Doch nun, so aus der Nähe betrachtet, da sah sich Jan einem gewaltigen Objekt ausgesetzt, von dem er nicht wusste, ob er sich fürchten oder darüber freuen sollte.

In der Sphäre erkannte er große, zellartige Strukturen, die immer wieder auf flackerten. Doch obwohl diese Sphäre so enorm groß erschien, schwebte sie ebenso durch den lichter gewordenen Nebel der Erdäen, wie er selbst auch.

Jan verwirrte diese Situation sehr. Ihm wurde schwindelig.

Diese ganze Reise und die Geschwindigkeit, sie überforderten ihn.

Jan rechnete jeden Augenblick damit, in eine der Erdäen abzustürzen.

Doch dann wurde es plötzlich ganz hell um ihn herum.

Die Sphäre hüllte ihn jetzt vollständig ein.

Die Erfahrung eines warmen, wohligen Gefühls, es breitete sich in seinem Geist aus.

Dann wurde plötzlich alles finster um ihn herum.

Seine Konzentration war erloschen.

Jan war in einem Nichts gefangen.

Nur noch ein kleiner Funke seines Ichs war aktiv.

Doch wie viel Raum braucht das Ich zum Überleben?

Wie groß musste der Behälter für eine Seele sein, um ein ganzes Leben mit seinen vielen Erinnerungen fassen zu können?

Der arme Jan, er war selbst nicht mehr fähig, hierauf eine Antwort zu finden.

Bina saß mit ihrem Gast am Tisch.

Sie sah ihm beim Essen zu. Er hatte großen Hunger.

Das faszinierte sie sehr.

Der Jan ihres Herzens, er hatte eigentlich kürzlich gegessen.

Wie konnte nun dieser gleiche Körper erneut einen so großen Hunger erzeugen?

So sind die Männer eben.

Sie können immer essen und sich amüsieren.

Es schmeckte dem unwissenden Jan.

Er stopfte sich regelrecht mit Käse und frischem Brot voll.

Zudem war er prächtig gelaunt.

Er erzählte ihr eine lustige Posse, nach der anderen und lachte dabei ausgelassen und laut. Das war für Bina alles sehr verwirrend.

Insgeheim hatte sie schon gehofft, dass dieser Mann ein wenig sensibler sein würde. Vielleicht spürte er sogar Reste von Sehnsucht und Traurigkeit in seiner Brust.

Ihr jedenfalls, ihr schienen die Rippen in der Brust regelrecht zu verbrennen.

Doch er bemerkte es nicht einmal. So erzählte er munter weiter und lachte ausgiebig. Dieser unwissende Jan, er war ein unsensibler Klotz.

Die Zeit verging.

Die Sonne neigte sich schon zum Abend, da begann plötzlich das Feuer im Kamin seltsam zu flackern. Bina versuchte, sich wach zu halten. Im Rausch seiner ausgelassenen Stimmung, da bemerkte der unwissende Jan dieses Flackern der Flammen nicht.

Doch Bina, sie wurde sofort unruhig.

Sie war nicht nur eine Frau mit viel Lebenserfahrung, sondern sie war ein Wesen der Natur und eine Hexe. Instinktiv spürte sie sofort, wenn etwas nicht stimmte.

So war es auch jetzt.

Sie stand auf.

Unruhig blickte sie sich um.

Der unwissende Jan jedoch, er erzählte und erzählte, als würde es um sein Leben gehen. Bina ging zum Fenster und sah schweigend hinaus.

Doch sie konnte nichts Ungewöhnliches erkennen.

Alles war ruhig und friedlich.

Jeder Bewohner des Dorfes würde sich wieder an den Tisch setzen und weiter den verrückten Geschichten zuhören. Doch Bina war anders.

Ihr war es zu still, einfach viel zu friedlich.

Etwas stimmte nicht.

Sie drehte sich zu dem Mann um und sah genau in diesem Augenblick, wie etwas durch die Hütte huschte.

Es war kaum zu bemerken.

Doch wenn man ein wenig sensibilisiert war, dann fiel einem diese Störung auf.

Sofort griff Bina zu der Armbrust, die neben der Tür auf einem Hocker lag.

»Wir sind nicht alleine. Seid vorsichtig!«, fuhr sie mit ihren Worten mitten in die Erzählungen des unwissenden Jan hinein.

Dieser sprang sofort von seinem Stuhl auf.

»W..wa...was ist los?«, stotterte er. Er blickte sie ganz erschrocken an.

Ein Stück Käse hielt er noch in der Hand.

»Ich weiß es nicht. Aber wir sind nicht alleine in der Hütte.«, antwortete sie.

Mit vorgehaltener Armbrust sah sie sich ganz genau in ihrem bescheidenen Heim um.

»Oh, liebe Frau, bitte seid vorsichtig mit der Waffe. Bitte nicht, das noch ein Unglück geschieht.«, war der unwissende Jan in weinerlicher Sorge, natürlich in erster Linie, um sich selbst.

»Nein, da ist etwas. Ich bin mir ganz sicher.«

Plötzlich sahen sie es beide.

Es war ein schwacher Schatten, der eigen dynamisch quer durch den gesamten Raum huschte.

Man hätte ihn auch für eine optische Täuschung halten können. Doch das war er nicht. Es war ein Umbra Mortis.

Angelockt von dem frischen Xyralum des Xyrals, hatten sich offensichtlich in und vor der Binas Hütte einige Umbrae Mortis eingefunden.

Es war das Werk von Jan.

Er hatte das Xyralum benutzt, um sich von diesem Erdäum lösen zu können.

Auch hatte er es verwendet, um Bina mit dem schwebenden Becher zu beweisen, dass seine Geschichte der Wahrheit entsprach.

Jetzt waren sie hier, die Schatten des Todes.

Bina hatte niemals zuvor mit ihnen zu tun gehabt.

Auch der unwissende Jan, er hielt die Schatten nur für einen bösen Spuk.

Oder war hier Hexerei im Spiel?
Jedenfalls hatten sie beide schreckliche Angst.

Doch der Schatten, er war nur auf der Suche. Angetrieben von seiner Gier nach Xyralum, war er entweder durch den Kamin oder das alte Schlüsselloch gekommen.
Nur eine Frage der Zeit war es, bis weitere Schatten einen Weg in das Haus finden würden.

Vorsichtig begaben sich Bina und der unwissende Jan zur Tür.
Ohne sich abgestimmt zu haben, wollten sie beide das Gleiche und das am besten schnell. Sie wollten rasch das Haus verlassen. Nur weg von dem unheimlichen Schatten wollten sie. Zwar hatte Binas echter Jan ihr erklärt, dass diese Schatten für einfache Menschen zumeist ungefährlich waren. Doch hatte sie keine Lust das jetzt und hier zu erproben.

So öffnete sie vorsichtig die Tür.
Dann schob sie ihren Körper langsam rückwärts hindurch.
Der unwissende Jan, er folgte ihr in ähnlicher Art.
Als beide vor dem Haus standen, drehten sie sich um und liefen in den Wald hinein.
Sie sahen sich nicht um.
Auch achteten sie nicht darauf, ob vor dem Haus weitere Schatten herum geisterten.
Beide liefen einfach nur fort, so schnell sie konnten.
Die Zweige der Bäume peitschten ihnen in das Gesicht.
Das unebene Gelände und das Unterholz, beides sorgte dafür, dass sie schon bald völlig außer Atem waren.

Bina hielt inne. Sie konnte nicht mehr.
Sie hatte Seitenstechen. Die Luft schmerzte in ihren Lungen.
Keuchend ging sie auf ihre Knie.

Der unwissende Jan bemerkte Binas Pause und ließ sich neben sie auf die Erde fallen. Auch sein Atem ging heftig. Schweiß stand ihm auf der Stirn.

So lagen sie beide neben einander und versuchten wieder zu Kräften und Luft zu kommen.
Plötzlich beugte sich der unwissende Jan über sie und sah ihr in die Augen.
Dann trafen sich ihre Lippen, und er küsste sie.
Sie riss entsetzt ihre Augen auf, wollte sich seinem schwitzigen Kuss entziehen.
Doch er wurde immer aufdringlicher.
Gierig leckte er über ihre Lippen, saugte ihre Zunge ein.
Seine Hand suchte den Weg unter ihr Kleid.
Bina wehrte sich heftig.
Doch der unwissende Jan, er war sehr stark.
Seine Hand wanderte langsam an ihrem rechten Schenkel hinauf.
Sie wehrte sich heftig, versuchte zu schreien.
Doch Bina hatte keine Chance.
Dann riss er ihre Bluse auf und saugte sich gierig an ihrer Brust fest.
Der unwissende Jan, er war völlig von Sinnen.

Plötzlich hörte Bina im Hintergrund ein lautes Rascheln.
Dann beobachtete sie, wie ein schwerer Ast durch die Luft, direkt auf den Kopf von dem

unwissenden Jan sauste. Dieser stöhnte daraufhin laut auf und sank mit seiner gesamten Schwere bewusstlos auf sie.

Bina bekam unter diesem Mann kaum noch Luft.

Kurz darauf wurde er unsanft auf die Seite gerollt.

Die Hexe konnte ihre Retter erkennen.

Doch glücklich war sie nicht über das, was sie sah.

Es waren die drei jungen Kerle aus dem Dorf.

»Mensch, Bina, was machst du nur?«, fragte der Sohn vom Gastwirt und reichte ihr die Hand.

»Wer ist denn der Kerl? Der ist nicht von hier, oder?«

Bina schüttelte nur ihren Kopf.

Ihr Herz klopfte so sehr, dass sie meinte, man konnte es hören.

Sie versuchte rasch, ihre Blöße zu bedecken.

Dann trat sie dem unwissenden Jan kräftig mit einem Fuß in die Seite.

»Mistkerl!«, schimpfte sie. »Der Mann heißt Jan und ist mein Gast gewesen. Dann fiel er über mich her, als wäre er nicht mehr bei Sinnen. Ich danke dir und deinen beiden Freunden, Naham. Ohne euch wäre ich wohl verloren gewesen.«, antwortete Bina dem Sohn des Gastwirtes.

»Sollen wir dich zu deinem Haus bringen? Es ist *verdamm*t gefährlich hier draußen.«, fragte Naham sie.

Bina gefiel das nicht, obwohl Naham freundlich war.

Diesen drei jungen Kerlen aus dem Dorf, ihnen konnte sie nicht trauen.

Doch es blieb ihr nichts anderes übrig. Sie hoffte nur, dass diese unheimlichen Schatten bei ihrem Haus wieder verschwunden waren.

Sie sehnte sich inzwischen wieder zu ihrem alten Leben zurück.

Alles war so friedlich gewesen, bevor sie Jan gestern die Tür geöffnet hatte. Ihr Leben hatte sich trotz ihrer Liebe zu ihm, zu einem regelrechten Chaos entwickelt.

»Das wäre sehr nett von euch.«, log Bina ein wenig, zwang sich zu einem Lächeln und hasste sich auch schon sogleich dafür.

»Okay, Jungs, ihr nehmt den Blödmann mit. Wir bringen die Lady zu ihrem Haus. Was wir mit ihrem aufdringlichen Gast machen, werden wir dann dort klären.«, wies er seine beiden Freunde recht deutlich an.

»Echt klar, wir dürfen den Typen schleppen. Das ist ja wieder völlig klar.«, protestierte der kleinere von den beiden Kerlen aus dem Dorf.

»Mensch, stell dich nicht so an. Los, macht schon.«, meinte Naham und lachte überheblich. Er schien sich in der Rolle des Anführers recht gut zu fühlen.

Sie brachen auf, um zu Binas Haus zu gelangen.

Den unwissenden Jan, der noch immer ohne Bewusstsein war, ihn schliffen die beiden Kerle aus dem Dorf einfach mit sich.

Der Feind im Nebel

Finsternis, sie hatte sich ausgebreitet.
Die Schatten des Todes nahmen inzwischen die gesamte Straße ein.
Barados stand noch immer am Fenster. Er fühlte sich bedroht.
Betroffen verfolgte er das grausame Schauspiel.
Im Hintergrund versuchte der alte Karam ebenfalls an das Fenster zu gelangen.
Membas Vater hatte jedoch Schmerzen und stöhnte, weil sie ihn quälten.
»Oh, mein Gott, was ist denn das?«, stieß er sogleich entsetzt aus, als er die schwarzen Massen in den Straßen sah. Nur in der Mitte der schwarzen Flut, da konnte er noch einen kleinen, hellen Fleck erkennen.
In dieser Aussparung der Finsternis bewegten sich Memba, Marsha und der mutige Hund Püppi langsam in Richtung Westen. Die Umbrae Mortis versuchten immer wieder beharrlich an die beiden Mädchen heran zu kommen.
Doch Püppi war aufmerksam.
Er warf sich stets wütend dazwischen.
Die Gefahr war groß.
In der Ferne konnte man entsetzte Schreie einiger Anwohner vernehmen.
Der Angriff der Umbrae Mortis war nicht unbemerkt geblieben.
Der offene Krieg, er hatte begonnen.
»Ich muss etwas unternehmen.«, meinte Barados aufgebracht und verschwand plötzlich, während sein Vater weiter am Fenster ausharrte.

Karam war durch den Blutverlust geschwächt.
Er hatte furchtbare Angst um seine Tochter.
Sollte er Memba nun auch verlieren?
Dieser Gedanke war für ihn unerträglich.
Plötzlich schoss einer der nahen Schatten blitzschnell vor und erwischte Memba an ihrem Bein.
Sofort saugte er sich fest.
Memba strauchelte und ging in die Knie.
Püppi preschte vor und fiel jaulend über den Schatten her.
Sofort ließ er von dem Mädchen ab. Doch schon schrie Marsha entsetzt auf.
Auch auf ihrer Seite schnellten immer wieder ausgehungerte Schatten vor, um ein Bein oder die Hüfte von ihr zu erwischen.
Püppi war völlig aufgebracht und tobte wie eine Furie, um die jungen Frauen herum.
Karam war regelrecht krank vor Angst um die Frauen.
Er bewunderte den Hund für seine Tapferkeit und seine Treue.
Aber er wusste auch, dass selbst Püppi nicht endlos Kraft hatte. Irgendwann würde er langsamer und nachlässiger werden.

Angetrieben von ihrer Gier nach Xyralum, strömten immer mehr und mehr Umbrae Mortis in die Straße. Sie schienen von überall her zu kommen.
Die Agenten der Ambalosis hatten Unmengen der Umbrae Mortis nach Karakum gebracht, um über sie, an das begehrte Xyralum zu gelangen.
Die Kreaturen der Finsternis verdunkelten inzwischen sämtliche Kraftorte des Erdäums. Den

Menschen Karakums waren sie bereits seit einiger Zeit aufgefallen.

Für sie waren sie ein Ausdruck des Bösen und ein Omen für den nahenden Weltuntergang. Die Schatten des Todes, sie waren so sehr ausgehungert, dass sie bereits die Geistlichen und spirituellen Würdenträger sogar während des Tages angriffen.

Diese Menschen rochen nach Xyralum.

Da die Schatten nahezu blind vor lauter Gier danach waren, kam es immer wieder zu Übergriffen. Oftmals griffen sie schon an, wenn sich ein Mensch auch nur einem Kraftort näherte. Für so viele Umbræ Mortis in nur einem Erdäum war die Nahrung eben zu knapp und das Verlangen gewaltig.

Doch was sich den Menschen nun hier in diesem Straßenzug bot, erfüllte sie mit Grauen. Die beiden Xyrale auf der Straße, sie mussten für die ausgehungerten Schatten einen regelrechten Festschmaus darstellen. Nur Püppi vermochte es noch, sie auf Distanz zu halten.

Karam stand weiterhin am Fenster und sah dieses schreckliche Schauspiel hilflos mit an. Plötzlich bemerkte er, dass einige Umbræ Mortis wendig durch die Luft flogen und ganz anders aussahen als jene, die hier auf der Straße ihr Unwesen trieben. Wie riesige, schwarze Kugeln flogen sie durch die Luft und klatschten gegen die Dächer und Hausmauern.

Dann fiel eine dieser Kugeln direkt auf Püppi hinab.

Der große Hund jaulte laut auf und warf sich auf den Rücken.

Der Rüde versuchte den Schatten abzuschütteln.

Immer wieder hörte man ihn vor lauter Schmerz aufheulen.

Kaum hatte der Schatten den Hund angegriffen, fielen die anderen Umbræ Mortis über die beiden wehrlosen Frauen her.

Karam konnte sich das nicht mehr mit ansehen.

Mit einer Pistole der überwältigen Männer schoss er mitten in die Schattenflut hinein.

Doch die Schüsse zeigte keinerlei Wirkung.

Karam rief verzweifelt zu seiner Tochter, die inzwischen auf dem Boden lag und sich unter mehreren Schatten wand.

Er musste etwas unternehmen.

Doch die Schatten ignorierten den aufgebrachten Vater völlig.

Püppi hatte sich dann doch befreien können. Sofort sprang er zu den beiden Frauen und kämpfte verbissen gegen die Überzahl der Umbræ Mortis.

Karam war kein Narr. Er wusste, dass er nur noch Augenblicke hatte, um seine Tochter retten zu können.

Püppi heulte immer wieder auf.

Die Frauen schrien verzweifelt um Hilfe.

Doch niemand konnte etwas gegen die Schatten tun.

Dann hörte Karam in der Ferne lautes Hundegebell, das sich rasch näherte.

Er versuchte etwas zu erkennen.

Doch die Schatten versperrten ihm den Blick.

Inzwischen hatten sich gleich mehrere Schatten aus der Luft auf Püppi gestürzt und den armen Hund völlig unter sich begraben. Das Jaulen war verstummt.

Dann kam plötzlich Bewegung in das Meer der Schatten.

Lautes Gebell war zu hören.

Karam erkannte am Ende der Straße eine ganze Hundemeute, die sich sogleich wütend auf die Schatten stürzte. Die Umbrae Mortis stoben auseinander und gaben den Weg zu den Frauen frei. Die Hunde stürzten sich überall auf die Schatten und bissen wild um sich. Zwar konnten sie die Umbrae Mortis nicht erwischen, jedoch hatten die Hunde andere Waffen gegen sie. So war es der Geruch spezieller Drüsen des Hundes, der für die Schatten unerträglich war. Aber ganz besonders übel für die Umbrae Mortis war der Atem der Hunde. In ihm war etwas enthalten, was das Xyralum neutralisierte. Diese Eigenschaft ließ jeden Schatten unverzüglich in Panik verfallen und fliehen.

Die Xyrale vermuteten, das diese Substanz etwas mit ihrer Fähigkeit zur Bilokation zu tun hatte. Hunde konnten also an mehreren Orten gleichzeitig sein.

Wie dem auch sei, in dieser Straße bei den beiden Frauen und Püppi, dort zeigten sich die Qualitäten der Hunde in einer beeindruckenden Form.

So lichtete sich die Umgebung rasch.

Karam traute seinen Augen kaum.

Die beiden Frauen versuchten sofort, aber geschwächt, aufzustehen.

In der Ferne konnte man Barados erkennen.

Er hatte die Hunde aus dem Tierheim gestohlen und zu den Schatten geführt, um das Leben seiner Schwester und seiner Freunde zu retten.

Püppi lag regungslos auf dem Boden.

Schon glaubten die Menschen, sie hätten den Angriff überstanden, da schossen plötzlich zahllose Kugelschatten vom Himmel herab.

Sie attackierten sämtliche, der vielen aufbegrachten Hunde in der Straße.

Es brach eine bizarre Schlacht zwischen den Hunden und der Umbrae Mortis los.

Memba rettete sich in das Haus.

Marsha tat es ihr gleich, zerrte jedoch hartnäckig den leblosen Püppi hinter sich her.

Sie wollte ihn nicht einfach auf der Straße liegen lassen.

Der Lärm der Schlacht, er war gewaltig. Die Hunde kämpften um ihr Leben.

Memba war bei ihrem Vater am Fenster angekommen.

»So etwas hat es noch nie gegeben? Niemals zuvor haben die Umbrae Mortis Hunde angegriffen. Diese Kugelschatten, sie sind mir völlig neu. Ich kenne sie nicht, Vater. Sie fürchten sich nicht vor den Hunden. Das ist unmöglich.«, keuchte Memba verzweifelt.

Karam nahm seine Tochter in die Arme.

Sie weinte.

Unten auf der Straße jaulten immer wieder Hunde auf.

Einige von ihnen, sie waren völlig von Schatten eingehüllt und wurde von ihnen zu Tode gesaugt.

Doch kaum ließen die Schatten von ihnen ab, lösten diese sich langsam auf.

Sie gingen regelrecht ein.

Jeder tote Hund riss auf diese Weise, gleich mehrere Schatten mit sich in den Tod.

Marsha hatte Püppi inzwischen auf den Tisch gelegt.

»Sie greifen so lange an und stürzen sich in den Tod, bis auch der letzte Hund getötet wurde. Dann wird das finstere Volk wieder kommen, um uns zu holen, Memba.«, meinte Marsha aufgebracht. Sie blutete an ihrem Arm.

Beide Frauen wirkten sehr mitgenommen von dem Angriff der Schatten. Fast hatten die beiden hübschen Xyrale ihr Leben verloren.

»Wir müssen fliehen und zwar schnell. Was ist mit Püppi? Ist er tot?«, keuchte Memba.

»Nein, aber es fehlt nicht mehr viel. Er atmet nur noch ganz schwach.«

Dann stürmte Barados herein.

»Euch geht es gut. Den Göttern sei gedankt. Ihr müsst verschwinden. Fast alle Hunde aus dem Heim, sie sind bereits den Schatten zum Opfer gefallen und tot.«

Memba sah ihn an.

Barados konnte deutlich die Angst in den Augen seiner Schwester erkennen.

Seine kleine Memba, sie war doch noch so jung.

Sie durfte an diesem Tag einfach nicht sterben.

Dann hörte Barados einen Schuss.

»Ich kann das nicht mehr mit ansehen. Nein, ich kann das nicht mehr.«, wiederholte sich Karam immer wieder selbst.

Er hatte auf einen der sterbenden Hunde auf der Straße geschossen.

Er konnte es nicht mehr mit ansehen, die Tiere unter den Schatten so leiden zu sehen.

»Marsha, wir müssen weg. Püppi können wir nicht mitnehmen. Er ist einfach zu schwach.«, meinte Memba.

Alle waren sehr hektisch.

»Beeilt euch. Die Schatten, sie kommen wieder.«, rief Karam aufgebracht dazwischen.

»Ich werde Püppi nicht hier lassen. Sie werden ihn nicht bekommen. Das bin ich ihm schuldig. Entweder gehen wir mit ihm, oder ich bleibe hier.«, meinte Marsha richtig wütend.

»So sei doch vernünftig, Marsha. Wir sind so sehr geschwächt. Unser Xyralum wird kaum ausreichen, dass wir beide selbst reisen können.«, flehte Memba Marsha an.

»Dort auf dem Dach. Das stehen Leute.«, rief ihnen Karam zu.

Memba lief sogleich zum Fenster.

»Das sind Agenten der Ambalosis. Dieses Pack will offenbar sicher gehen, dass heute hier zwei Xyrale sterben werden.«

Memba blieb es aber auch nicht verborgen, dass alle Hunde inzwischen leblos auf der Straße lagen. Die Schatten drangen bereits von allen Seiten erneut in den Straßenzug ein.

»Marsha, dann gehen wir eben mit Püppi. Aber diese ambalosischen Monster, sie werden mich nicht bekommen. Lieber strande ich in irgendeinem unbewohnten Erdäum, als diesen abartigen Mördern ihren Wunsch zu erfüllen.«, meinte Memba entschlossen.

Daraufhin ging sie zu Marsha, die sich bereits an den Tisch gesetzt hatte. Sie nahm gleich neben ihr auf dem Tisch Platz.

Sie durften keine Zeit mehr verlieren.

Beide Frauen verdichteten das Xyralum um sich herum.

Immerhin waren es gleich zwei Xyrale und ein Hund, die sich auf die Reise begaben. Unmengen an Xyralum waren dazu nötig, sie von hier weg zu bringen.

Die Wände des Hauses begannen zu beben.

Es war jedoch nicht das Xyralum, was dieses Beben verursachte.

Es waren die Umbrae Mortis. Die völlig ausgehungerten Schatten witterten die hohe Konzentration Xyralum und wurden nahezu wahnsinnig vor Gier danach. Sie brachen wie ein Sturm von allen Seiten in das Haus ein. Fensterscheiben zerbrachen.

Barados und Karam schrien verzweifelt um Hilfe.

Doch die beiden Frauen hörten sie bereits nicht mehr.

Mauern stürzten ein.

Die Männer kämpften verzweifelt um ihr Leben.

Das ganze Haus war inzwischen innen, wie auch außen, ohne jegliches Licht und mit der schwarzen Masse der Umbrae Mortis gefüllt.

Beide Männer bekamen keine Luft mehr und drohten zu ersticken.

Doch Memba, Marsha und der verletzte Hund Püppi, sie waren bereits nicht mehr im Erdäum Karakum.

Inzwischen hatten im Erdäum Terra Sicherheitsbeamte den Bundeskanzler in Sicherheit gebracht. Marani und der kleine Professor hatten das Haus nach dem Anschlag ebenfalls verlassen.

Sie wurden auf Umwegen zu einer unterirdischen Einrichtung im Großraum Berlin gebracht.

Dort trafen sie auf ein Team von Spezialisten.

Zum einen waren es Wissenschaftler, aber auch sehr weltlich erscheinende Leute waren dabei.

Diese schienen, wie auch Marani selbst, zu dieser Einrichtung gebracht worden zu sein. Alle Beteiligten im Team verfügten über spezielle Fähigkeiten, die für den Umgang mit der Bedrohung nützlich sein konnten. Jedenfalls hofften die Wissenschaftler das. Sie selbst verfügten über nur sehr wenig Erkenntnisse zu der Bedrohung.

Über alle Jahre hinweg hatte sich die gesamte Wissenschaftsbranche von diesem ganzen übersinnlichen Quatsch, den wirr anmutenden Inhalten der alten Naturreligionen und der Möglichkeit der Hellsichtigkeit mit Vehemenz distanziert. Das war für sie eine probate Grundhaltung gewesen, um von den Kollegen ernst genommen zu werden.

Nun plötzlich stand jedoch fest, dass ihre schöne Welt, eben genau aus diesem Bereich des Seins heraus, böswillig attackiert und bedroht wurde.

Bei vielen Wissenschaftlern war die Stimmung daher extrem schlecht.

Doch es gab auch Ausnahmen. So waren es oft die jüngeren Generationen, die in der neuen Situation, eine echte Herausforderung sahen.

Genau diese Art Wissenschaftler bildete hier ein Team und arbeitete mit übersinnlich begabten Menschen zusammen. Sie konnten für die Fähigkeiten noch keine Erklärungen bieten. Doch sie akzeptierten sie und nahmen ihre Forschungsarbeit auf, um sie für die Menschheit nutzbar zu machen.

Professor Dr. Schmidt, den alle im Team nur den kleinen Professor nannten, er leitete diese ungewöhnliche Gruppe. Immerhin vereinte er beide Seiten des Teams in sich.

Tina gehörte ebenfalls zum Team. Sie war eine ältere Frau, die eine ganz besondere Beziehung zur Natur hatte. Tina war stets freundlich und fast schon mütterlich zu allen. Sie besaß die Fähigkeit, mit Wasser in Kontakt treten zu können.

Bisher hatte man sie für eine geltungssüchtige Irre gehalten.

Doch heute wusste man es besser.

Man hatte mit ihrer Hilfe entdeckt, dass unser gutes, altes Wasser weitaus mehr zu sein scheint, als einfach nur das gewöhnliche Nass, das schnöde H₂O, welches man trinken und in dem man baden konnte. Vor Tinas Zeit, da wusste die Wissenschaft bereits von vielen nicht geklärten Anomalien bei der Substanz Wasser. Doch inzwischen hat sich, dank Tinas Fähigkeiten, diese Zahl in schwindelerregende Höhen bewegt.

Bedenkt man nur, dass unsere Erde und auch der Mensch selbst, überwiegend aus Wasser bestehen, so ist es unverständlich, diese Substanz bisher nicht besser erforscht zu haben. Tina ging mit ihrer Fähigkeit ungewohnte Wege.

Sie sah in Wasser eine ganz eigene Form von Leben. Für sie war Wasser ein Informationsspeicher und Kommunikationsmedium mit einem eigenen Willen.

Mit dem Wasser lebten wir zusammen in einer Art überwältigender Symbiose.

Tina war sich da ganz sicher. Für Tina verband das Wasser alles Leben auf der Erde und war dadurch unglaublich machtvoll.

Tina meinte, dass Wasser niemals vergessen würde.

Alles Wissen dieser Welt ist seit Anbeginn im Wasser der Erde gespeichert, so war ihre Meinung. Es war in uns und um uns herum, in der Luft, wie auch in der Erde. Hatte jemand die Möglichkeit die Eigenschaften des Wasser zu kontrollieren, so hatte er damit die Möglichkeit, sich mit allem Leben auf der Welt zu verbinden.

Das war Tinas Ansicht.

Sicher hatte man viel über sie gelacht. Man hatte sie beschimpft und als eine alte, wirre Hexe gesehen.

Doch eines Tages lud sie dann einfaches Badewasser mit Emotionen und Gefühlsenergie auf. Als ein Unwissender sich danach in das Bad gesetzt hatte, da sprang er nach wenigen Augenblicken schreiend aus dem Wasser.

Er war auch nach Stunden nicht mehr zu beruhigen und völlig am Ende.

Sie hatte den armen Kerl durch das Wasser nahezu in den Wahnsinn getrieben.

Nach diesem Vorfall hatte es gleich weitere Experimente gegeben.

Jedes endete unglaublicher und spektakulärer, als das zuvor durchgeführte.

Die Wissenschaftler standen vor einem Rätsel und waren sehr verunsichert.

Doch neben Tina und den Wissenschaftlern, da gab es auch noch Gabriel.

Gabriel war ein junger Kerl um die Zwanzig. Er trat sehr ungepflegt auf. Auch wirkte er stets müde und hatte ungewöhnlich dunkle Ränder unter seinen Augen. Für einen jungen Mann in seinem Alter, war das eher ungewöhnlich. Wenn man mit ihm sprach, dann bemerkte man rasch, das er extrem sensibel und sehr weich veranlagt war. Er selbst nannte sich »Medium« und sprach immer so sehr leise, dass man ihn kaum verstehen konnte.

Seine Fähigkeit bestand offenbar darin, mit den Seelen Verstorbener, die sich in einer sogenannten Zwischenwelt aufhielten, Kontakt aufzunehmen. Solche Menschen gab es sicherlich viele und natürlich auch viele Spinner. Doch Gabriel, er war anders. Er nahm auch Kontakt zu ganz anderen Wesenheiten auf. Allerdings gab es für ihn keine Dämonen, Teufel und andere Kreaturen aus der Welt des Aberglaubens. Er nahm Kontakt zu anderen Menschen in anderen Welten auf. Es waren fremde Kulturen in fremden Umgebungen. Zumeist waren es ganz einfache Menschen. Er sprach auch von unheimlichen Schattenwesen und Menschen mit besonderen Fähigkeiten. Sie konnten zwischen den Welten reisen. Erst als man sich sicher war, dass die Erde von Wesenheiten bedroht wurde, die man nicht fassen konnte, fiel der unheimliche Gabriel der Wissenschaft auf. Hatte er zuvor zurückgezogen gelebt und war stets brav zu seiner Psychotherapie gegangen, war er nun im Spezialisten-Team der Bundesregierung unter der Leitung des kleinen Professors tätig und dort sogar recht angesehen. Er war hier ein wichtiger Mann. Gabriel war in der Lage, privilegierte Informationen zu ersehen. Diese Informationen waren so exakt, dass man ihn zum Auskundschaften des neuen Feindes einsetzen wollte. Erste Tests ergaben, seine Fähigkeiten waren echt. Er hatte tatsächlich irgendeinen Draht zu der realen Bedrohung. Gabriels Leben war dadurch ebenfalls extrem bedroht. Der junge Mann war zur Zeit der einzige Mensch, der in jenen Bereich sehen konnte, aus dem der Feind seine Angriffe steuerte. Jedenfalls glaubte man das. Er selbst, er wusste das, und er wusste auch, dass man nach seinem Leben trachtete. Daher konnte er so gut, wie nicht mehr schlafen und baute mehr und mehr ab. Der kleine Professor machte sich große Sorgen um ihn. Oft war Gabriel völlig geistesabwesend. Er sprach dann von Tod, von Krieg und sterbenden Welten. Hörte man ihm eine Zeit lang zu, konnte einem selbst Angst und Bange werden.

Jetzt gehörte auch Marani zum Team. Er war Hellseher und konnte das zweite Gesicht der Menschen entlarven. Marani lebte sich einige Tage ein und wurde von den Wissenschaftlern regelrecht auf den Kopf gestellt. Das war für Marani alles ein extremer Stress. Oft dachte er daran wie es gewesen wäre, hätte er damals den Mann im Publikum, einfach ignoriert. Dann würde er jetzt noch bei seiner Tochter sein, auf der Bühne stehen und Geld verdienen. Er vermisste seine Tochter sehr. Fragte er nach ihr, versicherte man ihm immer nur, dass es ihr gut gehen würde. Das war sehr unbefriedigend für Marani.

Dann sollte es nach dem Frühstück ein großes Briefing geben.
Dort saßen sie alle zusammen im Besprechungsraum unter der Erde.
Die Tür ging auf und der kleine Professor kam herein.

Er wirkte ziemlich schlecht gelaunt und sah aus, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen. Marani war jetzt schon einige Zeit hier, hatte ein paar Worte mit jedem gewechselt, aber so schlecht gelaunt hatte er den kleinen Professor noch nicht gesehen. Es musste etwas geschehen sein, was ihn verärgerte.

»Ich freue mich, dass wir alle jetzt hier endlich einmal zusammen gekommen sind. Ich weiß gut, dass es nicht leicht ist, unter der Erde und in diesem Bunker zu arbeiten. Aber es ist wieder etwas geschehen was beweist, dass es einfach notwendig ist.«, erklärte der Professor.

Sofort war die Aufmerksamkeit des Teams bei ihm.

»Meine Damen und Herren, es sind einige ziemlich neuartige Terroranschläge verübt worden. Die ersten Auswertungen zeigen uns, dass es sich offenbar um eine terroristische Vereinigung handelt, die es auf spirituelle Führer abgesehen hat. Es sind gleich mehrere bedeutende Geistliche ermordet worden. Die Terroristen haben zeitgleich auf allen Kontinenten der Erde zugeschlagen und waren sehr erfolgreich. Auffällig ist bei den Terrorakten vor allem gewesen, dass diese quer durch alle Glaubensrichtungen verliefen. Die jeweils obersten Führer jedoch, sie wurden aus irgendeinem Grund ausgelassen. Zielobjekte waren zumeist tatsächlich spirituell extrem aktive und auffällige Personen gewesen. Daher gehen wir davon aus, dass es sich um unsere Angreifer handelte, die mit dieser Aktion erstmals konzertiert zugeschlagen haben. Eine abgestimmte Aktion dieser Art, sie bedarf einer erstklassigen Organisation, Geld und guten Kontakten, bis in die obersten Ränge der Glaubensinstitutionen hinein. Der Bundeskanzler hat mich angerufen und mir unmissverständlich erklärt, dass er rasch Ergebnisse vorweisen muss. Er wird uns alle Mittel zur Verfügung stellen, die wir für Ergebnisse benötigen. Doch verlangt er im Gegenzug eindeutige und fühlbare Ergebnisse. Wir müssen endlich voran kommen.«, setzte der kleine Professor mit ernster Miene fort.

Alle im Team wirkten betroffen und schwiegen.

»Wir sind noch nicht soweit, Herr Professor. Das wissen Sie.«, meinte der Laborleiter plötzlich.

»Wir können nicht in den Krieg gegen etwas ziehen, was wir nicht kennen und dessen Art und Zielsetzung uns noch völlig unbekannt ist.«, meinte Tina nervös. Der Gedanke an Krieg, er bereitete ihr Angst und verunsicherte sie. Sie blinzelte nervös und schenkte sich ein stilles Mineralwasser ein.

»Ja, ich weiß das natürlich. Doch ich kann die allgemeine Nervosität in der Politik gut verstehen. Eine Vernichtung der spirituellen Köpfe der Weltreligionen wäre für die Menschen fatal. Gerade in diesen unsicheren Zeiten sehnen sich die Menschen danach, ein wenig Halt in ihrem Glauben zu finden. Wenn sie dort keinen Halt mehr finden können, dann wird die Politik gefordert sein. Sie würde unweigerlich in den Fokus allen Übels geraten. Die politische Macht in vielen Ländern, sie würde wohl mächtig ins Wanken geraten. Wir würden vor einem Chaos stehen. Genau darauf haben es die Angreifer offenbar abgesehen. Wir müssen handeln, bevor es zu spät

ist. Sind sich die Menschen untereinander nicht eins und verfallen sie in schwere Krisen, dann werden unsere Angreifer ihre Ziele rasch und ungehindert verwirklichen können. Für sie wäre so eine Entwicklung eine perfekte Tarnung. Das sollten wir mit allen Mitteln verhindern. Ich sehe das ebenso, wie unser Bundeskanzler und die Regierung.«, erklärte der kleine Professor.

»Doch was bitte sollen wir schon gegen Angreifer ausrichten können, die wir nicht kennen? Wir können doch nicht einfach wild mordend und folternd durch die Straßen laufen. Zudem sollen wir unsere Gründe dafür im Verborgenen halten. Das ist doch lächerlich, Professor.«, warf ein junger Wissenschaftler ein und lachte künstlich erregt auf.

Es ging ein leises Raunen durch das Team. Viele sahen das wohl auch so, wie er.

»Ich habe auch nicht gesagt, dass wir morden und foltern sollen. Wir werden zunächst versuchen, sie zu enttarnen und aus dem Verkehr zu ziehen. Ebenso werden wir weiter nach ihren Schwächen forschen. Wir werden Waffen entwickeln, sie genau dort zu treffen, wo man sie treffen kann. Auch werden wir versuchen, ihre Strategien und Pläne auszukundschaften, um ihnen immer einen Schritt voraus sein zu können. Meine Damen und Herren, genau das ist es, was mir für dieses Team vorschwebt und ich von ihnen erwarte.«, meinte der Kleine Professor deutlich.

»Wir sind doch viel zu langsam in allem, was wir tun. Es ist völlig aussichtslos.«, beschwerte sich Gabriel.

»Dann müssen wir eben schneller arbeiten. Gerade auch du, Gabriel, du musst für uns aufklären. Du musst heraus bekommen, was diese Kreaturen vor haben, wann sie es vor haben und warum sie es vor haben. Die Zeit für langsames Arbeiten und Kaffeepausen ist vorbei. Diese Kreaturen haben uns den Krieg erklärt. Es geht um unser Überleben. Die Angreifer nutzen uns aus, wollen unsere Welt an sich reißen und töten uns, ohne vorher zu fragen. Ich denke, das ist Motivation genug, um schneller voran zu kommen. Wir werden drei Arbeitsgruppen bilden. Gabriel wird den Nachrichtendienst leiten und für uns aufklären. Er wird dazu technische Spezialeinheiten formieren, die in der Lage sind, alle Informationen entsprechend zu steuern, zu sichern und bereit zu halten. Tinas Gruppe wird nach Möglichkeiten suchen, sie zu bekämpfen und ihre Aktionen zu stören. Sie wird Kommandoeinheiten ausbilden, die schnell und effektiv Angriffe vereiteln. Marani wird eine Gruppe zusammenstellen, die sich auf das Enttarnen der Angreifer spezialisiert. Er wird Jagdkommandos ausbilden und einsetzen, um die Feinde in der Bevölkerung aufzuspüren. Wir werden alle Mittel von der Regierung bekommen, die wir dazu benötigen. Ob Wissenschaftler, Soldaten oder Technik, alles wird beschafft. Unser Ziel ist es, den Angriff der Fremden zu stören und ihn möglichst zu vereiteln.«

Tina und Marani sahen sich an und zuckten nur mit ihren Schultern. Die Wissenschaftler begannen sich untereinander auszutauschen.

Der kleine Professor sah sich sein Team in aller Ruhe an und meinte dann barsch: »So, nun ist es Zeit den Fremden zu zeigen, wer wir Menschen sind. An die Arbeit. Ich erwarte täglich genau um Mittag einen Lagebericht der Gruppenleiter.« Kaum hatte er geendet, verließ er den Raum und wurde vor der Tür direkt von zwei hohen Regierungsbeamten erwartet, die mit ihm fort gingen.

Die Wissenschaftler kehrten zunächst in ihre Arbeitsbereiche zurück.

Tina, Marani und Gabriel blieben alleine im Besprechungsraum.

Sie waren innerlich sehr aufgebracht.

Der kleine Professor hatte ihnen die Verantwortung für die Abwehr der Fremden übertragen. Doch sie wussten nicht, wie sie weiter vorgehen sollten.

»Das ist wirklich klasse. Ich darf sie bekämpfen. Dabei bin ich eine Frau des Friedens. Meine innerster Glaube verbietet mir, einfach so zu töten. Ich kann das nicht. Er kann doch nicht wirklich von mir verlangen, dass ich meine Finger in Blut tränke?«, begann Tina aufgeregt die Unterhaltung.

»Gabriel und mir geht es doch auch nicht besser. Er schickt uns in den Krieg. Krieg ist nie toll. Bitte vergiss nicht, dass diese Kreaturen eine Invasion auf unsere Erde vorbereiten. Sie haben bereits damit begonnen, Blut zu vergießen, Tina. Es ist Selbstverteidigung. Wenn wir sie nicht zuerst erwischen, dann werden sie uns alle töten. Oder willst du dabei einfach nur zusehen, wie sie unsere Welt zerstören?«, erwiderte Marani.

»Das ist wohl alles richtig. Aber wir haben nicht das Recht einfach Leben zu nehmen. Wir wären dann auch nicht besser, als diese Kreaturen. Das sie dabei auch noch wie Menschen aussehen und sich so verhalten, das verbessert die Sache nicht wirklich.«

Tina war sichtlich aufgebracht.

»Sie sehen nicht nur aus wie Menschen, sie sind es auch. Die Angreifer haben sich bei den Menschen einfach nur eingenistet, zeitweise von ihnen und ihrem Bewusstsein Besitz ergriffen. Wie sie das machen, woher sie kommen und wer sie wirklich sind, das ist mir unklar.«, begann Marani eine Antwort.

»Ihnen wird es wohl nicht um die Menschen und die Erde gehen. Sie sind hier, weil sie etwas von uns benötigen. Da bin ich mir sicher.«, warf Gabriel einen Satz in das Gespräch ein. Er hatte sich inzwischen wieder an den Tisch gesetzt und wirkte plötzlich seltsam ruhig. Marani und Tina sahen ihn erwartungsvoll an.

»Es ist viel Unruhe dort, wo sich meine Gedanken immer wieder befinden. Wir sind offenbar nicht die einzigen, die von ihnen überfallen werden. Ich spüre viel Angst und Verwirrung. Es hat sich etwas in der Zwischenwelt verändert. Wir sind nicht so wichtig. Zu unbedeutend und schwach sind wir. Doch es gibt auch Gefühle und die Suche nach neuer Hoffnung, Kräfte, die für uns sind. Ich höre immer wieder das Bellen von Hunden. Das ist wirklich seltsam. Immer wieder sind es Hunde, die meine Gedanken begleiten. Sehr verwirrend ist das alles.«, ließ Gabriel Tina und Marani an seiner Welt teilhaben.

»Wenn du dir sicher bist, Gabriel, dann versuche doch rasch heraus zu bekommen, was es ist, was diese Kreaturen hier bei uns suchen. Vielleicht müssen wir es ihnen nur geben, und sie verschwinden dann wieder? Wir wollen doch alle keine Auseinandersetzung mit einer fremden Lebensform, die uns überlegen ist.«, meinte Marani.

Tina nickte nur bestätigend und sagte: »Ja, wenn sie es nicht auf uns abgesehen haben, dann werden sie uns sicher in Ruhe lassen, wenn sie das bekommen haben, was sie eigentlich wollen.

Das ist ein guter Gedanke, Marani.«

Gabriel schüttelte mit dem Kopf. »Ganz so einfach ist das offenbar nicht. Sie suchen etwas, was wir selbst zum Überleben benötigen.«

Marani setzte sich nun auch an den Tisch und seufzte. Dann meinte er zerknirscht: »Als hätten wir Menschen auf der Erde nicht schon genug Probleme mit unseren Rohstoffen. Nein, da kommen jetzt auch noch Fremde, um uns unsere Rohstoffe zu entreißen. Das ist wirklich übel. Da kann einem wirklich nur schlecht werden, wenn man das hört. Was kann es sein, was sie wollen? Wollen sie auch Öl vom uns, oder ist es Wasser, was sie suchen?«

»Ich denke nicht, dass es materielle Dinge sind, die sie suchen. Es sind immerhin mehr geistige Wesen. Sie werden mit einfachen Rohstoffen kaum etwas anzufangen wissen. Auch bewegen sie sich nicht auf materielle Art und Weise fort. Nein, ich denke, sie suchen eine Art Energie, vielleicht so eine Art Seelenkraft.«, überlegte Tina laut.

Beide Männer nickten zustimmend.

»Genau hier liegt die Lösung unseres Problems. Wir müssen herausfinden, was sie bei uns suchen. Wenn wir nicht wissen, was sie suchen, können wir uns auch nicht effektiv vor ihnen schützen.«, stellte Marani fest.

Gabriel seufzte und meinte: »Kein schlimmes Wort gegen eure Ideen möchte ich verlauten lassen. Doch ich denke mir, das alles weitaus schwieriger ist, als es uns allen hier und jetzt erscheint. Es sind Kräfte am Werk, die wir nicht einmal erahnen können, von denen wir nichts wissen. Wir sind Primitive im Umgang mit allem, was aus dem Bereich des Spirituellen auf uns einwirkt. In den letzten Jahrhunderten haben wir Menschen uns immerhin sehr bemüht, unser spirituelles Erbe entweder zu ignorieren oder es schlicht zu vernachlässigen. Wir waren da sehr erfolgreich. Denke ich hier nur an die Kirchen, die bei spirituellen Ansichten und Pfaden nur jene zugelassen haben, die von ihnen selbst anerkannt oder vorgegeben waren, dann wundert es mich kaum, dass wir heute in einer spirituellen Steinzeit leben. Männer weinen nicht. Gefühle zu zeigen, das galt doch seit je her, als ein Makel, den man beseitigen musste, um Erfolg haben zu können. Das ist so ein Irrsinn. Immer wieder wurde nachgewiesen, dass kreative und sensible Menschen von der Gesellschaft benachteiligt wurden. Wir Menschen haben uns selbst zu einer Lebensweise erzogen, die uns völlig handlungsunfähig gegenüber derartigen Kräften und Manipulationen erscheinen lässt. Ich denke mir, dass man uns jetzt richtig kalt erwischt hat. Ich erlebe das jeden Tag. Ja, fast jeden Augenblick wird mein Kopf regelrecht von Inhalten und Gefühlen überflutet, deren Ursprung irgendwo dort draußen liegt. Da ist ein ganzes Universum um uns herum, und wir wissen absolut nichts davon.«

»Es hilft aber auch nicht, jetzt nur anzuklagen und die Hände in den Schoß zu legen, Gabriel.«, erwiderte Tina kritisch.

Marani räusperte sich. Er hatte Gabriel nachdenklich zugehört und meinte dann: »Es ist sicher ein Irrsinn, was die Menschheit sich selbst angetan hat. Wir suchen stets auf fremden Planeten nach Leben. Dabei könnte ein ganzes Universum voller Leben und Kulturen nur einen einzigen Gedanken weit von uns entfernt sein. Die Lösungen für so viele Ängste und Unsicherheiten, sie könnten in uns selbst stecken. Doch wir Menschen sind zu eingefahren in unserem Denken, diese

Möglichkeit auch nur in Erwägung zu ziehen. Wir Menschen stellen da lieber Regeln auf. Alle sollen sich daran halten. Wir geben sie weiter. Irgendwann sind sie Gesetz, und keiner hinterfragt sie mehr. So soll unsere Welt schließlich funktionieren. Das ist so unglaublich dumm. Niemand war vor Millionen Jahren dabei, um von dieser Zeit berichten zu können. Höre ich den Theorien und Mutmaßungen vieler Wissenschaftler zu, dann könnte ich mir auch gleich ein Märchen vorlesen lassen.«

»Dann tun sie das doch, Marani. Vielleicht werden wir mit Märchen diesen Krieg abwenden können. Wer weiß das schon? «, wurde Marani unerwartet unterbrochen.

Der kleine Professor war in den Besprechungsraum gekommen.

Marani stand auf.

Ihm war es peinlich, dass Professor Dr. Schmidt seine Ansichten zur modernen Wissenschaft mit angehört hatte.

»Bleiben sie nur sitzen, Marani. Sie haben ja recht. Doch wir sollten dieses Gespräch besser vertagen. Die Zeit drängt. Es wäre gut, wenn sie sich alle ein paar Wissenschaftler aussuchen würden, um mit ihnen gemeinsam eine Strategie zu entwickeln. Wir können sie nicht einfach weiter auf unserer Erde herumlaufen lassen, um nach Belieben Menschen umzubringen.«, setzte der kleine Professor fort.

»Wir haben eben festgestellt, dass es sinnvoll wäre zu erfahren, was genau diese Kreaturen von uns wollen und wonach sie suchen. Wissen wir davon, können wir unsere Aktionen besser ausrichten.«, erklärte Tina.

»Gut, machen sie das. Marani wird inzwischen eine Möglichkeit erarbeiten, die Angreifer aufzuspüren. Irgendetwas wird es da doch sicherlich geben, woran man sie erkennen kann.«, meinte der Professor.

Gabriel stand auf und sagte überraschend entschlossen: »Ich werde meine Fühlerchen ausstrecken und mir die Gegend einmal so richtig ansehen. Dabei werde ich jede Einzelheit von den Wisis aufschreiben lassen. Alles werde ich diktieren, was ich in der Zwischenwelt erfahre, fühle und sehe. Im Anschluss daran, werde ich mich mit meinen Wisis an die Arbeit machen, Muster zu erkennen und Strukturen aufzudecken. Vielleicht entdecken wir Nützliches oder sogar den Grund für diese Invasion.«

Der kleine Professor nickte nur bestätigend und meinte: »Na, dann los. Viel Arbeit wartet auf uns. Bis morgen will ich erste verwertbare Ergebnisse sehen.«

Es beeindruckte den Professor wenig, dass Gabriel die Wissenschaftler als Wisis bezeichnete.

Ihm war wichtig, dass das Team funktionierte.

Damit war das Treffen beendet.

Das ungewöhnliche Team brach auf.

Es nahm seine Arbeit auf.

In der Falle

Alles war ruhig, als Bina mit den drei Burschen aus dem Dorf bei der Hütte ankam. Ihren angeschlagenen Peiniger, den schleppten die beiden Freunde von Naham noch immer mit sich.

Da der unwissende Jan noch immer ohnmächtig war, wusste nur Bina von der Möglichkeit, dass lauernde Umbrae Mortis auf sie warten könnten. Eventuell hielten sich diese bedrohlichen Schatten noch immer in der Nähe auf. Jedenfalls nahm Bina ernsthaft an, dass die Schatten noch vor Ort waren.

Als sie in das Haus ging, sah sie sich daher immer wieder hektisch um.

Bina war unsicher. Naham der Sohn des Gastwirts, er folgte ihr einfach ungefragt, was Bina jedoch überhaupt nicht gefiel. Naham kannte Binas Haus und den Weg dort hin.

Im Haus war jedoch nichts mehr von den Schatten zu erkennen.

Bina atmete erleichtert auf.

So bot sie Naham gleich einen Stuhl an.

Der junge Mann rief seine beiden Freunde herbei.

Das gefiel Bina natürlich ebenfalls nicht.

Doch was sollte sie hier, ganz alleine in der Wildnis, tun?

Die beiden Freunde legten den unwissenden Jan einfach unsanft auf den Boden.

Er stöhnte.

Offenbar kam er langsam wieder zu sich.

»Passt nur gut auf den Typen auf.«, wies Naham seine beiden Freunde an.

Diese nickten ihm nur bestätigend zu und setzten sich dann ebenfalls an den Tisch.

»Könnten wir vielleicht etwas kaltes Wasser bekommen. Eventuell bitte auch ein wenig Essbares? Vielleicht ist noch etwas vom Mittagessen für uns armen Retter übrig, Bina? Unser Weg zurück ins Dorf, der ist immerhin noch lang.«, fragte Naham freundlich und sah Bina dabei aufmunternd an.

Die hübsche Waldfrau traute den drei Kerlen jedoch nicht.

Sie wollte die Männer so schnell wie möglich los werden und ihnen sogleich geben, wonach sie verlangten. Dann sollten sie möglichst rasch aufbrechen.

Daher meinte sie: »Ja, gerne. Ich will schnell nachsehen, was ich noch habe und euch anbieten kann. Drei so tapfere Gesellen, die will ich nicht hungrig wieder zurück in den Wald schicken.«

Diese Worte gefielen den drei Burschen ausgesprochen gut, und sie wärmten sich ein wenig bei dem knisternden Feuer auf.

Als Bina ihnen das Wasser holte, vergewisserte sie sich der Armbrust, die bei der überstürzten Flucht unsanft auf den Boden gefallen war.

Naham bemerkte ihre Blicke sogleich, schwieg jedoch.

Als die Männer ihren Durst stillten und Bina etwas Suppe im alten Topf über dem Feuer

erwärmte, erwachte der unwissende Jan aus seiner Bewusstlosigkeit. »W...was ist geschehen? Wo bin ich?«, fragte er und war noch ganz benommen.
Er hatte einen richtig heftigen Schlag auf den Kopf bekommen.
Auf seiner Stirn war etwas getrocknetes Blut zu erkennen.
Über seine rechten Wange, dort verlief ein langer, roter Kratzer.
Den hatte ihm offenbar Bina selbst verpasst, als er sie im Wald vergewaltigen wollte.

»Du bist ein Schwein und bist in deiner leibhaftigen Hölle erwacht.«, rief ihm einer der beiden Freunde Nahams frech zu. Die Männer lachten.
Sie fanden die Antwort schlagfertig und durchaus angemessen.

Bina jedoch, ihr war weiterhin sehr unwohl.
Nun hatte sie es nicht mehr nur mit einem einzigen Mann zu tun, sondern gleich mit vier Männern der ganz dubiosen Art.

Als sie den drei Burschen warme Suppe in ihre tiefen Holzschalen einschenkte, da zitterten ihre Hände. Sie versuchte das Zittern zu vermeiden. Doch es gelang ihr einfach nicht.

Naham bemerkte auch diese kleine Unsicherheit sofort. Doch tat er weiterhin so, als hätte er nichts gesehen. Als der unwissende Jan sich schließlich erheben wollte, hielt er sich dabei seinen Kopf. Offenbar hatte er noch deutliche Schmerzen.
Sofort stand einer der jungen Burschen aus dem Dorf auf und trat ihm brutal und ohne jegliche Vorwarnung in den Magen. Der ohnehin noch verwirrte Mann brach daraufhin erneut zusammen und lag stöhnend auf dem Boden.

»Mensch, musste das denn wirklich sein?!«, schrie Bina den Burschen an.

Sie hatte der plötzliche Gewaltausbruch doch sehr erschreckt. Sogleich kümmerte sie sich um den unwissenden Jan.

Bina wusste nur zu gut, dass es für sie besser war, diesen Mann bei Gesundheit und am Leben zu erhalten. Nur durch ihn war es ihr möglich, ihren echten Jan irgendwann wieder zu treffen. Bei jedem Schlag und jedem Tritt litt sie mit ihm. Auch wenn es nicht der Jan ihres Herzens war, der dort zusammen gekrümmt auf dem Boden lag, so war es doch noch immer sein Körper. Sie war eine sehr empfindsame Frau, und zudem war sie verliebt. So einfach war es ihr daher nicht möglich, beide Jans von einander getrennt zu betrachten.

»Was willst du denn noch von diesem Schwein? Der Kerl hat versucht, dich zu vergewaltigen. Wir hätten ihm im Wald den Hals umdrehen und den Tieren überlassen sollen.«, verteidigte sich jener Bursche, der den unwissenden Jan getreten hatte.

»Ach, lass sie doch. So sind die Weiber eben.«, mischte sich Naham ein und löffelte seine Suppe weiter.

»Ja, recht hast du wohl, Freund Naham. Viele von den Weibsbildern, sie wissen nicht, was sie eigentlich wollen. Da machen sie uns Männern erst schöne Augen, wackeln mit den Brüsten und wundern sich, wenn man sie dann nehmen will. Die Weiber spielen doch alle nur mit uns.«, erklärte sich der grobe Bursche und sah Bina dabei abwertend von oben bis unten an.

Sein bisher ruhig gebliebener Freund, er grinst ihm bestätigend zu.
Die Suppe tropfte ihm dabei noch aus dem Mundwinkel.

»Du musst es ja wissen. Die einzige Frau, die jemals etwas von dir wollte, sie war sicher jene mit den 5 schmutzigen Schenkeln an dem Ende deines Armes.«, zeigte sich Bina bissig.

Der Bursche sah sie sogleich zornig an.
Er war ziemlich aufgebracht und wollte sich Bina greifen.
Doch Naham war schneller. Er warf sich zwischen die beiden und sah seinem Freund direkt in das Gesicht.

»Lass es sein, sage ich dir.«

Beide Gesichter waren so eng bei einander, dass sie gegenseitig ihren warmen Atem riechen konnte (dieser war sicher nicht der beste).

»Naham, treibe es nicht zu weit mit mir. Ich warne dich. Das könnte sonst noch ein böses Ende mit uns beiden nehmen.«, knurrte der aufgebrauchte Bursche den Sohn vom Gastwirt an.

Der dritte Bursche im Bunde, er hatte inzwischen aufgehört, seine Suppe zu löffeln.

Er sah seine beiden Freunde mit offenem Mund und weit geöffneten Augen an.

Bina hatte es schon bemerkt. Dieser junge Mann, er war nur einer dieser klassischen Mitläufer. So eine Art Geselle war es stets gewohnt nur das zu tun, was man ihm auf trug. Bina kannte das noch aus ihrer Mädchenzeit. Solche Mitläufer hatten eher wenig Ideen und hassten es, sich für etwas entscheiden zu müssen.

Es lag merklich Spannung in der Luft.

Plötzlich hörte man ein krächzendes Lachen.

Es kam von dem unwissenden Jan, der sich inzwischen auf dem harten Boden hingesetzt hatte. Er wackelte von einer Seite, auf die andere und war noch immer benommen.

Ihm ging es offenbar wieder etwas besser.

Naham und sein aufgebrauchter Freund sahen zu ihm hinunter und ließen sogleich wieder voneinander ab. Naham setzte sich wieder an den Tisch.

Der gewaltbereite Kerl aus dem Dorf spuckte vor dem unwissenden Jan aus und setzte sich auf einen alten Holzklotz vor dem Fenster.

Bina hatte die Aufregung genutzt, um unbemerkt die Armbrust griffbereit zu legen.
Sie hatte inzwischen furchtbare Angst.

»Wann wollt ihr wieder aufbrechen?«, fragte sie Naham übertrieben freundlich.

Ohne seinen Blick zu heben, antwortete er: »Gib uns noch einige Minuten Zeit, Bina. Wir müssen uns zudem noch überlegen, was wir mit dem Typen dort anstellen sollen. Wir können dich doch hier nicht alleine mit ihm zurück lassen.«

Der Mitläufer kratze den letzten Rest seiner Suppe aus der Holzschale.
Der Bursche am Fenster, er schmollte und sah hinaus.
Das Feuer knisterte im Kamin.

»Wir werden ihn mitnehmen und ihn im Dorf dem Richter übergeben.«, schlug Naham vor.

»Das geht nicht.«, meinte Bina.

»Was...? Warum geht das nicht? Der Blödmann hat versucht, dich zu vergewaltigen. Wir können ihn nicht einfach laufen lassen.«

Bina wurde nervös.

»Ihr könnt ihn nicht mitnehmen. Ich brauche ihn hier.« »Ich verstehe nicht ganz, Bina. Warum brauchst du ihn hier? Hätten wir dir womöglich nicht helfen sollen?«

»Ich habe es dir doch gesagt. Manche Weiber stehen nun einmal darauf, hart genommen zu werden. Du siehst es ja nun selbst.«, mischte sich der Bursche am Fenster erneut ein.

Bina schüttelte nur angewidert mit dem Kopf.

»Halte doch einfach die Klappe. Ich kann deinen Mist einfach nicht mehr hören.«, rief Naham seinem groben Freund zu.

»Naham, es ist wohl recht schwierig zu verstehen. Ich weiß das schon. Aber ich muss bei diesem Mann bleiben. Auch wenn er ein Schwein ist, so sind wir miteinander verbunden. Ich darf ihn einfach nicht verlieren.«

Naham sah sie ungläubig an.
Hier stimmte doch etwas nicht.
Seine Neugier, sie war geweckt.

»Was hast du mit dem? Was ist das für eine Geschichte, die dich mit ihm verbindet? Willst du uns nicht ein wenig davon erzählen, Bina?«

Bina dreht sich jedoch weg. Sie wollte Naham und seinen üblen Freunden nichts von den beiden Jans erzählen. Sie würden ihr ohnehin nicht glauben.
Auch hatte der Jan ihres Herzens sie davor gewarnt, anderen von der Geschichte zu erzählen.
Zudem war der unwissende Jan nun auch noch mit dabei und sah sie interessiert an. Er durfte auf keinen Fall etwas von den wahren Vorkommnissen der letzten Zeit erfahren. Das war wirklich ein schönes Dilemma in dem Bina nun steckte.

»Dort draußen laufen Menschen herum.«, bemerkte der Kerl vom Fenster plötzlich.

Naham sah Bina fragend an.

»Erwartest du noch Besuch?«, fragte er sie und gab seinem stillen Freund am Tisch ein Handzeichen zum Aufstehen.

Naham ging zum Fenster.

Er achtete darauf, dass man ihn von draußen nicht sehen konnte.

In einiger Entfernung von Binas Haus schlichen tatsächlich zwei Männer im Unterholz des nahen Waldes herum. Sie blickten immer prüfend wieder zum kleinen Haus.

Offensichtlich war dieses Haus tatsächlich ihr Ziel.

»Bina, zwei Männer sind dort im Wald. Sie wollen wohl etwas von dir. Die ganze Zeit schauen sie zum Haus, halten sich jedoch weitgehendst verborgen. Kennst du zwei solche Typen? Beide sind ziemlich groß und kräftig gebaut. Sie sind wie Leute aus der Stadt gekleidet und ganz offenbar nicht von hier. Einer trägt helle Haare, der andere ist eher blond. So wie ich es erkennen kann, trägt keiner von ihnen einen Bart.«

Bina zuckte mit den Schultern.

»Nein, ich erwarte keinen Besuch und kenne solche Männer hier in der Gegend nicht. Vielleicht sind es Wanderer, die sich verirrt haben?«, antwortet sie fast flüsternd.

Insgeheim dachte sie nur daran, dass die Situation für sie immer schlechter zu werden schien.

Bald schon hatte sie es mit zwei weiteren, zwielichtigen Männern zu tun. Dabei hatten ihr schon die bereits anwesenden Herrschaften völlig ausgereicht. Ganz offensichtlich war es wirklich nicht ihr guter Tag.

»Wenn sie kommen, dann solltest du ihnen öffnen. Wir werden uns verteilen und sie erwarten. Hegen sie Übles gegen uns, werden wir ihnen einen überraschenden Empfang bereiten. Den werden sie dann so schnell nicht mehr vergessen.«, wies Naham flüsternd an.

Ihm gefiel es tatsächlich, den heldenhaften Anführer zu spielen.

Er vertraute darauf, dass seinem Kommando alle Anwesenden folgten.

Bina ging diese angeberische Art Nahams jedoch ziemlich auf die Nerven. Sie hatte genug von diesem ganzen übertrieben männlichen Auftreten.

»Das kannst du ja gerne machen, Naham. Ich jedoch, ich werden jetzt hinaus gehen und beide Herren mit meiner Armbrust bekannt machen. Dann wird sich rasch zeigen, ob sie Freund oder Feind sind. Sind sie Feinde, dann werde ich den Kerlen ein drittes Nasenloch verpassen, noch bevor ihr auch nur einen Ton von euch geben könnt.«

Darauf hin griff sie sich die gespannte Armbrust, die sie sich bereit gelegt hatte und ging zur Tür ihres Häuschens.

»Bina, nicht...!«, rief ihr Naham zu, während die beiden anderen Kerle sie nur verblüfft ansahen.

Bina hielt kurz inne. Sie wollte jedoch nicht auf Naham hören, nur etwas ergänzen: »Ach, ehe ich es vergesse. Denkt bitte daran, auf den angeschlagenen Kerl da unten auf dem Boden aufzupassen. Nicht das ihm wieder seine Geilheit in den Kopf steigt und er sein Glück jetzt bei euch probieren wird.«

Dann lachte sie kurz auf und öffnete die Tür.

Sie hielt die Armbrust gespannt und im Anschlag.

Als sie die beiden Kerle im Wald entdeckte, nahm sie den größeren von ihnen direkt in das Visier.

»Kommt heraus! Was treibt euch in diese Gegend und zu meinem Haus?«, rief sie den Männern mutig zu.

Beide sahen sich an. Offenbar waren sie von dem resoluten Verhalten der hübschen Hexe überrascht worden und erstaunt.

»Aber bitte ganz, ganz langsam, meine Herren!«, fügte Bina ihrem Aufruf noch schnell hinzu. Die beiden Männer kamen aus dem Wald heraus und näherten sich langsam Bina.

»Gute Frau, wir führen nichts Böses im Schilde. Wir möchten uns nur ein wenig umsehen, wenn sie es gestatten.«, meinte der größere Fremde.

»Ich gestatte es ihnen aber nicht. Warum sollte ich auch? Das ist mein Grund und Boden, und es ist mein Haus.«, antwortete sie.

»Wir verstehen das. Doch hier ist eine seltsame Kraft am Werk, die wir untersuchen wollen. Vielleicht leben sie in Gefahr, gute Frau.«

Bina wurde hellhörig. Was waren das nur für zwei kuriose Gesellen?
Offenbar waren sie wegen dem Xyalum hier.
Doch woher wussten sie davon?

»Was ist das für eine seltsame Kraft, von der ihr da sprecht?«, gab sie zurück.
Der größere von den beiden Männern kam einige Schritte näher zu ihr.

»Es ist eine alte Kraft der Natur. Sie kann sehr nützlich sein, aber auch Leid und Krankheit bringen. Wo sie auftritt, da ist das Böse oft nicht fern.«, erklärte ihr der Mann.

»Das Böse? Was versteht ihr denn unter dem Bösen?«, wollte Bina wissen.

»Wir meinen die Finsternis in unser aller Herzen. Diese Kraft befreit die Finsternis, setzt sie frei, um viel Böses zu tun.«, meinte der Mann.
Sein Partner nickte bekräftigend und fand die Antwort offenbar ziemlich gut.

»Das hört sich aber schon sehr seltsam an. Wer sagt mir denn, dass ihr nicht lügt? Vielleicht wollt ihr nur eine arme und wehrlose Frau überfallen und ausrauben?«, unterstellte Bina den beiden Kerlen.

»Verehrte Frau, ich bitte sie, wer bedroht zur Zeit denn tatsächlich wen mit einer Waffe? Senkt doch bitte die Armbrust, und wir werden euch mehr von dieser Kraft erzählen. Mit dem Bolzen auf die Brust gerichtet, da lässt es sich nicht besonders gut sprechen.«, gab der Mann zu bedenken.

Bina musste sich entscheiden.
Ihr wuchs die ganze Sache allmählich über den Kopf.

Am liebsten wäre sie einfach nur fort gelaufen.

Was war dieses Plätzchen im Wald doch schön ruhig und freundlich gewesen, bevor sie Jan die Tür geöffnet hatte. Mit Jan kam der Unfrieden in ihren Wald. Aber mit ihm, da kam auch endlich die Liebe zu ihr zurück.

»Nein, diese Schatten sind hier nicht mehr. Ihr könnt wieder gehen.«, entfuhr es ihr dann als Antwort. Doch kaum hatte das letzte Wort ihren Mund verlassen, da wurde ihr klar, dass sie etwas verraten hatte, was sie wohl lieber hätte für sich behalten sollen.

Die beiden Männer tauschten untereinander rasch Blicke aus.

»Sie sind hier nicht mehr? Das heißt also, wenn ich sie so richtig verstehe, dass sie hier waren, oder? Jetzt nehmt doch Vernunft an. Wir wollen euch nicht schaden. Wir wollen euch nur ein paar Fragen stellen und das Haus untersuchen. Dann werden wir wieder gehen, gute Frau.«, meinte der größere Mann und kam wieder ein wenig mehr auf Bina zu.

Bina rief ihm sogleich eine Warnung zu.

Doch der Mann ignorierte sie einfach. Dann schoss sie mit der Armbrust.

Der Pfeil surrte durch die Luft, mitten durch den Mann hindurch.

Dieser zeigte keinerlei Reaktion auf ihren Angriff.

Der Pfeil hatte ihn nicht verletzt. Er war einfach durch ihn hindurch geflogen.

Bina traute ihren Augen kaum und stand völlig überrascht, mit geöffnetem Mund da.

»Bina, komm schnell zurück ins Haus!«, hörte sie Nahams aufgeregte Stimme von hinten aus dem Haus rufen.

Sofort war Bina wieder bei der Sache.

Sie dreht sich um und rannte zurück zu ihrem Haus.

Bina hörte den Mann hinter sich lachend rufen: »Lorgam, sie ist eine Hexe. Ich bin mir sicher, dass sie eine Hexe ist.«

Dann hörte sie plötzlich beide lachen.

Bina lief ins Haus und schloss sogleich die Tür hinter sich.

Sie war ganz aufgeregt und außer Atem.

»Was sind das für Typen? Bina, hast du das gesehen? Der Pfeil, er ist einfach durch ihn hindurch geflogen. Was sind das nur für unheimliche Gestalten? Da ist bestimmt böse Magie im Spiel.«, rief ihr Naham aufgeregt zu.

Er hatte sie gleich hinter der Tür erwartet.

Seine beiden Freunde standen neben dem Fenster und sahen unruhig hinaus.

Der unwissende Jan saß schweigend auf dem Boden und schüttelte immer wieder nur leicht seinen Kopf.

Bina spannte die Armbrust neu und antwortete: »Ich weiß es nicht, Naham. Sie sind wegen diesen unheimlichen Schatten hier. Der Kerl auf dem Boden dort, er ist ein verirrter Wanderer.

Ich hatte ihm Obdach gewährt. Diese unheimlichen Schattenwesen, sie hatten uns plötzlich im Haus angegriffen. Wir waren vor ihnen in den Wald geflohen. Dort wollte mich der Typ schließlich vergewaltigen. Den Rest kennt ihr ja selbst.«

»Diese beiden Typen, was wollen sie? Wer sind sie?«, fragte Naham erneut und war dabei ziemlich ungehalten.

»Ich weiß es nicht. Naham, höre mir doch zu. Ich weiß es nicht! Offenbar haben sie etwas mit diesen seltsamen Schatten zu tun.«, antwortete Bina ihm und war ebenfalls angespannt.

»Wer ist denn dort noch bei dir mit im Haus, holde Hexe? Ist es vielleicht ein Xyral? Wir wissen das einer in der Nähe ist. Es hat keinen Zweck mehr, es zu leugnen. Wir wollen doch nur mit ihm sprechen.«

Bina zuckte mit ihren Schultern und rief: »Ich weiß nicht, was ihr meint. Ich soll eine Hexe sein? Das ich nicht lache!«

Doch eigentlich war ihr überhaupt nicht zum Lachen zumute.
Diese beiden Kerle dort draußen, sie wussten etwas über das Xyralum.
Jan hatte sie davor gewarnt, in ihrer Welt offen davon zu sprechen.
Die beiden Kerle, sie hielten scheinbar nicht viel von dieser Vorsicht.

»Was meint der Kerl nur? Du sollst eine Hexe sein, Bina? Ein Xyral, eine Hexe, was ist das alles überhaupt?«, wurde sie von Naham hastig befragt.

Auch die beiden Burschen am Fenster sahen sie auffordernd an.
Ihre Männlichkeit schien merklich eingeschmolzen zu sein.
Man konnte deutlich Angst in ihren Augen erkennen.

»Das ist alles offenbar nur ein Missverständnis. Diese beiden Kerle, sie müssen von einer Art Sekte oder Bruderschaft kommen. Es ist doch ganz offensichtlich, dass sie nichts Gutes im Schilde führen.«, meinte Bina.

In ihrer Welt war das Wort Hexe weitgehend unbekannt. Das der Mann in ihr eine Hagzissa sah, das wollte sie Naham nicht unbedingt verraten.

»Ja, alles ist ganz unglaublich einfach. Diese Schatten sind ganz einfach zu erklären. Dieser Pfeil, der einfach durch den Mann hindurch geflogen ist, ja, der ist es sicher auch. Stimmt doch, oder? Bitte halte uns nicht für Idioten, Bina. Wenn wir dir wirklich helfen sollen, dann sollten wir schon wissen, mit wem oder was wir es zu tun haben. Das wäre einfach nur fair.«, forderte Naham von ihr und sah sie dabei ernst an.

Bina wusste, dass sie alle es hier mit Kräften zu tun haben, gegen die sie nichts auszurichten vermochten. Doch würde sie den Männern im Haus davon erzählen, dann wäre wohl jegliche Zuversicht auf ein Entkommen bei ihnen erloschen. Auch wusste sie selbst kaum etwas über diese Männer und diese Umbrae Mortis. Jan hatte ihr nur ein einziges Mal davon erzählt. Nur einen kleinen Überblick hatte sie von dem erhalten, was das Sein für sie tatsächlich bereit hielt.

»Sie kommen nicht näher. Sie scheinen zu warten.«, meinte der ansonsten eher stille Mitläufer am Fenster.

Das fand Bina seltsam. Es schien ihr, als wären die beiden Männer vor dem Haus ratlos. Bina wusste nur zu gut, dass es keinen Xyral mehr hier in ihrem Haus gab. Die Umbrae Mortis waren wieder abgezogen, als sie kein Xyralum mehr finden konnten. Sicher hatten das auch die beiden Männer inzwischen bemerkt. Doch warum warteten sie dann weiterhin vor dem Haus? Bina ahnte nichts Gutes.

Die beiden Männer, sie hatten offensichtlich von der Liebesgeschichte zwischen dem Xyral Jan und der Hagzissa Bina Wind bekommen. Sie rechneten mit der Wiederkehr des Xyrals und benutzten Bina jetzt als Lockvogel. Sollte Jan wiederkommen, dann würde er den Männern ohne Zweifel in die Falle gehen. Sie hätten dann einen Xyral und eine Hagzissa mit einem Schlag gefangen.

Jan hatte ihr davon erzählt, dass er sehr weit von dem Erdäum Terra entfernt war. Er rechnete bestimmt nicht damit, hier Feinde anzutreffen. Doch es war Krieg, und sie beide waren irgendwie darin verwickelt. Das hatte Bina verstanden. Sie musste versuchen, dieser Falle zu entkommen oder die beiden Männer irgendwie rasch los werden.

Dann fiel ihr Blick auf den unwissenden Jan, der noch immer auf dem Boden kauerte und inzwischen damit begonnen hatte, gelangweilt seinen Speichel auf den Boden tropfen zu lassen. Ihn musste sie schützen, und ihn musste sie mitnehmen, wollte sie fliehen. Bina seufzte laut. Dieser blöde Tag, er war einfach nicht ihr Tag.

Das Haus der Vernunft

Als Jan seine Augen öffnete, da befand er sich an einem hellen Ort. Er hatte eigentlich eine Art Nichts erwartet. Doch er lag nun an einem Ort, umgeben von gleissendem Licht. Er war sich selbst bewusst. Jan war in dem Körper eines Mannes erwacht, der noch älter war als jener, in dem er zuvor unterwegs war. Hier war er offensichtlich ein alter Mann, was ihn leise fluchen liess. Er hätte es viel lieber gehabt, endlich einmal in einem jungen, kräftigen Körper erwacht zu sein. Benommen setzte sich Jan vorsichtig auf. Seine Gelenke schmerzten und seine Haut war faltig. Mit dem Verstreichen der Augenblicke, gewöhnten sich seine Augen an die Helligkeit. Ein kühler Wind wehte ihm in das Gesicht. Offenbar befand er sich im Freien. Seine Hände fühlten kühles Gras. Die Blätter raschelten im Wind. Man konnte sie kaum hören. Doch sonst war es völlig still.

Jan atmete durch. Die Luft war sauber und frisch.

Wo war hier nur gelandet?

Er erinnerte sich an die seltsame Sphäre.
So wie es den Anschein hatte, befand er sich nicht mehr in ihr.
Er reiste auch nicht mehr.
Jan hatte keine Ahnung, wo er sich befand.

Nach einer Weile gewöhnten sich seine Augen an die Umgebung.
Er befand sich auf einer riesigen Wiese. Der Himmel schimmerte blau.
Nur wenige Wolken waren zu erkennen. In der Ferne erkannte Jan einen Waldrand. Sonst war hier nichts.

Um weiter sehen zu können, stand Jan auf.

Doch er sah nur noch mehr Wiese.
Jan ahnte, dass sein Ruf des Narren zwar geclückt war, dieser ihm aber in diesem Erdäum wohl kaum Hilfe für seine Probleme erbringen würde. Hier war einfach nichts und niemand.

Jan fluchte erneut.
Dann machte er sich auf den Weg, zum entfernten Waldrand.

Nach einer Weile hatte er diesen erreicht.
Dort erkannte er zwischen den Baumreihen eine hohe Mauer. Er schritt sie eine ganze Weile lang ab, kam aber zu keinem Eingang oder einem Tor.
Der Xyral beschloss also, auf einen nahen Baum zu steigen und über die Mauer zu schauen.
Vielleicht war es ihm sogar möglich, die Mauer von der Baumkrone aus, zu überwinden? Er wollte nichts unversucht lassen.

Es gestaltete sich für ihn recht mühsam, den Baum hinauf zu klettern. Immerhin war er nicht mehr der Jüngste.
Ja, als er noch jung war, da ging alles viel schneller und dynamischer.
Er schaffte es schliesslich aber doch, bis ganz nach oben und wagte einen Blick über die besagte Mauer. Allerdings gefiel ihm nicht, was er dort sah.

Hinter der hohen Mauer sah er eine weitere Wiese, die sich bis in den Horizont hinein erstreckte.

Jan war alles andere, als gut gelaunt.
Er schwitzte noch vom Aufstieg.
Diese ganze Schinderei, sie war völlig umsonst gewesen.
Eine unendlich weite Wiese, die hatte er bereits auf dieser Seite der Mauer. Also kletterte er wieder vom Baum herunter und verliess den Wald.

Als er schliesslich wieder auf jener Wiese stand, von der er zuvor gekommen war, sah er sich um und war ratlos.
Doch in nicht allzu weiter Ferne, da entdeckte er eine weisse Kugel, die durch die Luft flog.
Sie war vorher nicht dort gewesen.

Die Kugel näherte sich ihm.

Jan wartete ab, bis die Kugel ihn wirklich erreicht hatte.

Als sie bei ihm angekommen war, umflog sie ihn einige Mal.

Dann blieb sie plötzlich direkt vor seiner Nase in der Luft stehen.

Jan war irritiert und deutlich verunsichert. Was sollte er jetzt tun?

»Was willst du von mir? Was soll das alles?«, fragte er schließlich die Kugel und kam sich dabei schon ein wenig albern vor.

Die Kugel reagierte nicht.

»Na toll, das läuft ja wirklich super.«, brummte Jan leise vor sich hin.

Plötzlich zischte die Kugel in hoher Geschwindigkeit über die Wiese und stoppte in einiger Entfernung erneut abrupt.

Jan war erschrocken.

Was sollte das nur bedeuten?

Er folgte der Kugel in bekannter Art und Weise.

Als er bei ihr angekommen war, flog sie erneut eine kurze Strecke über die Wiese und schien wieder auf ihn zu warten.

Jan folgte ihr.

Auf diese Weise entfernte er sich immer weiter von dem Waldrand, bis er dieser Hinter dem Horizont verschwunden war.

Er wusste nicht ob es das Richtige war, dieser ominösen Kugel zu folgen. Doch welche Optionen hatte er sonst, unser guter, alter Jan?

So folgte er also diesem strahlenden Gebilde Kilometer, um Kilometer, über diese endlos weite Wiese.

Mit der Zeit bekam der alte Mann Durst und benötigte dringend eine Pause. Doch die Kugel nahm von seiner Schwäche keinerlei Notiz.

Nach einigen Stunden erkannte Jan in der Ferne eine dunkle Linie.

Nach weiteren Kilometern stand für ihn fest, es war ein neuer Waldrand.

Jan liess sich auf den Boden fallen und stöhnte.

Das Gras war schön kühl.

Seine Füße schmerzten. Die Knochen taten ihm weh.

Sollte er wirklich wieder in den Wald gehen?

Was war das alles nur für ein Irrsinn?

Offenbar war er tatsächlich extrem weit von seinen bekannten Erdäen entfernt. Das stand für ihn zweifelsfrei fest.

Nach einer Weile Ruhe im Gras, erhob er sich wieder und trottete unmotiviert in den Wald hinein.

Die weisse Kugel, sie folgte ihm nicht.
Sie blieb einfach in der Luft schweben und rührte sich nicht von der Stelle.
Ja, wie hätte es auch anders sein sollen.
Jan hatte es gehnt.

Auch in diesem Wald fand er eine schier endlos lange und hohe Mauer.
Jan war erst sprachlos, lachte dann aber laut auf und schüttelte seinen Kopf. Er setzte sich vor einen hohen Baum auf die Erde und überlegte sich, ob er diesen erklettern sollte, um wieder einen Blick zu wagen.
Jan senkte seinen Kopf und kämpfte innerlich mit sich.
Er liess seinen Speichel auf die Erde tropfen, um einen besseren Geschmack im Mund zu bekommen.
Plötzlich war es ihm, als hätte er diese Szene schon einmal erlebt.
Das war seltsam. Er beschloss plötzlich, einen Blick zu wagen.
Was sollte er auch sonst hier tun, als auf Bäume zu klettern und über weite Wesen zu spazieren?

Dieser Baum war noch schwerer zu erklimmen als jener, den er zuvor erklommen hatte.
Jan fluchte und ärgerte sich über seine Neugier.
Doch als er schliesslich oben auf der Krone des Baumes angekommen war, füllten sich seine müden Augen mit Tränen.
Er sah einige Bäume und hinter ihnen eine unendlich weit erscheinende Wiese.
Der gute Jan, er war verzweifelt.
Dabei hatte er nur helfen wollen.
Jetzt war er hier in einem Erdäum gefangen.
Das war eine Welt, die er nicht verstand.
Dieses Erdäum war so weit von seinem guten, alten Terra entfernt, dass ihn hier so gut wie nichts mehr, an seine gewohnte Umgebung erinnerte. Alles schien irgendwie anders und ganz seltsam zu sein. Wo waren nur die ganzen Menschen und andere Lebewesen geblieben, die es hier hätte geben müssen? Diese Welt war zudem voller Xyralum. Die Luft schien fast, wegen dem hohen Xyralumgehalt, zu pulsieren. Es war in diesem seltsamen Erdäum so stark konzentriert, dass es auch ganz normale Mensch hätten fast riechen können. Doch es gab leider keine hoch entwickelte Kultur, nicht einmal ein Anzeichen einer Stadt, einer Besiedlung oder auch nur einer Ruine.
Das einzige was es hier gab, das war diese hässliche Mauer.

Jan war frustriert.
Er wollte jetzt nur noch wieder von dem Baum wieder hinunter.
Doch gerade als er hinab steigen wollte, da fiel ihm etwas ins Auge, was nicht in die Umgebung passte: Dort auf der anderen Seite, da flatterte etwas an einem Baum im Wind. Es war ziemlich klein und so unscheinbar, dass er es fast übersehen hätte. Nur sehr schwer war zu erkennen, was es tatsächlich war. Doch mit ein wenig Konzentration und gutem Willen, da gelang es Jan schliesslich doch zu erkennen, was dort im Wind flatterte. Es war ein kleiner Fetzen aus Stoff von seiner Hose, den er wohl beim Abstieg vom ersten Baum verloren hatte.
Jan wusste jetzt nicht mehr, was er denken sollte.
Er befand sich auf einem Baum auf der anderen Seite jener Mauer, über die er vor Stunden geblickt hatte. Wie konnte das nur sein?

Hatte er tatsächlich das gesamte Erdäum umrundet?

Er stieg eiligst vom Baum hinunter und verliess den kleinen Wald.

Dort auf der Wiese, da schwebte er noch immer, der weisse Lichtall, dem er dieses ganze Ärgernis zu verdanken hatte.

Jan war inzwischen wütend.

Er lief zu der weissen Lichtkugel und schrie sie an: »Was soll dieser ganze Mist hier?! Willst du mich für blöd verlaufen? Ich brauche dringend Hilfe? Die Erdäen in meiner Heimat, sie drohen im Krieg zu versinken. Ich habe keine Zeit für solche albernen Spielereien!«

Doch die Kugel, sie schwebte weiterhin regungslos vor ihm in der Luft. Einfach nichts geschah.

Jan setzte sich in das weiche Gras und war völlig mutlos. Er konnte nicht verhindern, dass ihm Tränen das Gesicht hinunter liefen. Doch hier konnte ihn keiner sehen. Jan war alleine. Er war völlig fertig und wusste einfach nicht mehr weiter. Hier fand er offenbar tatsächlich keine Hilfe. Alleine kam er jedoch auch nicht mehr zurück. Er fühlte sich, als hätte er versagt.

Jan dachte plötzlich an Bina.

Was würde sie wohl gerade machen?

Ging es ihr gut?

Er wusste es einfach nicht. Zu weit war ihr Erdäum von diesem Ort entfernt. Auch bei ihr hatte er schändlich versagt. Jan wollte mit ihr zumindest über ihren Geist in Verbindung bleiben. So hatte er es ihr fest versprochen. Doch nun war er hier im Nirgendwo verschollen. Kein Xyral vor ihm war so dumm gewesen, so weit in die Erdäen zu reisen. Er war eben nur ein dummer, alter Mann.

Doch mit seinen Tränen, da kam auch die Entspannung.

Seine Gedanken schweiften ab und es war ihm, als würden sie behutsam in zwei warme Hände genommen werden.

Für Jan war dieses Gefühl völlig neu.

Er setzte daher ein wenig Xyralum ein, um den Effekt zu verstärken.

Je mehr er sich entspannte und sein Bewusstsein für das Xyralum öffnete, desto besser und stärker fühlte er sich.

Er öffnete seine Augen und versuchte diesen Zustand zu erhalten, ihn sogar noch weiter auszubauen.

Plötzlich erschien direkt vor ihm eine hohe Palme auf der Wiese.

Jan war darüber sehr erstaunt.

Er ging zu der Palme und berührte sie.

Ja, es war tatsächlich eine echte Palme.

Er schritt um sie herum und staunte.

Dann konzentrierte er sich weiter auf das Xyralum und sein Bewusstsein.

Er liess die gewaltigen Weiten dieser Wiesen auf sich einwirken.

Weitere Palmen erschienen, ein kleiner See und dann ein kleines Haus.

Jan konnte nun kaum genug davon bekommen.

Es hatte sich deutlich spürbar, etwas ungemein Machtvolles mit seinen Gedanken verbunden und hielt sie behutsam fest. Ohne sie würden seine Gedanken einfach wirr herum fliegen, als wären sie kleine, bunte Gummibälle.

Dann erschien in der Ferne plötzlich ein gewaltiges Bauwerk.

Es war eine Art orientalisch anmutender Palast mit eindrucksvollen Ausmassen und einer riesigen Kuppel. Parkähnliche Flächen bildeten sich um den Palast herum. Bunte Vögel flogen zwischen den Bäumen und Palmen umher. Tiere mit grossen Augen und buschigen Schwänzen, die Jan an Rehe erinnerten, tranken an dem glitzernden See, der ganz in seiner Nähe war.

Überall wuchsen ganze Teppiche aus bunten Blumen.

Grosse Schwärme Schmetterlinge tanzten über ihnen.

Jan drang ein feiner, lieblich süsser Duft in die Nase.

In der Ferne hörte man ein leises Saiteninstrument spielen.

Jan konnte er einige hell leuchtende Kugeln durch die Luft huschen sehen. Es waren ganze Schwärme von Orbs, die zwischen den Blumen und Bäumen herum tanzten. Jan war angekommen.

Doch wo er eigentlich angekommen war? Das wusste er nicht.

Es war ein Traum, vielleicht eine Art Märchenlandschaft oder auch nur eine perfekte Illusion. Staunend sah sich der alte Mann um, bis sein Blick schliesslich wieder auf jene hell leuchtende Kugel fiel, die ihn hier an diesen Ort gebracht hatte.

Hatte sie das denn wirklich? War sie dafür verantwortlich?

Doch bevor Jan diese Fragen klären konnte, löste sie sich einfach in Luft auf und war verschwunden.

Jan war wieder alleine.

Vorsichtig näherte er sich dem riesigen Palast.

Hier gab es so viel, worüber man staunen konnte.

Es gab wundervolle Pflanzen und Tiere, von denen Jan noch nie zuvor gehört hatte. Immer wieder huschten dazu diese leuchtenden Bälle an ihm vorbei. Einige lösten sich einfach in Luft auf. Andere bildeten sich aus dem Nichts neu.

Der alte Xyral in Jan, er spürte eine enorme Konzentration Xyralum überall um sich herum.

Konnte das wirklich im Sinne des Waagumals sein?

Doch was sollte er dagegen tun?

Es blieb ihm nicht viele andere Alternativen übrig, als dem schmalen Weg zum Palast zu folgen.

Als er schliesslich vor dem Tor ankam, flog erneut eine dieser hellen Kugeln dicht an ihn heran. Sofort spürte er wieder, dass seine Gedanken behutsam gehalten wurden. Da war etwas in ihm, was ihm in diesem Meer an Xyralum half, nicht völlig zu versinken. Nur mit dieser Hilfe war es ihm überhaupt möglich, nicht mit der Zeit, dem Wahnsinn zu verfallen.

Jan wurde sich dieses Umstandes immer wieder bewusst, wenn ihm etwas von seiner Konzentration abhanden ging und er nachlässig wurde.

Dann erschien es ihm, als würde er regelrecht den Boden unter seinen Füssen verlieren und in eine endlose Tiefe hinab fallen.

Übelkeit stieg dann in ihm hoch. Kopfschmerzen fluteten seinen Geist.

Doch dann war zum Glück immer wieder dieses Etwas da, was seine Gedanken behutsam hielt und ihn damit den Boden unter seinen Füssen spüren liess.

Vor Jans Augen bildete sich nun ein grosser, fast schon monströser Tiger. Das war überhaupt

nicht gut.

Jan bekam Angst.

Vor Raubtiere hatte er Respekt.

Doch da war sogleich wieder diese Kraft, und alles war sofort wieder gut.

Die helle Kugel löste sich langsam auf und verschwand.

Jan wurde von der ungewöhnlich grossen Raubkatze aufmerksam beobachtet.

»Hallo, Jan, nun bist du endlich angekommen. Fürchte dich nicht. Alles ist gut.«, schoss es Jan plötzlich in den Kopf.

Die Worte krachten ihm viel mehr in seinen Schädel.

Er musste sich seinen Kopf halten, so unerträglich laut waren diese Worte. Offenbar war es dieser beeindruckende Tiger gewesen, der zu ihm sprach. Es war eine Katze und der Stimme nach, ein weibliches Tier.

»Wir wissen, dass es sicher nicht leicht für dich ist, das alles hier zu begreifen. Doch es ist liegt in deiner Natur, es aushalten zu können. Du musst uns nur vertrauen.«, donnerten die nächsten Gedanken tief in seinen Kopf und schienen sein Gehirn regelrecht zum Vibrieren zu bringen.

Jan musste sich erneut seinen Kopf halten.

Er konzentrierte sich dann, so wie er es zuvor auch getan hatte.

»Deine Gedanken, sie fügen mir Schmerzen zu. Sie sind viel zu stark für mich.«, dachte er angestrengt und hoffte insgeheim, dass seine Gedanken von dem Tiger verstanden wurden. Ein irrsinniger Plan war das. Doch vielleicht funktionierte seine Idee.

Der Tiger brüllte ein wenig auf.

Jan zuckte ängstlich zusammen.

Dann flog eine dieser hellen Kugeln herbei und stoppte direkt vor Jans Gesicht.

Sofort spürte er wieder, wie seien Gedanken festgehalten wurden.

»Ist es so besser, Jan?«, drang plötzlich eine fast schon zierliche Stimme zu ihm vor. Diese Stimme war unglaublich angenehm und nicht mehr zu laut. Man konnte sich regelrecht in sie verlieben.

Jan strahlte die beeindruckende Raubkatze regelrecht an und dachte konzentriert: »Ja, so ist es doch gleich viel besser.«

Als Jan den großen Tiger dabei direkt ansah, musste er plötzlich an die Sphinx in Ägypten denken. War es möglich, dass die ägyptischen Gottheiten etwas mit dieser gewaltigen Katze in diesem Erdäum zu tun hatten?

Sicher gab es hier auch Löwen.

»So ist es, alter Mann.«, kam sofort die Antwort sanft in seinem Kopf an, »die Erdäen sind alle eins und nur durch das Xyralum von einander getrennt. Wenn man das Xyralum beherrscht, kann man sein Bewusstsein lenken, wohin es einem beliebt und in welche Zeit man möchte. Raum und Zeit sind eine Sache des Bewusstseins. Sie sind eine Stütze für das Ich der Menschen. Es gibt viele solcher Stützen, die uns eine materielle Welt vorspielen. Doch eigentlich gibt es nur das

Bewusstsein und das Xyalum. Verliert man diese Stützen, so kann man zwischen greifbarer Realität und Vision nicht mehr unterscheiden. Dann droht das Ich in eine bodenlose Leere zu stürzen und sich in der Gesamtheit zu verlieren. Davor fürchten viele Menschen sich. So klammern sie sich an ihre Stützen und hoffen, niemals diesen Halt zu verlieren. Letztlich begnügen sie sich mit dem, was sie bereits haben und nutzen.«

Jan verstand, was dieses Wesen ihm mitzuteilen versuchte.
Auch hatte er selbst schon zeitweise diese bedrohliche Leere gespürt.
Er war ihr hilflos ausgeliefert gewesen.
Doch diese helle Kugel, sie hatte etwas mit ihm angestellt, was ihm neuen Halt gab.

»Was kann ich gegen diese Leere tun, will ich nicht in sie hinab stürzen?«, dachte er die Frage. Inzwischen fiel es ihm leichter, seine Gedanken zu formulieren.

»Dir einfach nur sicher sein, nicht hinab zu stürzen, Jan. Doch nun folge mir in das Haus der Vernunft. Wir alle wollen, dass du zu Kräften kommst und uns berichtest, was dir Sorgen bereitet. Es mag sein, dass wir helfen können. Immerhin hat es noch nie jemand von den äußeren Erdäen bis in unsere Nähe geschafft.«, bekam er sogleich die Antwort in seinen Kopf geschickt. Jan verwirrte die Antwort ein wenig.
Er musste sich jedoch stark konzentrieren, dieses spirituelle Level überhaupt aufrecht erhalten zu können. Immer wieder schweiften seine Gedanken ab. Er bediente sich reichlich an dem Xyalum, was es hier in Hülle und Fülle gab.
Die große Raubkatze erhob sich und schritt durch das Tor in den Palast.
Jan folgte ihr, so gut er es konnte. Jedoch war das Tier enorm gross und er musste höllisch aufpassen, nicht unter die beeindruckenden Tatzen zu kommen.

Das Haus der Vernunft war atemberaubend schön ausgestattet. Überall hingen wundervolle Gobelins an den Wänden. Sagenhafte Statuen standen auf hohen Podesten. Tatsächlich gab es weitere Raubkatzen in dem Palast. Sie waren alle wundervoll und beeindruckend gross.
Man konnte einige in den prächtigen Hallen sehen.
Dennoch war alles im Haus der Vernunft unglaublich friedvoll. Hier gab es keinerlei mürrisches Knurren, kein lautes Gebrüll und auch keine Reste von Kadaver auf dem Boden. Alles wirkte völlig rein und traumhaft schön.
Wir kamen in einen Raum, der freie Sicht auf die ganze Umgebung bot.
Man konnte in die Ferne blicken.
Eine beeindruckende Landschaft lag dem Haus der Vernunft zu Füßen.
Ein alter Gebirgszug umrandete ein weites Tal. Alles war saftig grün und reichlich gefüllt, mit buntem und artenreichem Leben.
Kleine Wasserfälle stürzten von den Bergen in das sagenhafte Tal hinab.

»Ich spüre, wie dein Herz lacht, mein Freund.«, umspielte eine sanfte Stimme mein erstauntes Gemüt, »Es ist wundervoll, dass dein Herz Glück empfindet. Doch gelingt es ihm auch, dieses Glück bis weit hinauf, in deinen Verstand zu pumpen? Nur das wirkliche Verstehen von Glück ist in der Lage, den weisen Verstand zu formen.«

Jan dreht sich zum Tiger.
Es war schwer für ihn, bei seinem Anblick die Ruhe zu bewahren.

»Wie kann man Glück verstehen, wenn man sich vor der Endlichkeit fürchtet? Es gibt so viele Erdäen, in denen die Menschen in einem Kerker der Furcht sitzen. Andere Gesellschaften, sie leben ohne Furcht vor der Endlichkeit und könnten das Glück verstehen. Doch sie wissen um die Möglichkeit, irgendwann in einem neuen Leben erwachen zu müssen, in dem diese Furcht das Leben bestimmt. Sie wollen das um jeden Preis vermeiden. Diese Gesellschaften wollen alle Erdäen vernichten, in denen die Menschen nicht weit genug entwickelt sind, eben nicht mehr im Kerker der Furcht zu sitzen. So hoffen sie auf diese Weise, nie wieder nach ihrem Tod in der Hölle der Angst erwachen zu müssen. Die niederen Erdäen, sie drohen in einem Krieg der Vernichtung zu versinken.«, erklärte Jan dem Tiger seine Überzeugung.

»Warum sehen die Xyräle noch tatenlos zu, wenn alles so geschehen sollte, wie du es schilderst? Es ist eigentlich ihre Aufgabe, das Waagumal zu schützen. Doch ich vermute, sie haben die Bedrohung unterschätzt. Der Drang nach dem wahren Verständnis und dem aufrichtigen Leben von Glück, er kann unglaublich machtvoll sein.«, meinte die Tigerin.

Jan war fasziniert von diesem Wesen.

Bevor er berichtet hatte, kannte die Tigerin bereits die Antwort.

Das wurde ihm schlagartig klar.

»Naya, Herr Jan. So ist mein Name. Man nennt mich Naya.«, flüsterte die Stimme sanft in seinem Kopf.

Offenbar hatte Naya geahnt, dass er die Frage nach ihrem Namen stellen wollte.

»Das Bewusstsein des Menschen, es ist eine sehr komplexe Sache. Das Waagumal zu schützen bedeutet weitaus mehr, als nur den Umgang mit dem Xyralum zu kontrollieren. Das Waagumal steht für das Gleichgewicht der Begehrlichkeiten. Etwas hat solche Begehrlichkeiten in Gesellschaften einzelner Erdäen geweckt. Es waren Gesellschaften, die noch nicht reif dafür waren. Menschen dürstet es nun nach Möglichkeiten, von deren Existenz sie eigentlich nichts wissen dürften. Durch sie ist der Drang nach dem wahren Verständnis erwacht. Das Verständnis können sie jedoch in einem einzigen Leben nicht erreichen. So ist es ihre Bestimmung, im Feuer des Begehrens zu sterben. Doch die Kontrolle über das Xyralum, sie lässt sie weiter ihr Leben leben. Nein, es ist keinesfalls ihr natürlicher Lebensdrang, der ihnen den Ansporn verleiht und sie voran treibt. Da hat jemand nachgeholfen. Jemand hat die Gesellschaften einzelner Erdäen mit privilegierten Informationen versorgt. Der Drang nach dem wahren Verständnis erwachte natürlich. Er bedrohte sie rasch und unbarmherzig, sich selbst zu vernichten. Dieser Jemand kam in den Augenblicken ihrer schlimmsten Not wieder. Er trat als Retter auf und verlieh ihnen die Macht über das Xyralum. Sie liebten ihn dafür. Ein Bündnis entstand und gebar als gemeinsames Kind, die Kontrolle über die Umbräe Mortis. Hier solltest du deine Suche beginnen, verehrter Herr Jan.«, erzählte Naya weiter.

Jan war sichtlich betroffen.

»Welche Kreatur mit privilegiertem Wissen und Macht über das Xyralum sollte so eine schändliche Tat begehen?«, fragte er.

»Du selbst hast beim Formulieren deiner Frage bereits an die Antwort gedacht. Es können nur die

Xyrale selbst gewesen sein.«, antwortete Naya.

Der alte Jan war entsetzt.
Seine Augen brannten ihm.
Ihm Schlag das Herz, bis in den Hals hinauf.

»Das kann doch nicht sein...«, dachte er laut.

Naya näherte sich ihm vorsichtig.
Sie wollte ihm keine Angst bereiten.

»Es sind nicht nur einige Xyrale. Weitaus schlimmer ist es. Die Xyrale nahezu aller Erdäen, sie haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden, um die Gesetze des Waagumals neu zu schreiben. Sie lehnen die Gesetze der Angst und die Gesellschaften der niederen Erdäen kategorisch ab. Es soll eine Föderation der hochentwickelten Erdäen gegründet werden, über die sie schließlich herrschen wollen. Die niederen Erdäen dienen ihnen als eine Art Weideland für das Xyralum, das sie für ihr sorgloses Leben und das Reisen in der Föderation benötigen. Das Grausamste an ihrem Plan ist jedoch, dass sie den niederen Erdäen derart viel Xyralum stehlen, dass diese niemals in der Föderation wiedergeboren werden können. So wird es eine Föderation geben, die ohne Angst vor der eigenen Endlichkeit lebt, hoch entwickelt und immer neu, ganz im Rahmen der Föderation, geboren wird. Ebenso wird es jedoch auch die niederen Erdäen geben, deren Gesellschaften zu einem Leben und der ewigen Wiedergeburt in Angst und spärlicher Zivilisation verdammt sind. Angst und Hoffnungslosigkeit werden immer wieder und wieder in sich selbst geboren werden.«, erzählte Naya ruhig weiter.

»Die Xyrale verurteilen die niederen Erdäen damit zu einer Ewigkeit in Angst und Schrecken. Sie beuten die Gesellschaften gnadenlos aus. Das ist nichts anderes, als eine brutale Versklavung.«, warf Jan entrüstet ein.

»Das mag wohl sein. Doch die Föderation ist noch nicht gebildet. Es besteht noch eine Chance, sie aufzuhalten. Nicht alle Xyrale sind darauf aus, der Föderation bei zu treten. Einige wissen nicht einmal davon. Doch es bleibt nicht mehr viel Zeit, die Föderation zu verhindern.«, meinte Naya leise.

Der alte Jan musste sich hinsetzen.
Die Reise, der lange Marsch über die Wiesen und die schlechten Neuigkeiten, sie hatten ihm stark zugesetzt.

»Doch wie soll man so ein mächtiges Bündnis verhindern? Die Angst vor dem Sterben und die Furcht vor der eigenen Endlichkeit, sie gehören zu den fundamentalen Kräften der menschlichen Gesellschaft. Sie sind die Quelle ihrer Religionen und die Glut all ihrer Hoffnung. Wir werden die hoch entwickelten Gesellschaften der Föderation niemals dazu überreden können, auf das Bündnis mit den Xyralen zu verzichten. Sie würden sich damit der Angst stellen und sie für sich akzeptieren müssen. Der Schaden ist bereits jetzt schon so gewaltig, dass sie sich selbst auslöschen müssten, um das Waagumal wieder herzustellen. Niemals wären sie dazu bereit.«, dachte Jan laut nach.

»Die Natur des Waagumals ist machtvoller, als die Xyrale es ahnen. Es wird das ganze

Universum bewegen, um sich selbst zu schützen, sollte es diese unsinnige Föderation tatsächlich einmal geben. So würden Welten aufeinander treffen, von denen die Xyräle nicht einmal ahnen, dass es sie gibt. Ein Zeitalter des Chaos würde über das Sein der gesamten Menschheit aller Erdäen hereinbrechen. Das ist für niemanden von Nutzen und muss verhindert werden. Wenn die entwickelten Gesellschaften der Föderation nicht von selbst ihren Fehler einsehen wollen, dann werden wir einige Gesellschaften der niederen Erdäen mit privilegierten Informationen versorgen. Sie werden sich gegen das Joch der Versklavung wehren können. Sie werden die Föderation bekämpfen und zerschlagen. Da wir ihnen jedoch nicht die Macht über das Xyralum verleihen, sind diese Gesellschaften dem sicheren Untergang geweiht. Auf diese Weise stellen wir das sichere Waagumal wieder her. Wir sind gezwungen einige Gesellschaften zu opfern, um das Waagumal zu schützen.«, meinte Naya daraufhin unerwartet trocken.

Jan war betroffen. Immerhin ging es hier um Milliarden Menschen, die in in die Ungewissheit des Todes geschickt werden sollten.

»Ich verstehe, was du mir damit sagen willst. Du beschreibst damit die klassische Aufgabe eines Xyrals. Die Xyräle sind es, die das Waagumal schützen sollen. Das ist ihre Aufgabe im Sein. Schon immer war sie das. Doch welche Tragweite diese Aufgabe besitzt, war mir niemals so richtig klar. Wir opfern ganze Erdäen und löschen ganze Gesellschaften aus, nur um das Waagumal zu schützen? Das verlangt viel von den Xyralen.«, meinte er.

Naya trottete zur Aussichtsplattform.

Fast meinte Jan, sie wäre plötzlich kraftlos geworden.

Naya sah in das Tal hinunter und wirkte nachdenklich.

»Ihr Xyräle habt es einfach nur vergessen. Zu lange schon habt ihr Frieden zwischen den Erdäen leben dürfen. Müde und träge seid ihr Xyräle geworden. Es ist nicht verwunderlich, dass einige von euch plötzlich aufbegehren und mehr wollen, als nur zwischen den Erdäen zu reisen. So sind sie eben, die Menschen. Die Zeit der Ruhe und des Friedens, sie ist vorbei. Genau deshalb haben wir dich in unser Erdäum reisen lassen, gutmütiger Jan. Jetzt ist die Zeit gekommen, das Waagumal zu schützen. Immerhin bist du ein ganz besonderer Xyral. Im hohen Alter besitzt du noch die kindliche Phantasie, um zwischen den Erdäen reisen zu können. Nur wenige Xyräle können in einem so hohen Alter noch ihre Aufgabe wahrnehmen. Du jedoch, du kannst es noch, alter Mann. Deine grosser Erfahrungsschatz und deine Fähigkeiten als Xyral, sie werden jetzt gebraucht. Sie werden benötigt, um die Föderation zu verhindern oder sie zu zerstören, sollte es nicht schon zu spät sein. Du wirst alle der ursprünglichen Bestimmung treuen Xyräle vereinen müssen, um alle an die Föderation hoffnungslos verlorenen Kräfte deiner Zunft, besiegen zu können. Es wird deine Aufgabe sein, die hoch entwickelten Erdäen der Föderation in den Untergang zu führen. Ebenso wirst du die heldenhafte Taten der siegreichen, niederen Erdäen, die an deiner Seite kämpfen werden, mit ihrer Vernichtung belohnen müssen. Sie verfügen nach ihrem Sieg über zu viel privilegiertes Wissen, eine Macht, die sie von uns erhalten haben oder noch erhalten werden. Nachdem sie für das Waagumal siegreich waren, bedeutet dieses Wissen ihren Untergang. Alles das, alter Jan, wird deine Aufgabe sein. Denn die Aufgabe eines Xyrals ist es, das Waagumal um jeden Preis zu schützen. Hast du diese Aufgabe erfüllt, wird es wieder Frieden in den Erdäen der Menschheit geben.«, trug Naya ihm eindringlich vor.

Jan spürte deutlich, wie erregt Naya wirklich war.

Offenbar wusste sie gut, was sie hier von Jan verlangte.

»Niemand habe ich davon gehört, dass Xyrale ganze Gesellschaften in ihre Vernichtung führen mussten. Doch selbst im Erdäum Terra, aus dem ich stamme, erzählt man sich von einer alles vernichtenden Flut Gottes, die einmal die Menschen heimsuchte und die Menschen vernichtete. So scheint es mir, als könnte an dieser alten Geschichte doch ein wenig Wahrheit haften.«, sagte Jan und war erstaunlich ruhig.

Die Raubkatze blickte über ihre Schulter, zurück zu Jan.

»Es haftet die Wahrheit an vielen Dingen und an vielen Geschichten. Die Erdäen der Menschheit, sie sind noch jung. Doch es ist offenbar die Zeit gekommen, in denen sie endlich gesehen werden.«, flüsterte Naya und sah dann erneut in das Tal hinunter.

Jan verstand nicht wirklich, was Naya ihm damit sagen wollte. Doch es sollte irgendwann die Zeit kommen, in der sich die Antworten auch ihm boten, wie die reifen Früchte an den Bäumen in jenem Tal, das sich vor ihm prachtvoll erstreckte.

Immerhin verstand der alte Mann inzwischen ganz gut, warum dieser Palast als Haus der Vernunft bezeichnet wurde.

Jedenfalls hatte dieses Haus mit ihm, einen ersten Xyral offenbar zur Vernunft bringen können.

Jan wusste nun, was in den Erdäen seiner Heimat geschah.

Diese ominöse Föderation, sie war eine wirklich schreckliche Vision für ihn.

Doch er hatte hier offenbar endlich ein Erdäum gefunden, dessen Kreaturen ihn zu jenen Antworten brachten, die er so dringend gesucht hatte.

Er wollte den Frieden in seine Heimat bringen, aber nicht den Tod...

Der Feind in Terra

Als Marsha ihre Augen öffnete, sah sie sich sich unsicher um.
Es war kalt. Sie fror.
Marsha lag auf einem Rasen.
Der Nebel war auf seinen schmalen Blättern zu Morgenreif erstarrt.
Neben ihr lag Püppi auf dem Boden und leckte sich andächtig seine Pfoten.

Offenbar war die junge Frau nach ihrer überstürzten Abreise aus dem Erdäum Karakum, nun wieder im Erdäum Terra angekommen.
Marsha ging davon aus, dass sich wohl auch Memba im Erdäum Terra befand. Doch Memba rasch wieder zu finden, das war nicht leicht.
Zwar setzten Xyrale in den Erdäen geheime Zeichen und Symbole ein, um sich erkennen zu geben, aber es war meistens eine Art Instinkt, die sie immer wieder zusammen brachte. Einige Xyrale meinten sogar, dass es das Xyralum selbst war, über das sie immer wieder zueinander fanden. Es war zudem vorteilhaft, sich im Erdäum Terra zu befinden, da es hier das Internet gab, über das man sich gegenseitig gut suchen konnte. Für die Xyrale Terras war Social Media und die Sozialen Netzwerke ein Segen und eine ideale Möglichkeit, sich gegenseitig aufzuspüren und in Kontakt zu bleiben. Alle Xyrale im Erdäum nutzten inzwischen diese Möglichkeiten, um sich verschlüsselt auszutauschen.

Marsha sah sich Püppi näher an.
Sein Hundebart war ergraut, was ein deutliches Kennzeichen dafür war, dass seine andere Hälfte im Erdäum Karakum nicht überlebt hatte.
Zwar konnten sich Hunde immer wieder neu teilen und reisen, doch starb dann einmal eine dieser Verkörperungen, dann spürten die Hunde das zumeist sehr intensiv. Es schien dann, als würden sie in kurzer Zeit, um einige Jahre altern.

Sie sprach Püppi in seiner Sprache an, um ihm ihren Respekt zu zollen.
Immerhin hatte Püppi das Leben von Memba und ihr gerettet.
Es waren Laute der Zuneigung, des Mitleids und der Liebe, die Marsha kunstvoll in seine Ohren hauchte.

Püppi sah sie an und hechelte. Er hatte deutlich Mundgeruch. Dann erwiderte er etwas in seiner Sprache und erhob sich. Er wedelte mit seinem Schwanz. Marsha musste lachen.

Ihr Püppi war einfach nicht klein zu bekommen.
Er wollte sofort aufbrechen, um Memba zu finden.
Die Treue eines Hundes zu den Xyralen, sie war in ihm einfach enorm stark ausgeprägt.
Vielleicht war es auch nur die Abneigung gegen die Umbrae Mortis, die ihn immer wieder antrieb.
Marsha hatte keine Zeit, darüber nach zu denken.
Sie musste Memba finden und zwar schnell.
Die Gefahr für das Erdäum Terra, sie war inzwischen nur noch bedrohlicher geworden.
Die wenigen Xyrale Terras mussten unverzüglich handeln.

Professor Dr. Schmidt stockte der Atem, als er von dem neuen Anschlag erfuhr. Im Vatikan war eine Bombe gezündet worden. Eine große Bombe war es. Zu schweren Verlusten und Gebäudeschäden war es gekommen. Der Papst lag verletzt im Krankenhaus. Die Christen der Welt, sie waren vor Schreck nahezu gelähmt und standen unter Schock. Dieser Anschlag gelang nur, weil die Terroristen im Vatikan Unterstützer gehabt hatten. Auch Mitglieder der Schweizer Garde waren offenbar mit darin verwickelt.

Sofort war dem kleinen Professor klar, dass hinter diesem feigen Anschlag nur die neuen Feinde der Menschen stecken konnten. Diese vielen Verbindungen zu den wichtigen Stellen im Vatikan, sie waren anders einfach nicht erklärbar. Sofort liess der kleine Professor eine Krisensitzung einberufen. Es blieb seinem Team und ihm keine Zeit mehr. Sie mussten jetzt zeigen, dass die Menschen sich zur Wehr setzen konnten. Doch ihm war auch klar, dass es kaum echte Möglichkeiten dafür gab.

Als Tina, Gabriel, Marani und der wissenschaftliche Leiter im Besprechungsraum angekommen waren, unterrichtete der Professor sie über den Anschlag. Er sah fast nur in betroffene Gesichter. Lediglich Gabriel ließ die Nachricht augenscheinlich unberührt. Jedenfalls zeigte er keinerlei Regung oder irgend eine Betroffenheit.

»Meine Dame, meine Herren, was sollen wir jetzt machen? Wir müssen eine Antwort an diese Bastarde konstruieren. Auch unsere Verbündeten erwarten das von uns. Da sie selbst nicht sehr erfolgreich darin waren, Möglichkeiten zur Abwehr zu finden, setzen sie nun uns massiv unter Druck. Ohne ein Ziel ist es eben sehr schwierig, seine Gegner mit Bomben und Raketen zu treffen. Wir sind uns hoffentlich alle darüber im Klaren, dass auch unsere Bündnispartner in dieser Sache Fehler gemacht haben.«, erläuterte der kleine Professor.

Der wissenschaftliche Leiter legte einen Aluminiumkoffer auf den Tisch und öffnete ihn. In dem Koffer lagen ein dutzend Monokel ähnliche Gebilde auf Seide fein säuberlich aneinander gereiht.

»Sehr verehrte Kollegen, ganz so aussichtslos ist unsere Situation vielleicht doch auch nicht. Was sie hier sehen, das ist eine nagelneue Entwicklung des Wissenschaftsteams. Wir haben unsere Erkenntnisse über die Angreifer, wir nennen sie inzwischen P33, noch einmal komplett durchgearbeitet. Diese haben wir mit den Erfahrungen von unserem Freund Marani abgeglichen. Offenbar ist es so, dass P33 bei dem Besetzen eines menschlichen Körpers die echte Persönlichkeit des betroffenen Menschen in eine eigene Gehirnregion verdrängt. Diese Veränderung können wir inzwischen messen und sogar optisch darstellen. Wir haben eine Möglichkeit gefunden, einen Abgleich der Wärmesignatur eines Menschen zu erfassen und entsprechend zu interpretieren. Mit Hilfe dieser so genannten Head-Mounted Displays, kurz HMD genannt, erhoffen wir uns nun, besetzte Menschen erkennen zu können. Die neuen HMD projizieren die ermittelten Werte direkt auf die Netzhaut seines Trägers. Da die Wahrscheinlichkeit sehr groß ist, dass ein besetzter Menschen auch ein P33 ist, haben wir ihn als Verdächtigen damit identifiziert. Lediglich eine kleine, abgeschirmte Funkbox gehören noch zu so einem HMD dazu. Das Display ist somit ein handliches Werkzeug zur Identifikation von P33.«

Der kleine Professor nahm eines dieser HMD in seine Hand und sah es sich ungläubig an.

»Funktioniert das Ding auch wirklich? Ich würde das gerne einmal testen.«

»Selbstverständlich, ich schliesse es ihnen an.«, antwortete der wissenschaftliche Leiter und wühlte sogleich eine kleine Funkbox aus dem Koffer. Er stellte die Verbindung zum HMD her. Dann gab er dem kleinen Professor das HMD zurück.

Der Professor setzte das Gerät an sein linkes Auge und sah sich damit prüfend um.

»Das ist wirklich ganz erstaunlich. Ich sehe um ihre Körper eine schwache Aura leuchten. Da ist ein helles, weißes Licht um jeden von ihnen herum.«

Tina schmunzelte.

Der kleine Professor wirkte im Augenblick auf sie, wie ein kleiner Junge, der etwas Neues zum Spielen bekommen hatte.

Der wissenschaftliche Leiter schüttelte mit dem Kopf und wollte sogleich das HMD zurück.

»Nein, das ist nicht gut. Die Aura hätte in einem hellen Blau leuchten müssen. Die Auflösung funktioniert offenbar noch nicht richtig. Ich spiele rasch ein Update ein.«, meinte er und holte seinen Laptop hervor.

Während er konzentriert mit dem Software-Update beschäftigt war, nutze Tina die Gelegenheit, um auf das HMD einzugehen.

»Sollten diese Dinger tatsächlich halten, was man uns verspricht, dann sind wir zumindest in der Lage, besetzte Menschen zu erkennen. Doch wenn wir sie erst einmal erkannt haben, was soll dann mit ihnen geschehen?«

Der kleine Professor zuckte mit seinen Schulter und meinte: »Erkennen wir sie, werden wir sie in Haft nehmen und die Umwelt vor ihnen schützen. Ist Gefahr im Verzug, dann werden wir alles unternehmen, um diese Gefahr abzuwenden.«

Marani lachte laut auf und ergänzte: »Sie meinen, dass sie dann notfalls auch getötet werden. Ist es ihnen eigentlich egal, was mit den Menschen geschieht, die von P33 besetzt wurden? Wir können sie doch nicht einfach gleich mit töten. Vielleicht finden wir eine Möglichkeit, sie wieder zu aktivieren und die Besetzung ihres Körpers aufzuheben. Wir könnten versuchen, ihnen ihr Leben wieder zurück zu geben.«

Gabriel stand auf und ging zur Tür.

»Nein, mir ist natürlich nicht egal, was mit ihnen geschieht. Wir werden jedem besetzten Menschen helfen, wenn wir das können. Doch wenn sie eine Bombe zünden wollen, dann werden wir ihnen dabei sicher nicht einfach nur zusehen. Ich denke auch nicht, dass die besetzten Menschen wollen, dass sie Bomben zünden und töten. Immerhin haben die Angreifer ihnen eine perfide Form von Gewalt angetan. Sie sind einfach in ihren Körper eingedrungen und haben sie in eine finstere Kammer ihres Gehirns gesperrt.«, antwortete der Professor, während er sich das HMD erneut aufsetzte.

Dieses hatte ihm der technische Leiter mit den Worten gereicht: »Nun sollte es einwandfrei funktionieren.«

Das wollte der kleine Professor natürlich sofort testen. Er sah sie interessiert um, und seine Miene hellte sich auf.

»Ja, nun ist alles schön blau. So wie sie es gesagt hatten. Wir sollten es schon bald an echten Feinden testen. Ich will sehen, wie P33 mit dem Ding aussieht und wie leistungsfähig es ist.«

Der kleine Professor dreht sich langsam im Raum und wollte gerade das HMD wieder abnehmen, als er plötzlich inne hielt.

Der wissenschaftliche Leiter tippte inzwischen hektisch auf seinem Laptop herum. Tina sah den Professor verwirrt an.

»Was ist los, Professor?«, fragte sie ihn.

Der kleine Professor starrte gebannt in Gabriels Richtung. Er stand neben der Tür und wirkte auffällig nervös.

»Woran kann ich eigentlich erkennen, ob ein Mensch besetzt ist?«, fragte der Professor. Er wirkte ein wenig abwesend, als er fragte.

»Bei einem besetzten Menschen scheint die Lichtaura im Hinterkopfbereich nicht mehr in einem hellen Blau. In diesem Bereich leuchtet sie in kräftiger oranger, bis roter Farbe.«, bekam er von dem Wissenschaftler als Antwort, ohne das dieser von seinem Laptop auf sah.

»Dann, so mein lieber Gabriel, dann sind sie wohl ganz offensichtlich von einem Angreifer besetzt.«, platzte es dem kleinen Professor laut heraus. Er huschte mit einem Satz zu dem Alarmknopf an der Wand, um diesen sofort zu drücken.

Gabriel riss die Tür auf und rannte aus dem Besprechungsraum. Eine Alarmsirene erklang.

Der kleine Professor nahm den Telefonhörer und rief die Wache an: »Gabriel ist geflohen. Er scheint vom Feind besetzt zu sein. Wir müssen ihn unbedingt stellen. Bitte versuchen Sie ihn lebend zu fangen. Er könnte für uns sehr nützlich sein. Wir brauchen ihn leben und nicht in einem Leichensack. Ist das klar? Nicht töten...«, gab er deutlich die Anweisung und knallte wütend den Hörer auf den Tisch.

Tina zuckte zusammen.

Marani war aufgeregt.

Kurz darauf hörte man, wie sich die schweren Tore automatisch schlossen. Ein tiefes Grollen liess die künstlichen Wände des Raumes beben.

»Das ist wirklich unglaublich. Ich wollte es nicht für möglich halten. Doch es hat sich tatsächlich bestätigt.«, murmelte der kleine Professor vor sich hin.

»Sie haben es gewusst?«, fragte Marani ihn verwundert.

»Gewusst habe ich es nicht. Doch ich hatte so einen Verdacht. Nachforschungen haben ergeben, das Gabriel offenbar mit der Zeit Gefallen an der andere anderen Seite gefunden hat. Offenbar konnte er kaum mehr zwischen den Welten in denen er sich ständig befand unterscheiden. Einige befreundete Psychologen hatten mich vor so einer Entwicklung gewarnt.«

Tina wandte sich vorwurfsvoll an den Professor: »Dieser Job her unten, der hat ihn in diese Gefahr getrieben. Ihnen war das doch sicher klar, oder? Wenn ihm etwas geschieht, dann sind sie dafür verantwortlich, Professor.«

Wenige Augenblicke später brachten 2 Soldaten Gabriel mit Handschellen gefesselt in den Besprechungsraum. Er wurde auf einen der Stühle gesetzt und sein linker Fuss mit einem Kabelbinder an den Tisch fest gemacht. Dann verliessen die beiden Soldaten den Besprechungsraum und nahmen vor der Tür ihren Posten ein.

»Na, schon wieder da, Gabriel? Aber sollen wir sie überhaupt noch Gabriel nennen?«, meinte der Professor und setzte sich direkt neben Gabriel halb auf den Tisch.

»Ihr habt doch überhaupt keine Ahnung, mit was ihr es hier wirklich zu tun habt. Froh solltet ihr sein, dass wir euch von eurem Leid erlösen werden.«, zischte Gabriel den kleinen Professor zornig an.

Tina war hellwach.

Sie hatten hier nun den echten Feind der Menschen direkt vor sich.

Tina wusste nicht, ob sie alles glauben sollte, was sie hier gerade erlebte.

Sollte so der erste Kontakt mit einer anderen Spezies aussehen?

Die Bedrohung war nun ganz nahe bei ihr. Immer wieder suchte sie den Blickkontakt zu Marani, der ebenfalls überfordert wirkte. Marani hatte selbst nichts davon bemerkt, dass Gabriel von P33 besetzt worden war. Er wollte seine Fähigkeiten nicht beim eigenen Team einsetzen. Auch wäre sein Scannen sicher gleich von Gabriel bemerkt worden. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, es nicht getan zu haben? Er war sich nicht sicher. Man durfte offenbar keinem Menschen mehr trauen.

»Marani, nehmen sie sich unseren Gabriel doch einmal vor. Ich will alles wissen, was in dem wirren Kopf von dieser Kreatur vor sich geht.«, fordert der Professor auf und sah Marani dabei ernst an.

Marani schreckte hoch.

Damit hatte er nicht gerechnet. Doch ihm war schon klar, dass es seine Aufgabe war, so etwas zu tun. Allerdings jetzt in diesem Augenblick, wo es darauf ankam, die Leistung zu erbringen, war er deutlich verunsichert. Er kannte Gabriel inzwischen ein wenig. Wenn P33 nur ein wenig von Gabriels Fähigkeiten nutzen konnte, dann dürfte dieser Scan sicherlich kein Spaziergang für ihn werden.

»Los, Marani, fangen sie schon an, nur zu.«, verlieh der Professor seiner Aufforderung noch einmal Nachdruck.

Gabriel sah Marani direkt ins Gesicht. In seinen Augen war keine Spur von Unsicherheit oder Angst zu erkennen. Es war eher eine Form von Verachtung, die in seinen Augen blitzte. Marani spürte sofort, wie sein Geist auf eine starke Persönlichkeit traf. Von Gabriel schien nichts mehr in dieser Kreatur vorhanden gewesen zu sein.

Eine Ahnung von Lächeln war auf Gabriels Lippen zu erkennen.

»Nur zu, Marani. Ich warte schon auf dich.«, flüsterte ihm Gabriel zu.

Tina beobachtete die gesamte Szenerie gebannt.

Der Professor schüttelte nur seinen Kopf. »Los, Marani!«, wurde er dann laut.

Marani legte vorsichtig seine Finger auf Gabriels Hand, konzentrierte sich und begann damit, Gabriel zu scannen.

Es war schwierig in den Geist dieses Mannes einzudringen. Doch es gelang ihm schliesslich. Eigentlich hatte er es sich schwieriger vorgestellt. Marani besass jedoch kaum Erfahrung mit besetzten Menschen.

Als er den Mann vor ihm scannte, sah er viele seltsame Bilder.

Alles erschien ihm wirr und seltsam fremd. Ihm war, als würde er durch ein Fernglas in eine andere Welt schauen.

Dort waren schlanke, humanoide Kreaturen. Sie sprachen miteinander. Ihre Blicke waren ernst. Dann erkannte er Menschen. Sie hatten offenbar das Sagen und wiesen immer wieder einige dieser hageren Kreaturen an.

Es war ein riesiger Platz oder eine große Halle in der sie sich befanden.

Dann zeigte einer der menschlichen Anführer plötzlich in Maranis Richtung.

Einige der hageren Gestalten blickten Marani nun direkt an.

Er wusste, dass sie eigentlich jene Kreatur ansahen, die nun Gabriel besetzte.

Aber dennoch war es ein bedrohliches Gefühl. Kalter Schauer lief ihm den Rücken hinunter. Sie kommunizierten miteinander. Doch Marani verstand nichts von dem, was dort gesprochen wurde. Aber je mehr diese seltsame Gruppe debattierte, ahnte Marani, dass sie offenbar über etwas erregt waren. Immer deutlicher zeichnete sich ab, dass es wohl eine Warnung oder Alarmierung war, die der Feind in Gabriel übermittelte.

Plötzlich war in der Halle eine Menge Aufruhr.

Offenbar rüsteten sich viele dieser Wesen für eine Art Reise oder Aufbruch.

Immer mehr von ihnen versammelten sich in der riesigen Halle.

Ihre menschlichen Anführer riefen immer wieder laute Anweisungen.

Marani empfand die Situation allmählich sehr bedrohlich.

Doch als er den Scan von Gabriel unterbrechen wollte, gelang es ihm nicht. Er konnte sich einfach nicht von ihm trennen. Dieser Feind in Gabriels Körper hielt ihn, wie mit stählerner Faust umklammert, an seinen Geist gebunden.

So sehr Marani sich auch wehrte, er war und blieb gefangen.

Er konnte nicht mehr zurück.

Er war P33 in die Falle gegangen.

Marsha fand Memba unerwartet schnell.

Sie sass mit Püppi in einem Internet-Café, um sie zu finden. Dort wurde sie auch rasch fündig.

Für geheime Operationen und Kommunikation war das Internet ein wahrer Segen. Da Memba jedoch in einem älteren Frauenkörper erwacht war, der im Norden Deutschlands lebte, verabredeten sich die beide Frauen in Mannheim am Wasserturm. Für beide war der Weg nach Mannheim nahezu gleich weit.

Sie trafen sich am kommenden Tag jedoch erst, als die Sonne bereits untergegangen war. Mannheim präsentierte sich am frühen Abend am schönsten.

Beide Frauen zogen sich in eine kleine Kneipe im alten Teil der deutschen Quadratestadt zurück. Sie wollten möglichst ungestört sein, was bei Marshas Aussehen nicht leicht umzusetzen war. Sie mussten sich umgehend beraten. Beide hatten sie von dem Attentat im Vatikan gehört. Alle Medien berichteten auch davon. Die beiden Frauen ordneten es gleich den ambalosischen Agenten zu. Daher war es einfach offensichtlich, dass die Agenten mit dem Besetzen der Schlüsselpositionen in Terra weit fortgeschritten waren. Marsha hatte als Xyral bereits viele unschöne Erfahrungen sammeln müssen. Doch jetzt spürte sie wirklich zum ersten Mal, wie echte und knallharte Angst in ihr zu wüten begann.

»Ich habe von einer Gruppe Spezialisten gehört. Die Gruppe soll vor einigen Monaten zusammengestellt worden sein, um hier in Deutschland übersinnliche Fähigkeiten erforschen. Das ist kurios. Diese Gruppe hat sicherlich etwas mit der ambalosischen Invasion zu tun. Wir sollten versuchen, diese Leute zu finden. Dort können wir bestimmt mehr erfahren. Um effektiver etwas gegen diesen Angriff unternehmen zu können, müssen wir gut informiert sein. Wir brauchen zudem Unterstützung. Auf jeden Fall ist Unterstützung besser, als wenn wir alleine gegen sie vorgehen.«, meinte Marsha.

Memba pflichtete ihr sofort bei.

Obwohl Memba in dem Körper einer älteren Frau steckte, bemerkte Marsha an ihrer Mimik und Gestik, wie besorgt sie war.

Memba dachte immer wieder an ihre Familie, an ihren Bruder und ihren Vater.

Immerhin waren sie offenbar in der Hand ambalosischer Agenten auf Karakum. Die Regierung war ebenfalls den Invasoren Karakums ausgeliefert. Memba hoffte insgeheim, dass ihren Angehörigen vielleicht doch die Flucht gelungen war. Hier in Terra wollte sie helfen. Doch in dem Körper dieser schon etwas älteren Frau, da war das sicher nicht ganz so leicht. Ihr Einfluss auf das Xyralum, er war wegen dem Fehlen der jugendlichen Phantasie ebenfalls geschwächt. Auch war sie hier im Erdäum Terra, eine Mutter und Ehefrau. Ihre Familie sorgte sich bestimmt schon um sie. Zwar verschwanden in Terra immer wieder Menschen, tauchten einfach unter oder waren plötzlich spurlos verschwunden. Doch Memba sorgte sich akut viel um ihre Familie in Karakum. Daher fühlte und litt sie auch intensiv mit der Familie in Terra, die nun ihre Mutter und Ehefrau verzweifelt suchte. In solchen Zeiten hasste es Memba, ein Xyral zu sein. Nur ihr Auftrag, er war klar und unmissverständlich. Ihre Bestimmung war es, dieses Erdäum gegen die ambalosischen Eindringlinge zu schützen und zu verteidigen. Der Schutz des Waagumal, er war ihr Leben. Deshalb war sie hier.

Memba nickte der wesentlich jüngeren Marsha zu.

Püppi schlief unter dem Tisch.

Da er ein großer Hund war, ragte sein Hinterteil unter dem Tisch hervor.

Beide Frauen zahlten kurze Zeit später ihren Cappuccino.
Man hätte sie fast für eine Mutter mit ihrer Tochter halten können.
Doch das waren sie nicht. Sie waren mächtige Verbündete im Kampf um dieses Erdäum.

Also machten sie sich unverzüglich auf den Weg zum kleinen Mannheimer City Airport, um einen Flug nach Berlin zu nehmen. Sie durften einfach keine Zeit mehr verlieren.
Püppi schickten sie mit einem Kurier nach Berlin, da er nicht auf die Schnelle mitfliegen durfte.
Marsha war darüber sehr besorgt. Der Hund war für sie immer ein wenig zusätzliche Sicherheit.

Marani war noch immer in Gabriels Körper eingesperrt.
Unfähig sich von ihm zu lösen, konnte er zwar jedes Wort hören, das im Raum gesprochen wurde, doch er selbst war unfähig zu sprechen oder sich auch nur zu bewegen.
So sass er auf seinem Stuhl mit der rechten Hand auf Gabriels Fingern.
Er bewegte sich nicht.

Inzwischen wurde der kleine Professor unruhig. Er schien instinktiv zu spüren, dass etwas nicht stimmte.

Der Professor rief im Labor an. Einige Wissenschaftler sollten sich beeilen, um zu helfen, Marani von Gabriel zu trennen. Marani hörte die wütende Stimme des Professors so, als würde dieser im offenen Nebenraum stehen.

Doch als die Wissenschaftler schliesslich eintrafen, da zeigte sich, dass auch sie machtlos waren. Es gelang ihnen einfach nicht, beide Männer zu trennen. Sie warnten dringend davor, es mit Gewalt zu versuchen. Die Wissenschaftler waren der Ansicht, dass es zu ernsthaften Schäden bei den Männern kommen würde, trennte man sie einfach mit roher Gewalt.

Marani spürte unterdessen, wie er langsam unruhig wurde. Gabriel hatte offenbar die Macht, ihn so lange gefangen zu halten, wie er es für nötig und richtig hielt.

Plötzlich drang ein tiefes Grollen durch den Raum, und der Boden bebte merklich unter seinen Füßen.

Sogleich brach eine große Hektik im Raum aus.
Der Professor telefonierte mit der Wache.
Im Hintergrund waren entfernte Schüsse und Schreie zu hören.
Das unterirdische Labor wurde offenbar angegriffen.

Die Angreifer näherten sich rasch.
Wenn Marani diesen Angriff überleben wollte, dann musste er sich von Gabriel irgendwie lösen.
Doch er war völlig unfähig, auch nur überhaupt irgend etwas zu tun.
So sass er nur regungslos da und starrte Gabriel einfach nur an.

Tina war ziemlich aufgebracht. Sie beschimpfte den kleinen Professor.
Er war immerhin verantwortlich für seine Mitarbeiter.
Doch davon wollte der Professor nichts hören.
Er gab lieber erst einmal Anweisungen, sich zurück zu ziehen.

Dann hörte man ein lautes Krachen und das Zersplittern von Glas.

»Marani, du musst dich von ihm trennen. Du musst es schaffen, sonst wirst du hier unten sterben.«, flehte ihn Tina an.

Sie war ganz nahe bei ihm. Er spürte ihre Hand auf seiner Schulter und roch ihr Parfüm.

Dann krachte es erneut und wieder zerbrach Glas.
Der Professor schrie wütend herum. Männer liefen umher. Schüsse waren zu hören. Sie waren ganz nahe.

Marani rührte sich nicht.

Dann hörte man den Aufschrei eines Mannes. Offenbar war er von einem Angreifer getroffen worden.

»Wir müssen weg, Marani. Los, kämpfe! Befreie dich von ihm!«, schrie ihn Tina an und rüttelte an seinem Körper. Sie war völlig verzweifelt.

Marani jedoch, er konnte nichts tun. Er war Gabriel völlig hilflos ausgeliefert. Gabriel hielt in gnadenlos gefangen.

Die Einschüsse der Angreifer waren immer häufiger in seiner Nähe. Die Situation wurde inzwischen extrem bedrohlich.

Dann geschah etwas Unerwartetes. Gabriel begann am ganzen Körper zu zittern. Tina hatte ihre Hand auf seine Knie gelegt und schien sich zu konzentrieren. Offenbar hatte sie auf das Wasser in Gabriels Körper Einfluss genommen. Sie setzte ihre Begabung ein, um Marani zu retten.

Plötzlich sah Marani entsetzliche Bilder. Offenbar speiste Tina das Wasser mit Informationen. Gabriels Körper versuchte, diese zu verarbeiten.

Da Marani mit Gabriel verbunden war, spürte er das Einwirken Tinas ebenfalls.

Die Informationsflut wurde immer grösser.

Marani spürte, wie Gabriel unter der enormen Masse an Eindrücken und Emotionen litt. Gabriel wurde deutlich schwächer.

So unternahm Marani noch einmal höchste Anstrengungen, sich gegen Gabriels Umklammerung zu wehren.

Gabriel hatte immer mehr Probleme damit, alle Eindrücke entsprechend zu verarbeiten.

Marani spürte deutlich, wie sehr er litt.

Doch Gabriel war sehr stark und es war einfach nicht zu schaffen, sich von ihm zu lösen.

Da krallte sich Tina mit beiden Händen an Gabriel fest und begann damit, sich noch aufwendiger zu konzentrieren.

Gabriel begann zu schreien. Bilder schossen durch seinen Kopf, als hätten sie nur das eine Ziel, sein Gehirn zu zerfetzen.

Das war selbst für den armen Marani zu viel. Auch er begann laut zu schreien.
Der Druck in seinem Kopf wurde so sehr gewaltig gross, dass er es nicht aushalten konnte.
Plötzlich gab Gabriel ihn unerwartet frei und kippte mit seinem Stuhl zu Seite.
Tina hielt ihn noch immer fest.
Da Gabriel noch immer an den Tisch gefesselt war, konnte er nicht weg kriechen und schrie verzweifelt unter Tinas mörderischem Einfluss.

Wieder krachte es. Glasscherben flogen umher.

Der kleine Professor und die meisten Wissenschaftler, sie waren bereits geflohen.
Einige lagen verwundet oder auch tot auf dem Boden.

Gabriel schrie und zog immer wieder verzweifelt mit seinem Bein, das an das Tischbein gefesselt war, am Konferenztisch.
Doch Tina ließ nicht von ihm ab.
Sie kniete neben Gabriel und hatte ihre Hände noch immer fest in seine Oberschenkel gekrallt.

Marani atmete schwer.
In seinem Schädel hämmerten Kopfschmerzen in der Frequenz seines Pulses.
Er musste sich übergeben.

Das Schreien von Gabriel wurde unterdessen immer lauter.

Marani wollte sich gerade Tina zuwenden, da musste er mit ansehen, wie das Blut in Gabriel Körper regelrecht zu kochen begann.

»Tina! Tina, lass ab von ihm! Du bringst ihn ja um...« rief er ihr zu.

Doch Tina war nicht mehr sie selbst.
Fast wie in einer Art Bluttausch, so hing sie über Gabriel und setzte weiter ihre Fähigkeiten ein.
Er schrie um sein Leben.
Es mussten höllische Schmerzen für ihn gewesen sein, da sich im Gesicht und an den Armen inzwischen die Haut ab zu lösen begann.
Dann begann er aus den Augenhöhlen und seinen Ohren zu bluten.
Er warf seinen Kopf immer wieder verzweifelt hin und her.

Schüsse waren zu hören.
Marani spürte einen dumpfen Ruck in seiner linken Schulter.
Er war getroffen worden.

»Wir müssen fliehen, Tina. Ich bitte dich. Wir müssen fliehen, so lange es noch geht.« rief er verzweifelt immer wieder auf sie ein, während er spüre, wie das Blut an seinem Arm herunter lief.

Dann hörte er ein unschönes, dumpfes Geräusch.
Wasserdampf fauchte aus Gabriel Mund und seiner Hose.
Sein Blick wurde starr. Seine Schreie verstummten augenblicklich.
Gabriel sank leblos zurück, während Tina sich noch immer über ihn beugte.

Tina hatte Gabriel getötet.

Fassungslos starrte sie auf den leblosen Körper.
Gabriel sah unter ihr fast aus, wie ein gedämpfter Karpfen.

Marani nahm Tina unter den Armen und hob sie behutsam hoch.
Er fluchte. Seine Schulter schmerzte sehr.
Doch sie mussten sich beide rasch in Sicherheit bringen, wollten sie dieses Chaos überleben.
Also trug er sie unter heftigen Schmerzen aus dem Besprechungsraum.
So schnell es eben unter diesen Bedingungen möglich war, lief er den Gang entlang.
Von Zeit zu Zeit passierten sie Wachen, die leblos auf dem Boden lagen.
Tina lag völlig kraftlos in seinen Armen.
Sein verletzter Arm fühlte sich fast vollkommen taub an.
Keuchend schleppte er sich die Labore und Gänge hinauf und vermied es dabei, auf Angreifer zu treffen. Auch war es sehr schwer, die Angreifer von den Wachen zu unterscheiden. Man sah keinem Menschen sogleich an, ob er von P33 besetzt war.
Jeder in dieser Anlage konnte es auf sie abgesehen haben.
Sie mussten hier schnell verschwinden.
So setzte Marani seine ganze noch verfügbare Kraft ein, um die unterirdischen Labore in Richtung Erdoberfläche zu verlassen.
Er wollte am Leben bleiben.

Von seinen ganzen Anstrengungen bekam Tina kaum etwas mit.
Sie lag ohne Bewusstsein in seinen Armen.
Wäre sie nicht von so zierlicher Gestalt gewesen, dann hätte Marani wohl keine Chance gehabt, sie mit seiner Verletzung, so weit zu tragen.

Für Marsha und Memba war es schwierig, sich in Berlin zurecht zu finden. Für sie war es zunächst am schlüssigsten, dass sich das Labor dieser geheimnisvollen Gruppe wohl irgendwo im Umland der Stadt befand.
So fuhren sie mit dem Taxi eigentlich eher ziellos herum und suchten nach möglichen Hinweisen.

Dann fiel ihnen auf, dass ungewöhnlich viele Hubschrauber in der Luft waren. Alle flogen offenbar in eine bestimmte Richtung.
Das Taxi folgten ihnen.
Der Verkehr kam immer mehr ins Stocken. Offenbar hatte es einen Unfall gegeben.
Als die beiden Frauen nicht mehr voran kamen und im Stau fest steckten, bezahlten sie den Taxifahrer und stiegen aus. Sie wollten es versuchen, zu Fuss weiter zu kommen.

Die Sonne war schon fast untergegangen.
Da fiel ihnen auf, dass der Grund für den Stau wohl ein Feuer gewesen war.
Es roch nach Rauch.
Man konnte in der Dunkelheit deutlich den rötlichen Schein des Feuers erkennen.

Sie folgten der Strasse.
Vielleicht hatte dieses Ereignis etwas mit der Invasion zu tun.
Sie mussten das heraus finden. Es war zumindest schon einmal eine Spur.

Der Strasse folgten sie eine Weile, bis sie auf eine Strassensperre des Militärs stiessen.
Das war ungewöhnlich für Deutschland.
Marsha wusste nur zu gut, dass in Deutschland fast nie das Militär eingesetzt wurde.
Das hatte geschichtliche Gründe.

Da die Soldaten sie nicht durch lassen wollten, versuchten es die beiden Xyräle eben einige Meter weiter, neben der Strasse. Dort waren sie für die Soldaten nicht mehr zu sehen.

Sie huschten zwischen dem losen Blätterwerk umher, immer in Richtung Feuerschein. Offenbar war dort eine kleinere Industrieanlage in Brand geraten.
In der Ferne hörte man lautes Krachen. Würde man nicht an kleinere Explosionen im Zusammenhang mit dem Feuer denken, so konnte man meinen, Schüsse und lauten Gefechtslärm zu hören.
Marsha und Memba sahen sich überrascht an.

Vorsichtig näherten sich die beiden Xyräle der brennenden Anlage.
Je näher sie kamen, desto offensichtlicher wurde es, dass es nicht das Feuer und die Schreie der Feuerwehrleute waren, die sie hörten.
Dort gab es tatsächlich ein Gefecht.
Beide Frauen hielten sich zunächst ein wenig im Hintergrund.
Die Xyräle hielten es für besser, nicht sogleich entdeckt zu werden.
Zuerst wollten sie sich ein Bild von der Lage verschaffen. Sie waren sich nicht sicher, ob ein direktes Eingreifen tatsächlich sinnvoll war. Vielleicht war es diese geheimnisvolle Gruppe nicht wert, dass zwei Xyräle ihre Tarnung aufgaben. Im Erdäum Terra hielten sich leider nicht mehr viele Xyräle auf.

In diesem Augenblick dachte Marsha an Jan. Ihr alter Partner war so ein sturer Narr.
Sie hätte ihn hier wirklich gerne mit dabei gehabt. Doch er hatte sie nur einfach davon gejagt und zudem noch die gute Larissa bei sich behalten.
Marsha war enttäuscht.
Auch fehlte ihr Püppi.
Der Hund sollte erst am nächsten Tag in Berlin eintreffen.
Sollte Marsha bis dahin auf Schatten treffen, war sie als Xyral in großer Gefahr.
Dieses Gefecht stand für Marsha also wirklich unter einem ziemlich schlechten Stern.

So lagen die sie zunächst im hohen Gras hinter einigen Büschen und beobachteten das ganze Geschehen.

Nach einer Weile wurde es etwas ruhiger.
Die Angreifer hatten ganz offensichtlich die Oberhand gewonnen.
Das war nicht gut.

Dann hörte Memba eine leise Stimme, die rasch lauter wurde.
Sie gab Marsha ein warnendes Handzeichen.
Beide Frauen warteten in ihrer Deckung ab.
Sie waren deutlich angespannt.
Hoffentlich wurden sie nicht entdeckt.

Dann hörten sie plötzlich ein leises Stöhnen.

Kurz darauf sahen sie, wie ein Mann sich ziemlich schwerfällig näherte. Er schien verletzt zu sein und etwas auf seinen gebeugten Armen zu tragen. Nur wenige Meter von den beiden weiblichen Xyralen entfernt, brach der Mann zusammen. Vorsichtig näherte sich Marsha dem Mann und bemerkte sogleich, dass er eine Frau bei sich hatte.

Es waren Marani und Tina. Ihnen war die Flucht aus dem unterirdischen Forschungszentrum gelungen. Doch die Anstrengung und der Blutverlust durch die verletzte Schulter hatte Maranis letzten Kräfte aufgezehrt.

Jedoch mit Hilfe der Frauen kamen schliesslich beide wieder zu sich und versteckten sich ebenfalls hinter den Büschen. Memba sah sich besorgt die Verwundung an. Es war glücklicherweise nur eine überschaubare Fleischwunde. Die Blutung hatte inzwischen auch schon etwas nachgelassen. Allerdings sollte sie bald ärztlich versorgt werden.

Marsha und Tina beobachteten konzentriert das Forschungszentrum. Dort bemühten sich die Invasoren darum, so rasch wie möglich wieder alles in den Normalzustand zu versetzen. Offenbar sollte diese Übernahme so wenig Aufsehen wie möglich erzeugen.

Marani und Tina erzählten zunächst nichts von den Angreifern. Sie schoben diesen ganzen Vorfall und die Schüsse auf eine Terrorgruppe. Davon gab es inzwischen leider reichlich auf der Welt. Doch Memba und Marsha wussten natürlich nur zu gut, was es wirklich war, was dort im Forschungszentrum vor sich ging.

»Wir müssen hier verschwinden. Die Typen entdecken uns sonst noch.«, meinte Marsha zu Tina, ohne ihren Blick von dem Forschungszentrum abzuwenden.

Tina nickte und sagte: »Sehe ich auch so. Ich habe keine Lust von denen erschossen zu werden.«

»Ja, auch Marani geht es nicht wirklich gut. Ein Arzt sollte sich seine Schulter ansehen. Was wird dort hinten eigentlich erforscht? Sieht alles ziemlich geheimnisvoll aus. Ist das ein Projekt der Regierung?«, fragte Marsha scheinheilig.

»Ich darf darüber nicht sprechen, Marsha. Jedenfalls ist es eine Katastrophe, dass dort diese Terroristen nun ihr Unwesen treiben.«

»Ja, das sehe ich auch so. Wo ist die Polizei? Wo ist das Militär? Vielleicht war eure Forschungseinrichtung illegal, und ihr seid die Terroristen. Sollte ich die Angreifer dort hinten einfach einmal fragen und euch womöglich ausliefern? Was meinst du, Tina?«, provozierte Marsha ein wenig.

Sie war verärgert darüber, dass sie hier ihre ohnehin schon knappe Zeit, mit zwei Forschern verbrachten, die offensichtlich mehr über den ambalosischen Angriff wussten, als sie es zu gaben. Obwohl es ziemlich dunkel war, konnte sie erkennen, wie Tina im Gesicht errötete.

»Wir sollten wirklich von hier verschwinden.«, flüsterte Marani ihnen zu.

Er war offenbar wieder ein wenig zu Kräften gekommen und verzog nun sein Gesicht, weil ihm seine verletzte Schulter noch Schmerzen bereitete.

Memba sass neben ihm im Gras und sah ihn an.

Marsha blickte sich um und nickte Marani wortlos zu. Sie sah Memba in die Augen.

Das durfte doch nicht wahr sein: Memba war ganz offensichtlich gerade dabei, sich in Marani zu verlieben. Sie kannte Memba nun schon lange genug, um zu erkennen, dass sie beim Anblick von Marani nahezu butterweich wurde.

»Ja, los.«, meinte sie nur knapp.

Sie schlichen sich daraufhin langsam zurück zur Strasse.

Dort versuchten sie sich ganz normal zu verhalten.

Sie wollten um keinen Preis auffallen.

»Wir suchen uns erst einmal eine Art Unterkunft. Dann sehen wir weiter. Ich denke, wir haben uns alle eine Menge zu erzählen.«, meinte Marsha zu Tina und Marani.

Beide erwiderten nichts.

Stumm folgten sie den beiden Xyralen, ohne zu wissen, an wen sie da eigentlich geraten waren.

Tina und Marani waren vielmehr froh, lebendig aus der Forschungsanlage heraus gekommen zu sein. Sie mussten tatsächlich erst einmal das Erlebte für sich selbst ordnen und überlegen, was zu tun war. Vielleicht hatte es der kleine Professor geschafft? Wenn dem so war, dann mussten sie ihn schnell finden.

Die Invasoren wussten von ihnen. Sie hatten es auf sie abgesehen.

Ohne Unterstützung waren sie in grosser Gefahr.

Selbst Marsha und Memba waren verdächtig.

Was hatten sie dort in der Nacht zu suchen?

Daher schwiegen Tina und Marani.

Sie wollten zunächst abwarten, wie sich die Sache mit den beiden Frauen weiter entwickelte. Vielleicht konnten sie tatsächlich helfen?

Die kleine Gruppe gelangte schliesslich zu einer alten Gastwirtschaft.

An einem Fenster war ein Schild angebracht, auf dem ein schlauer Gastwirt seine preiswerten Fremdenzimmer anbot.

In Berlin war das eine Seltenheit.

Sie mieteten zwei der Zimmer an.

Der Gastwirt war damit einverstanden, dass nur Marani und Tina sich beim Einschreiben auswiesen. Seine neuen Gäste wirkten müde und brauchten dringend eine Dusche. Allerdings gab es nur eine Dusche auf dem oberen Flur der Gastwirtschaft.

Marani säuberte sich dort gerade seine Schulterwunde, als Memba ihn fragte, ob sie schnell unter die Dusche springen dürfe.

Ohne auf eine Antwort zu warten, huschte sie an ihm vorbei, direkt in die Duschkabine.

Marani fluchte leise.

Doch als er dann durch die Scheibe sah, wie Memba ihr Handtuch fallen liess, wurde ihm plötzlich ganz warm um sein altes Hellscherherz.

Memba war ein Frau in den besten Jahren und konnte bereits einige scharfe Kurven bieten.

Diese waren alle an genau der richtigen Stelle, wie Marani fand.

Das Duschwasser lief.

Membas Plan schien auf zu gehen.

Marani konnte seinen Blick einfach nicht von ihr abwenden.

Durch die dünnen Duschkabinenwände, da konnte er deutlich ihre Brüste erkennen.

Als Memba sie einmal gegen die Wand drückte und sie sich daraufhin nahezu exakt dort ab zeichneten, räusperte Marani sich.

Memba hörte das und lächelte in ihrer Duschkabine.

Sie rekelte sich auffällig viel beim Duschen im warmen Wasser.

Doch als sie schliesslich aus der Duschkabine stieg, war Marani bereits verschwunden. Memba war ein wenig enttäuscht darüber. Sie zuckte mit ihren Schultern, trocknete sich ab und huschte in ihr Zimmer.

Dort wartete Tina bereits auf sie.

Beim Gastwirt unten in der Gaststube hatte sie einen kleinen Imbiss für alle besorgt.

Marsha und Marani erschienen auch.

Sie setzen sich alle an den Tisch und stopften sich die knusprigen Hähnchen und Pommes Frites hinein. Jetzt erst bemerkten sie, wie ausgehungert sie eigentlich waren.

Da war es nur zu gut, dass Tina reichlich frische Hähnchen besorgt hatte.

»Was hattet ihr eigentlich bei der Anlage zu suchen?«, fragte Tina möglichst unauffällig, während sie an einem Stück Hähnchenbrust zupfte.

Ebenso betont unauffällig antwortete Marsha: »Wir waren auf der Suche nach einer Gruppe etwas ungewöhnlicher Wissenschaftler, die an einem geheimen Projekt zur Erdverteidigung arbeiten.«

Marani verschluckte sich an seinen Pommes Frites und hustete.

»Ihr wisst davon?!«, meinte Tina verwundert und sah Marsha mit grossen Augen an.

»Ja, wir wissen davon. Wir haben von der Invasion Kenntnis. Wahrscheinlich wissen wir viel mehr, als es euch gefallen würde. Die Erde und alle ihre Lebewesen sind in großer Gefahr.«

»Das ist uns wohl bekannt. Die Angreifer haben das Labor gestürmt. Es gibt viele Tote und Verletzte. Dabei hatten wir gerade eine Möglichkeit gefunden, P33 von normalen Menschen zu unterscheiden. Jetzt sind die neuen HMD weg, und wir haben nichts mehr gegen sie in der Hand.«

Memba fragte kauend: »HMD und P33? Was meinst du damit?«

»P33 ist die interne Code-Bezeichnung für die Invasoren. Sie fahren in die Menschen hinein und verbannen deren Geist, um in den Körpern selbst leben zu können. Dabei ist für uns nicht zu erkennen, dass diese Menschen besetzt sind. Mit diesen neuartigen HMD-Visieren war es uns möglich, von P33 besetzte Menschen zu erkennen. Doch diese Visiere, sie sind nun verloren.«

»Das ist schade. Wir hätten diese HMD gut brauchen können. Doch was mir noch viel mehr Kummer bereitet ist der Umstand, dass keine staatliche Gewalt etwas gegen den Angriff des Labors unternommen hat. Offenbar sind bereits weite Teile der deutschen Regierung und der relevanten Entscheider von P33 besetzt. Das ist extrem alarmierend.«, meinte Marsha und sah Memba besorgt an.

»Ja, aber bitte was habt ihr mit der ganzen Sache zu tun?«, warf Marani plötzlich ein.

»Wir sind hier, um euch zu helfen. Die Invasoren oder P33, wie ihr sie inzwischen nennt, sie sind uns ganz gut bekannt. Sie sind hier, um euch zu versklaven und euch im Prinzip eure gesamte Hoffnung zu stehlen. Sie bringen euch finstere Schattenwesen, rauben euch das Licht. Sie gieren nach einem Teil dieser Welt, den ihr nicht einmal sehen oder messen könnt. Es ist jener Teil, der die Evolution ermöglicht. Ohne diesen Stoff werden alle Menschen verdorren und irgendwann eingehen. Unfähig, selbst einfachste Probleme zu lösen und sich weiter zu entwickeln, werden die Menschen armselige Gefangene in einem trostlosen Gefängnis ohne Mauern sein. Sie werden traurig und in quälender Angst vor sich hin vegetieren und dabei nicht einmal bemerken, dass man ihnen das Glück, die Hoffnung und die Zukunft geraubt hat. Es wird hier keinen menschlichen Geist mehr geben. So einfach ist das. Genau deshalb sind wir hier. Wir sind hier, um euch zu helfen, gegen diese P33 zu kämpfen.«, erzählte Marsha, während sie an einem fritierten Kartoffelstäbchen herum kaute.

Tina und Marani assen nun nicht mehr.
Ihnen war das Essen gründlich vergangen.
Sie sahen Marsha nur noch entsetzt an.

Marani fand als erster seine Worte wieder: »Aber was sollen wir schon gegen sie unternehmen? Sie sind uns doch völlig überlegen. Wir haben kaum Möglichkeiten, sie überhaupt zu erkennen. Wir können die Invasion nicht verhindern. Dazu sind übersinnliche Fähigkeiten notwendig. Doch nur wenige Menschen besitzen diese überhaupt. Von diesen wenigen Menschen weiss kaum jemand etwas von seinen Fähigkeiten, schämt sich für diese oder kann sie nicht gezielt einsetzen. Wir sind völlig aufgeschmissen. Die Menschen haben immer nur von einer Bedrohung aus dem Weltall gesprochen. Sie haben sich vor fremden Spezies in Raumschiffen gefürchtet. Doch diese Invasion, sie erwischt uns kalt. P33 greift uns eben nicht mit Raumschiffen und UFOs an.«

Marsha nickte nur. »Ja, Marani, P33 ist nicht von einem anderen Planeten. Ihr seid auf eurer Erde noch nie wirklich ganz alleine gewesen. Nur habt ihr es nicht bemerkt. Wenn einmal etwas Ungewöhnliches auffiel, dann wurde es nicht ernst genommen. Dabei gab es so viele wundervolle Besucher. Übersinnlichkeit wurde verfolgt und tabuisiert. Sie war ein widerwärtiger Makel, den man ausmerzen wollte. Gerade auch die grossen Religionen und die Politik, sie sahen in der Übersinnlichkeit und der Spiritualität eine enorme Bedrohung für die Macht und die Kontrolle. Dabei ist sie ein bedeutsamer Teil des Menschen. Sie ist eine Quelle der Inspiration und Kreativität. Ohne sie vergibt sich der Mensch die Chance, Grenzen zu anderen und besseren

Welten zu überwinden. Spirituell und sinnlich übelst verkommen, so seid ihr Menschen Terras eine zu leichte Beute für all jene Kreaturen, die genau auf diese Begabung setzen und euch nichts Gutes wollen. So stehen sie Haut an Haut neben euch, halten euch ein scharfes Messer an eure Kehlen, doch ihr bemerkt noch nicht einmal ihre Gegenwart. Doch es gibt auch jene, die euch im Schlaf besuchen. Wenn das Unterbewusstsein regiert, dann sind sie da. Sie verbinden sich mit euch. Ihre Zuneigung und Liebe buhlt um Anerkenntnis. Deren Atem und euer Atem, sie vereinen sich zu einem flüchtigen Kuss. Doch kaum seid ihr wieder erwacht, ertränkt ihr die süsse Erinnerung an sie mit schwarzen Kaffee. So viele Wege führen die Welten zusammen. Doch die Menschen Terras kauern in der Ecke ihrer Welt und bedauern ihr Leben in vier kahlen Wänden. Es wird schwer sein in dieser Gesellschaft von überzeugten Blinden, eine Invasion der Sehenden aufzuhalten. Da gebe ich dir recht, lieber Marani.«

Der »liebe Marani« schien sich über das Gesagte ein wenig zu ärgern.

»Religion und der Glaube sind nicht schlecht. Die Religion hat uns in den dunklen Stunden unseres Lebens immer Kraft, Mut und Hoffnung gegeben. Auch diese miese Invasion kann man als eine Prüfung Gottes sehen, die wir sicher bestehen werden.«

»Es geht nicht um die Religion und den Glauben. Es geht darum, dass andere Menschen ihren Mitmenschen vorschreiben wollen, an was sie und wie sie es zu glauben haben. Sie diktieren anderen, was gut und was böse zu sein hat und bestrafen Menschen dafür, wenn sie sich nicht an diese Vorgaben halten. Die Menschen werden dadurch mit der Zeit träge und müde. Sie empfinden Sinnlichkeit und Übersinnlichkeit als störend und lästig. Bei der Taufe der Christen wird das Dritte Auge auf der Stirn des Kindes symbolisch mit dem Daumen des Geistlichen geschlossen. Dabei sind diese Eigenschaften des Menschen wichtig zur Realisierung unglaublich vieler Überlebensstrategien. Sie sind das Fundament, um mit ihrer Umwelt in Kontakt treten zu können. Es gibt nicht nur das Greifbare um uns herum. Nur weil der Mensch es nicht versteht, die Zeit des Begreifens für ihn noch nicht angebrochen ist, muss das Unbegreifliche doch nicht tabuisiert und zerstört werden. Es gibt nahezu endlos viele Welten in uns, neben uns und um uns herum. Sie zu verleugnen und allmählich vergessen zu wollen bedeutet, sich selbst zu vergessen.«, wurde Marsha allmählich lauter.

Marani warf ein Hühnerbein auf den Tisch und schnaubte wütend. »Weisst du, Marsha, solche Leute wie du, sie sind einfach nervtötend. Alles meinen sie zu wissen und ertränken wahllos in Moralin, was ihnen nicht gefällt. Ihr Weibsbilder wisst doch selbst nichts. Beide seid ihr doch auch nur Gefangene auf diesem Planeten. Ein paar Kräuter sammeln, mit Weihrauch überall herum stinken und dann meinen, die Welt zu kennen. Das kotzt mich an! Wir sprechen hier immerhin von einer echten Bedrohung. Während wir hier sprechen, sterben dort draußen echte Menschen durch echte Waffen.«

Marsha war nun ebenfalls wütend.

Sie wollte es dem vorlauten Marani zeigen.

Doch würde sie die Kraft des Xyralums einsetzen, wären in diesem Raum in kürzester Zeit Unmengen an Umbræ Mortis. Das wäre ein gefundenes Fressen für diese gierigen Schatten. Sie würden gleich zwei Xyrale ohne Hund vorfinden. So musste sie sich eben wohl oder übel die Beschimpfungen von Marani gefallen lassen.

Memba sah sie besorgt an. Offenbar ahnte sie die Überlegungen von Marsha.

»Du bist ein Narr, Marani.«, meinte sie trocken.

Marani wandte sich ihr zu und kam ganz nahe an ihr Gesicht: »Wieso bin ich ein Narr? Nur weil ihr beiden Frauen nicht die Wahrheit vertragen könnt? Ich habe echte übersinnliche Kräfte. Ich weiss, wovon ich spreche, Mädchen. Ihr beiden, ihr habt ja überhaupt keine Ahnung.«

Marsha hielt seinem Blick stand.
Das war für sie eine leichte Übung.
Ihre Lippen formten ein kühles Lächeln.

»Ja, Marani, ich bin doch sehr beeindruckt.«, hauchte sie ihm ins Gesicht, so dass er blinzeln musste. »Dann zeige mir doch einfach, was du kannst. Schau mir in meinen dummen, kleinen Mädchenkopf, du großer, starker Mann.«, flüsterte sie.

Marani war verwirrt.
Woher wusste sie von seiner Gabe?
Niemand hatte sie erwähnt. Das war bestimmt nur ein Zufall.
Doch er wollte Marsha einen Denkkzettel verpassen.
So konzentrierte er sich auf das böse grinsende Frauengesicht und legte ihr seine Hand sanft auf die Stirn.

Memba und die inzwischen ziemlich blass gewordene Tina sahen ihm dabei gespannt zu.
Plötzlich riss Marani seine Augen auf.
Memba war natürlich sofort klar, dass Marsha ihm einen gewissen Zutritt zu ihrem Bewusstsein gestattet hatte.

»Oh, nein. Oh, mein Gott...«, stammelte er vor sich hin.

Plötzlich begann er damit, sich rückwärts von Marsha weg zu bewegen.
Er wendete sich ab von ihr.
Offenbar hatte er genug in Marsha gesehen.

Tina war verwirrt. Sie beobachtete, wie Marani einige Tränen durch das Gesicht liefen.

»Was ist los, Marani?«, sprach sie ihn an: »Erzähl schon, was hast du gesehen?«

Marani hob langsam seinen Kopf. »Tina, die beiden wissen... Sie wissen tatsächlich, wovon sie sprechen. Sie sind nicht von hier. Sie...sie sind anders...ganz anders, verstehst du?«, stammelte er vor sich hin.

Tinas fragender Blick wechselte von einer Person im Raum, zur nächsten. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Was ist hier eigentlich los?«, fragte sie weiter. Man konnte deutlich die Angst in ihrer Stimme hören.

Die letzten Stunden waren viel für sie. Zuerst war da die Geschichte mit Gabriel, dann der viele Terror, nun diese beiden seltsamen Frauen.

»Tina, unsere beiden Damen hier, sie haben etwas mit den Angreifern zu tun. Marsha hat mir

Dinge gezeigt, die so unfassbar sind, dass ich sie kaum begreifen kann. Wir sind alle so unglaublich dumm. Die Menschen, du und ich, wir alle, wir haben uns geirrt. Wir sind dumm. In allem haben wir uns geirrt.«, antwortete Marani ihr aufgeregt.

»Was? Worin haben wir uns geirrt? Memba und Marsha sind auch P33?«, hinterfragte Tina erschrocken und sah alle im Raum ziemlich verwirrt an.

»Nein, wir sind nicht eure Feinde. Im Gegenteil, wir sind hier, um euch zu helfen.«, sagte Memba und lächelte Tina an, um sie wieder zu beruhigen.

»Ja, aber wer oder was seid ihr?« Tina begann allmählich, sich auf zu regen.

»Wir sind Xyrale. Es gibt viele parallele Welten mit vielen Gesellschaften. Unsere Aufgabe ist es, für Ordnung zwischen den Welten zu sorgen. Wir sind so eine Art Polizei, verstehst du?«, erklärte Memba.

»Das mag sein. Doch euch geht es nur um das Xyralum. Ich habe es in Marshas Kopf gesehen. Dieses Zeug ist allen so sehr wichtig. Was ist es? Wozu dient es? Warum ist es für P33 so wichtig?«, mischte sich Marani aufgebracht ein.

»Setzen wir uns erst einmal wieder an den Tisch, bevor unser Essen ganz kalt geworden ist.«, meinte Marsha und nahm sich noch etwas von dem Hähnchen. Sie wollte die ganze Situation beruhigen.

»Ich habe ohnehin keinen Hunger mehr.«, gab Marani zurück, setzte sich aber dann auch wieder an den Tisch.

»Das Xyralum ist der Stoff, der alles zusammenhält und das Reisen zwischen den Welten ermöglicht. Doch nicht alle Gesellschaften wissen von ihm. Von dem Xyralum zu wissen und seine Existenz zu begreifen, das setzt eine gewisse Bereitschaft für dieses Wissen voraus. Ihr Menschen hier in Terra habt diese Bereitschaft noch nicht. Die Welten um uns herum, sie nennt man Erdäen. Wir befinden uns im Erdäum Terra. Nur wenig Menschen in Terra können mit dem Wissen um das Xyralum umgehen.«, gab Marsha eine recht drastische Kurzeinweisung.

»Wir hier auf Terra sind also noch zu unterentwickelt? Das ist wirklich ganz klasse.«, warf Tina zynisch ein.

»So darf man das nicht sehen. Übrigens heisst es immer in Terra. Diese Welten sind keine anderen Planeten, sondern parallele Welten. Davon gibt es unzählige und alle unterscheiden sich. Manche sind fast eine exakte Kopie von Terra, andere sind jedoch völlig anders, basieren aber dennoch auf der gleichen Basis. Alles hängt von einander ab und ist miteinander verbunden. Das Xyralum trennt und verbindet gleichermassen. Man kann es nicht schmecken oder riechen. Es ist überall, doch in unterschiedlicher Konzentration vorhanden. An Orten mit hoher Konzentration sind sich die Welten nahe. Sensible Menschen können sie dort erfühlen. Sie sind alle da, die Erdäen, alle auf einmal, und sie zu erfahren, das ist alles nur eine Frage des Bewusstseins. Ihre Existenz zu begreifen bedeutet vor allem, diese Erfahrung zuzulassen. Viele Menschen Terras lassen es nicht zu. Sie sind einfach noch nicht bereit für diese Erfahrungen. Doch andere Gesellschaften anderer Erdäen, sie leben mit dieser Erfahrung. Eine dieser Gesellschaften ist P33.

P33 will euch das Xyralum Terras rauben.«, erkläre Marsha weiter.

Tinas Gesicht hellte sich etwas auf. »Jetzt fange ich an, es zu verstehen. Diese P33 wollen uns unsere Zukunft rauben.«, meinte sie.

»Fast so könnte man es sehen. Ohne genügend Xyralum wird den Menschen Terras die Möglichkeit genommen, sich normal weiter zu entwickeln. Selbst einfachste Probleme des Erdäums können nicht mehr gelöst werden. Ohne das verbindende Xyralum haben die Menschen nicht mehr die Möglichkeit, das Wissen anderer Gesellschaften anderer Erdäen zu erahnen und zu erfüllen. Doch diese Sammlung von Erfahrungen und Wissen eines universellen Bewusstseins, sie ist die Basis für die Entwicklung. Ihr habt sicher schon selbst bemerkt, dass viele Probleme in Umwelt und Gesellschaft nicht mehr gelöst werden. Es fehlt euch schlicht der Schlüssel zu den privilegierten Informationen. Fremde rauben euch das Xyralum. Ihr selbst raubt euch die Fähigkeit, diese Informationen überhaupt empfangen zu können.«, erläuterte Memba.

Marani nickte zustimmend und meinte: »Ich habe es immer gewusst, dass es eine Art Weltbewusstsein gibt. Doch wenn Sensibilität und die Akzeptanz des Übersinnlichen bekämpft und belächelt werden, dann wird mir schon klar, warum wir so leicht angreifbar sind. Da fliegen wir zum Mars und zum Mond. Wir geben Milliarden von Dollars für die Raumfahrt aus, obwohl sich andere Welten gleich hier vor Ort und praktisch in unseren Köpfen befinden. Wir hätten uns nur auf unsere menschliche Natur verlassen müssen, dann wären wir heute weiter und würden sicher nicht eine so ganz und gar erbärmliche Rolle spielen. Reisen ohne Zeitverlust. Das alles wäre uns Menschen möglich.«

Marsha lächelte ihn an. »Na, nun gehe nicht so hart mit euch Menschen hier in Terra ins Gericht. Jedes Erdäum hat seine Berechtigung. Manche sind stark und weit entwickelt, andere sind jung und noch ganz unbedarft. Das Problem liegt im Gleichgewicht von allem. Wird das Gleichgewicht zwischen den Erdäen gestört, dann können Gesellschaften verdorren und eingehen, während andere zu stark werden. In jedem Erdäum gibt es genau dafür Xyrale, um das Gleichgewicht zu überwachen und zu schützen. Deshalb sind Memba und ich hier bei euch. Ihr beide seid Menschen mit der ursprünglichen Veranlagung die anderen Erdäen zu erahnen zu können und privilegiertes Wissen für eure Gesellschaften zu ergründen. Das weiss P33. Daher versuchen sie euch zu töten. Sie versuchen alle Menschen mit dieser Veranlagung zu töten, um euch von den anderen Erdäen und der Fähigkeit das Xyralum zu erfüllen ganz abzuschneiden. Wir müssen das verhindern und die Menschen möglichst rasch gegen diese Bedrohung mobilisieren.«, stellte Marsha fest.

»Ja, das ist eine gute Idee. Aber die Menschen werden euch nicht glauben. Sie sind auf ihre Religionen und ihre alten Weltbilder fixiert.«, gab Tina kritisch zurück.

»Ja, aber nicht alle Menschen sind so. Wir müssen die Menschen mit der ursprünglichen Veranlagung erreichen. Solange die Schatten noch nicht alles Xyralum in Terra geerntet haben, können diese besonderen Menschen ihre Gesellschaften mit privilegierten Informationen versorgen. Damit haben wir eine winzige Chance, P33 aufzuhalten. Bei P33 handelt es sich um die Kultur der Ambalosis aus dem Erdäum Kavinisch. Sie ist hoch entwickelt und sie ist es, die den Menschen das Xyralum raubt und den ganzen Ärger hier verursacht.«, erzählte Marsha.

Tinas Aufmerksamkeit war geweckt. »Schatten?! Was für Schatten?«

Das Licht der Hoffnung

Jan hatte einige Tage im Haus der Vernunft bei Naya verbracht.

Die große Raubkatze hatte ihm sehr viele ihrer Gedanken übertragen. Aber dennoch erschien alles im Haus der Vernunft unendlich friedvoll und angenehm. Es gab an diesem Ort auch einige andere Raubkatzen.

Doch inzwischen hatte Jan erfahren, dass ihre Gestalt nur eine Interpretation seines Bewusstseins, auf ein für ihn völlig unbekanntes Reizmuster war. Jan war einfach nicht in der Lage diese unbekanntes Sinnesreize entsprechend auf zu lösen. Da es diese feinen, aber mächtigen Reize jedoch gab und sie definitiv real waren, setzte sein Bewusstsein eine Art Ersatzbild ein, das diesem Reizmuster am nächsten kam.

Ganz ähnlich waren auch viele der Phänomene um Spuk und diverse Phantome im Erdäum Terra zu erklären, vor denen sich die Menschen seit Urzeiten fürchteten. Der Fluchtgedanke vor diesen Phänomenen, er war auf die Verunsicherung zurück zu führen, die der Verstand mit diesen ihm unbekanntes Wahrnehmungen hatte. Es war ein Überlebensinstinkt, vorzugsweise die Flucht vor etwas Unbekanntem anzubieten, als vor Ort zu verweilen und es zu erforschen.

Das Haus der Vernunft und im Prinzip sogar Nayas gesamte Welt, sie basierten auf Reizen und deren Interpretationen. Aber dennoch empfand Jan alles um ihn herum, als völlig real und wirklich. Die Kultur Nayas verstand es, diese Reizmuster in hoher Geschwindigkeit auf einer Ebene zu verändert, die eine Erfahrung über das Unterbewusstsein provozierte. Auf diese Weise konnten sie ihr Erdäum nahezu grenzenlos ausdehnen und beliebig verändern, ohne seine Grenzen tatsächlich zu überschreiten.

Die vielen leuchtenden Kugel, die in grosser Anzahl als Orbs durch die Luft schwebten, sie waren eine hoch entwickelte Form der Kommunikation mittels Reizaustausch. Über sie konnten diese Wesen Jans Gedanken steuern und sein Bewusstsein manipulieren, ohne dass es ihm selbst unmittelbar bewusst war. Die Reize waren dabei so raffiniert und intelligent in den Orbs aufbereitet, dass die Erlebnisse und Erfahrungen eines ganzen Menschenlebens darin, hätten Platz finden können.

Der Kontakt mit der Kugel selbst jedoch, er hätte dazu nur den Augenblick eines Wimpernschlages benötigt. So wie man in einigen Träumen meint, ganze Jahre durchlebt zu haben, ehe man schliesslich aufwacht, nur um dann festzustellen, lediglich wenige Augenblicke geschlafen zu haben, so konnten diese Kugeln die Illusion eines ganzen Lebens zu einem winzigen Augenblick komprimieren.

Naya nannte diese Kugeln Lichter der Hoffnung.

Jan gefielen diese Orbs so sehr gut, dass er gleich der gesamten Kultur dieses Erdäums diesen Namen verlieh. Er befand sich demnach also in dem Erdäum der Kultur des Lichts der Hoffnung.

Naya war das jedoch völlig egal.

Ihr Ziel war es, Jan mit Informationen und privilegiertem Wissen zu versorgen.

Für Naya war Jan selbst ein Licht. Er war ihr Botschafter, um den niederen Erdäen den Frieden und das Licht der Hoffnung zu bringen.

So sollte Jan schliesslich eines der Lichter der Hoffnung, nach dem anderen, berühren, um sich für den Kampf gegen die Föderation zu rüsten.

Er durchlebte auf diese Weise viele Erfahrungen und ganze Leben anderer Kulturen, verlor dabei aber nur wenige Stunden. Naya liess ihn damit an der faszinierenden Tafel des allumfassenden Wissens speisen, bis Jan fast meinte, verrückt zu werden.

Die Lichter der Hoffnung waren einfach unglaubliche Gebilde. Sie wirkten stets so sehr unbedeutend und zerbrechlich. Doch sie waren in Wirklichkeit die Träger unvorstellbaren Wissens und Leidboten (Lernen durch Erleiden) höchster Güte. Jan verstand es rasch, dass er am schnellsten und am intensivsten lernte, wenn er diese gesamten Leben, die dieses Wissen nahezu wie eine Hülle umschlossen, in ihrem ganzen Schmerz und mit allen Gefühlen aufrichtig erfuhr.

Der Mensch muss sein Wissen stets erleiden, und je intensiver das Leid sein Bewusstsein berührt, desto intensiver wird sich ihm auch das Wissen offenbaren.

So wie erst die Dunkelheit dem Licht seinen wahren Wert verleiht, so öffnet das Erleiden dem Menschen die Tore zum privilegierten Wissen.

Es sind Pfade des Leidens, die zur echten Weisheit und zu privilegiertem Wissen führen. Das Licht der Hoffnung, es schaffte ihm das Leiden mühelos herbei, um das ganz grosse Wissen begreifen zu können. Sie wurden ihm zu einer quälenden Leidenschaft.

Erst als Jan mehr und mehr Kraft dafür benötigte, nicht selbst wahnsinnig zu werden und es schliesslich kaum mehr schaffte, die Leben voller Erfahrungen auseinander zu halten, da liess Naya die Lichter der Hoffnung verschwinden.

Sie wies Jan einen Raum der Ruhe zu, in dem er sich von seinen Strapazen erholen sollte. Es war ein wundervoller Raum, dessen Ausstattung keine Wünsche offen liess.

Doch hatte Jan dafür keinen Sinn.

Er hatte sich verändert.

Die vielen neuen Erfahrungen und das massive Leid, sie hallten in seinem Verstand, wie ein lautes Echo der Hölle, nach. Angst, Schmerz und Verzweiflung hatten sich tief in sein Bewusstsein gebohrt, als wären sie Dolche, die mit üblen Widerhaken versehen waren. Diese Wunden, sie mussten ausheilen. Jan war sich aber darüber im Klaren, dass er die daraus entstehenden Narben nie mehr verlieren würde.

Naya hatte ihm die privilegierten Informationen zwar für die Auseinandersetzung mit der Föderation gewährt. Doch irgendwann würde Jan einen hohen Preis dafür zahlen müssen.

Sollte die Föderation besiegt werden und sich das begehrte Gleichgewicht wieder einstellen, dann wäre er sofort selbst eine Bedrohung für das Waagumal. Alle Xyräle würden es dann sofort als ihre Aufgabe ansehen, ihn umgehend zu beseitigen, um das Waagumal zu schützen.

Selbst bei Naya und dem Licht der Hoffnung wäre dann kein Platz mehr für ihn.

Zu gross wäre die Bedrohung des Waagumals durch sein privilegiertes Wissen, als dass es auch nur noch ein Erdäum geben würde, in dem er unter kommen konnte.

So schlief Jan nur wenig.

Oft lag er einfach nur da und versuchte die quälenden Ereignisse aus den Lichtern der Hoffnung in seinem Kopf zu ordnen.

Jan weinte oft und viel.

Er dachte an Bina. Er vermisste sie. Ging es ihr gut?

Er sehnte sich nach ihrer Wärme und ihrer Liebe.

Das Leiden schien für Jan einfach kein Ende zu nehmen. Die Abgrenzungen verliefen mehr und mehr in einander und veränderten seinen Geist in eine völlig neue Richtung.

War das vielleicht Nayas eigentlicher Plan gewesen?

Wollte sie auf diese Weise vielleicht das Schicksal verändern?

Nach zwei Tagen erschien Naya bei ihm und meinte, dass nun die Zeit gekommen sei, um aufzubrechen. Die Föderation würde jeden Tag an Macht gewinnen und das Gleichgewicht damit, mehr und mehr aus den Fugen geraten.

Jan fühlte sich noch schwach. Aber er sah ein, dass er nicht mehr bleiben konnte.

Er war mit der Zielsetzung gekommen, Hilfe zu finden. Man hatte ihm geholfen.

Nun lag es an ihm, seine neuen Fähigkeiten und Erkenntnisse einzusetzen, um Schlimmeres zu vermeiden.

So verliess er schliesslich mit Naya das Haus der Vernunft und verabschiedete sich von ihr, ohne jemals ihr wahres Antlitz gesehen zu haben.

Sie war für ihn eine grosse Raubkatze und ein wundervolles Geschöpf.

Ihre Worte des Abschieds, sie fanden ausschliesslich in seinem Kopf statt.

»Jan, du musst nun gehen. Auch wenn du vieles nicht verstehst von dem, was dir die Lichter der Hoffnung gezeigt haben, so wird das offenbarte Wissen greifbar sein, wenn du es benötigst. Die Menge an Wissen im Sein, sie ist immer und überall gleich und präsent. Es ändert sich nur die Möglichkeit des Zugriffs. Wer vor einer Tür steht ohne zu wissen, dass es sich um eine Tür handelt, der wird diese auch nicht öffnen und passieren können. Mit dem erfahrenen Wissen in dir, stellen sich rasch die verschiedenen Formen der Macht ein. Mit ihnen erwirbst du die Fähigkeit, alles das zu verändern, was um dieses Wissen herum rankt. Mit der Zeit wirst du von ganz alleine lernen, alles das zu kontrollieren. Ganz sicher wirst du das schaffen, mein lieber Jan. Du bist ein Xyal.«

Jan jedoch, er hatte Angst. Er war verwirrt, und Naya spürte das.

Doch es waren unheilvolle Zeiten, so dass ihr keine andere Wahl blieb, als diesen einsamen Xyal in den Krieg zu schicken.

Doch wer war Jan in diesem Erdäum?

War er selbst auch nur eine Projektion seines eigenen Bewusstseins?

Das alles blieb dem alten Mann verborgen.

So stand er vor dieser seltsamen Kreatur in einer traumhaften Wunderwelt, die allmählich vor seinen müden Augen verblasste.

Schliesslich nahm er nur noch Konturen dieser bizarren Welt wahr, bis er plötzlich wieder auf der weiten, grünen Wiese stand, von der aus, er aufgebrochen war.

Fast meinte Jan schon, dieses bizarre Erlebnis und die sanfte Naya, sie waren wohl nicht mehr, als nur ein Traum.

Doch rasch spürte er wieder das noch heisse und dampfende Blei auf dem Boot seines Verstandes. Es war noch ganz schwitzig, und dieses bleierne, neue Wissen, es schmerzte ihn sehr. Es kostet ihn unglaublich viel Kraft, nicht einfach nur wieder tief in seine Gedanken zu versinken, um das Erfahrene mit Akribie zu ordnen. Denn nur die Ordnung und das Sortieren verschaffte ihm eine gewisse Erleichterung.

Nein, Jan durfte einfach hier nicht weiter verweilen.

Er hatte einen klaren Auftrag.

So blickte er sich um und erkannte in einiger Entfernung, ein fast schon winziges Licht der Hoffnung. Es schwebte über dem grünen Gras und schien auf offenbar ihn zu warten.

Jan zögerte nicht.

Er lief auf die leuchtende Sphäre zu und spürte ganz deutlich ihre Energie.

Plötzlich brach er aus der grünen Welt aus und fand sich direkt in dem Licht der Hoffnung wieder. Mit einer unglaublichen Kraft wurde sein Verstand regelrecht in den Nebel der zahllosen Erdäen hinaus geschleudert.

Jan wurde sofort wieder übel.

Er war also wieder unterwegs und auf Reisen.

Doch in welches Erdäum der Xyral nun geschleudert wurde, das wusste er nicht. Wenn Jan Pech hatte, so würde ihn das Licht der Hoffnung direkt vor die Füße der gefährlichen Föderation werfen. Doch genau das, das wollte er sich überhaupt nicht vorstellen.

In ihm war der Drang nach Frieden und Ruhe unbeschreiblich gross.

Dieser Krieg und diese Feindseligkeiten, sie hatten in seinem Herzen keinen Platz.

Jan war verärgert, nahezu richtig wütend.

Doch eine Empfindung in ihm war stärker, als alles andere. Es war das Gefühl der Sehnsucht nach Bina. Diese Sehnsucht raubte ihm fast den Atem und brannte in seinem Brustkorb. Er musste zu ihr zurückkehren. Das war er dieser wunderbaren Frau, aber auch sich selbst, schuldig.

Esgana Cão

Als der Morgen in Berlin anbrach, war es Memba, die zuerst erwachte.

Neben ihr lag Marani und schlief noch fest.

Da es nicht sonderlich dunkel im Zimmer war, konnte sie ihn recht gut neben sich erkennen. Sie beobachtete den schlafenden Mann eine Weile.

Er gefiel ihr ausgesprochen gut.

Hier in Terra, da sah sie zwar auch ganz gut aus, war aber bereits eine Frau in reifem Alter.

Wären sie noch in Karakum gewesen, dann hätte Marani sicher nicht gezögert, sie eifrig zu umwerben. Doch das waren sie leider nicht. So lag sie nun neben ihm und sah den Mann einfach nur an. Sie wollte ihn eigentlich gestern schon verführen. Doch er hatte sie kaum beachtet. Dabei würde sie gerne mit ihm schlafen und ihn tief in sich spüren.

Vorsicht liess sie ihre Hand unter seine Bettdecke gleiten.

Er hatte nur seine weiten Shorts an. Ohne ihren Blick von ihm zu lassen, streichelte sie vorsichtig über den Stoff. Ihre Finger spüren sein Geschlecht.

Sie liess ihre Finger eine Weile dort liegen, wanderten dann aber mutig weiter zu seinen Oberschenkeln. Sie waren warm und weich.

Memba spürte ein deutliches Verlangen nach mehr.

Gerne würde sie mit ihren Lippen seinen noch schlafenden Körper erforschen.

Doch das war ihr verboten. Noch war es das.

Plötzlich raunte Marani etwas im Schlaf.

Blitzartig zog Memba ihre Hand zurück.

Ihre Augen glänzten, als hätte man sie gerade dabei erwischt, eine verbotene Praline gestohlen zu haben.

Durch die hektische Bewegung gestört, erwachte Marani und schlug seine Augen auf.
Er sah Memba direkt in das Gesicht.

»Was ist?! Ist irgend etwas?«, fragte er sie und sah sie schlaftrunken und verwirrt an.

»Nein, nein, es ist nichts. Ich wolle dich nur wecken. Wir müssen uns fertig machen.«, stotterte Memba unsicher.

»Aber es ist doch noch so früh. Was treibt dich nur so zeitig schon an?«, nörgelte Marani müde.

»Wir wollen Marshas Hund abholen. Püppi bedeutet Sicherheit gegen die Umbrae Mortis. Danach wollen wir noch einmal zu der Forschungseinrichtung gehen. Wir müssen heraus finden, was die Ambalosis tatsächlich hier vorhaben. Sie sind mit der offenen Erstürmung ein ziemlich hohes Risiko eingegangen. Das muss einen guten Grund haben.«

Memba warf ihre Bettdecke zur Seite und stand auf.

Sie war nur mit einem dünnen Hemd bedeckt. Marani konnte deutlich ihre nackten Rundungen und ihre Scham unter dem Hemd erkennen.

Er musste sich räuspern.

Memba war sich ihrer Nacktheit natürlich vollkommen bewusst.

Marani, der alte Narr, er sollte nur sehen, was ihm entging.

Sie huschte aus dem Zimmer und begab sich unter die Dusche.

Als sie danach wieder im Zimmer ankam, war Marani bereits fertig angezogen und sah aufmerksam zum Fenster hinaus.

Memba zog sich an, bemerkte dabei aber, wie er immer wieder versuchte, einen Blick auf ihre Brüste zu erhaschen.

Er war also doch so eine Art Mann, dachte sich Memba und lächelte ihn frech an.

Es klopfte an der Tür. Marsha und Tina standen davor.

Marani hatte beide geweckt, als Memba unter der Dusche gewesen war.

Das seltsame Quartett gönnte sich nur etwas Zeit für einen starken Kaffee und machte sich dann sogleich auf den Weg, um Püppi abzuholen.

Die gegenseitige Begrüßung von Marsha und Püppi war ausgesprochen intensiv. Sie fiel für Marshas Gesicht ziemlich feucht aus.

Als Tina und Marani Püppi das erste Mal sahen, erschrakten sie nicht wenig.

Er war ein ziemlich grosser Hund. Zudem wirkte Püppi trotz seiner niedlichen Schlappohren ziemlich grimmig und grau.

Dann kehrte die kleine Gruppe mit großem Hund zu der Forschungseinrichtung zurück.

Aus einiger Entfernung beobachteten sie unauffällig das Treiben vor dem Tor.

Es war kein Feuer oder Rauch mehr zu sehen. Nur wenige Menschen waren zu erkennen.

»Wenn wir mehr erfahren wollen, dann werden wir wohl in das Forschungszentrum hinein müssen.«, bemerkte Memba leise.

Marani und Tina waren über diesen Gedanken nicht wirklich erfreut. Immerhin hatte es sie einige

Mühe gekostet, dort lebend heraus zu kommen.
Memba bemerkte das zögerliche Verhalten der beiden.

»Zumindest sollten wir versuchen, ein ganzes Stück näher heran zu gelangen. Wir können von hier so gut wie nichts dort unten einsehen.«, kam sie den beiden entgegen.

Marsha pflichtete ihr bei. Sie wollten sich am Rand des kleinen Waldes nahe an das Grundstück heran schleichen. Vielleicht würde ihnen von dort sogar ein Blick über die Mauer gelingen. Doch Marani gab sogleich zu Bedenken, dass es vor der Übernahme der Einrichtung durch die Invasoren der Ambalosis eine Menge Überwachungskameras und eine aufmerksame Wachmannschaft gab. Die beiden Xyräle hofften nun, dass durch die feindliche Übernahme der Anlage, einige dieser Kameras zerstört waren. Doch es gab keinen anderen Weg, sie mussten einfach erfahren, was dort in der Anlage vor sich ging.

Anfangs kamen sie auch wirklich gut voran. Auch waren keine aktiven Kameras zu erkennen. Durch einen kleinen Riss in einer der Betonmauern, konnte Marsha fast den gesamten Vorplatz zur Anlage einsehen.

Dort standen einige Fahrzeuge. Ebenso konnte sie einige Schatten auf dem hellen Betonboden erkennen, zu denen Objekt und Licht als Bezug fehlten.

»Sie haben Umbrae Mortis dabei.«, flüsterte sie den anderen zu.

Tina sah Memba an. Ihr Gesichtsausdruck war besorgt.
Sie hasste diese Schattenwesen.

Memba sprach einige Laute zu Püppi, der ihr genau zuhörte und offenbar auch antwortete.

»Das ist faszinierend. Diese Xyräle, sie können offenbar tatsächlich mit Hunden sprechen.«, meinte Marani erstaunt.

Püppi sass derweil nicht mehr, sondern stand auf seinen vier Beinen und war plötzlich höchst aufmerksam. Er war angespannt.

Marsha beobachtete in der Zwischenzeit weiter das Treiben auf dem Vorplatz. Das Tor zur unterirdischen Anlage, es schob sich langsam und behäbig auf. Es kamen einige Menschen heraus. Offenbar waren es ambalosische Agenten. Ihnen folgten etwa 1,40 Meter grosse, humanoide Gestalten mit einer unnatürlich bleichen Haut. Diese Gestalten unterhielten sich seltsam lallend.

Marsha war entsetzt.
Vor lauter Schreck wäre sie fast nach hinten, auf den Boden gefallen.

»Memba, die Schatten dort hinten auf dem Vorplatz, sie..., sie sind nur Transportmittel. Transportmittel, verstehst du...?«, zischte die junge Frau Memba an.
Ihre Augen waren vor Schreck weit aufgerissen.

Memba verstand natürlich sofort, was Marsha meinte.

Jeder Xyral kannte die alten Legenden über schreckliche Wesen, die mit Hilfe der Schatten, tatsächlich zwischen den Erdäen reisen konnten.

»Esgana Cães? Wirklich? Du hast sie gesehen? Ich dachte immer, sie wären nur ein alter Aberglaube.«, gab Memba zurück.

»Nein, dort sind sie. Ich habe einige von ihnen mit eigenen Augen gesehen. Sie sehen genauso aus, wie man sie in den Geschichten immer beschrieben hatte. Memba, was sollen wir jetzt nur machen? Püppi ist in Gefahr!«

Das Marsha offenbar eine ungünstige Entdeckung gemacht hatte, das war Tina und Marani natürlich nicht verborgen geblieben. Sie baten Marsha, doch bitte endlich auch eingeweiht zu werden, was es denn nun mit diesen seltsamen Wesen auf sich hatte.

»Die natürlichen Feinde der Umbrae Mortis sind Hunde. Hunde hassen diese Schattenwesen und stellen ihnen jederzeit und überall nach. Die ambalosischen Agenten nutzen die Schatten für das Abweiden von Xyralum in Terra. Sie bringen Unmengen an Umbrae Mortis in dieses Erdäum. Offenbar mögen die Menschen Terras jedoch Hunde sehr gerne um sich haben, so dass sehr viele Hunde in diesem Erdäum leben. Es gibt in den alten Geschichten der Xyräle Hinweise auf Wesen, die eine Art Symbiose mit den Umbrae Mortis eingegangen sind. Diese Wesen werden Esgana Cão oder Hundewürger genannt. Die Schatten lassen die Hundewürger mit durch die Erdäen reisen. Sie tolerieren sie, weil diese Wesen sich auf die Jagd von Hunden spezialisiert haben. Die Hundewürger ernähren sich von Hunden. Immer wenn sich Hunde den Schatten nähern, treten diese Kreaturen vom Schatten, in das Licht und fallen gnadenlos über die Hunde her.«

Mit ungläubigem Gesichtsausdruck hörten Tina und Marani den Ausführungen von Marsha zu. Marani wälzte sich vorsichtig an den Spalt in der Mauer heran und blickt hindurch. Er wollte sich diese ominösen Hundewürger selbst einmal sehen.

Dort standen tatsächlich diese kleinen, extrem blassen Menschen auf dem Vorplatz. Sie erschienen ihm etwas dicklich und hatten leicht vorstehende Unterkiefer. Ein säuerlicher Geruch hing zudem in der Luft.

»An diesem Geruch kann man sie ganz gut erkennen, Marani. Die Esgana Cãos haben unglaublich spitze, nach hinten gebogene Zähne und können ihren Unterkiefer aushaken, so wie man es von den Schlangen auch kennt. Ihre Unterkiefer sind fast gummiartig. Daher lallen sie beim Sprechen derart auffällig. Haben sie erst einmal einen Hund erblickt, so fallen sie augenblicklich über ihn her. Sind es kleinere Hunde, auf die sie es abgesehen haben, dann haken sie einfach ihren Unterkiefer aus. Danach blähen sie ihren Hals mit Luft auf und verschlucken die Hunde komplett mit allem, mit Haut, Fell und Knochen. Bei grossen Hunden gehen sie jedoch etwas anders vor. Sie fallen sie an und schlagen ihre Zähne blitzschnell in die leicht verletzbaren Hundekehlen, um diese brutal aus dem Hals heraus zu reißen. Es umgibt diese Würger stets ein unangenehm saurer Geruch. Ihre Verdauung erfordert es, dass sie von Zeit zu Zeit die unverdaulichen Überreste der Hunde hervor würgen und diese erbrechen. So jedenfalls hat man es mir vor Jahren einmal erzählt.«, berichtete Marsha weiter.

»Auch wenn sie Hunde bevorzugen, so sollten sich jedoch auch Menschen vor ihnen in Acht

nehmen. Sie verschlingen hin und wieder gerne auch kleine Kinder, wenn sie sehr ausgehungert sind. Ein einziger, kleiner Biss von so einem Hundewürger kann auch für Menschen durchaus auch tödlich sein, da er fast immer das Blut seines Opfers vergiftet. Die Umbrae Mortis sind für sie eine perfekte Tarnung. Sie treten aus dem Schatten heraus und schlagen einfach blitzschnell und extrem brutal zu. Die Hunde haben fast überhaupt keine Chance.«, warnte Memba.

»Das sind ja richtig niedliche Kerlchen.«, knurrte Marani zynisch vor sich hin, während er weiter das Treiben auf dem Vorplatz beobachtete.

»Was sollen wir nun tun? Die Hundewürger werden Püppi rasch wittern. Er wird unsere Anwesenheit verraten. Wir bringen ihn, als auch uns in Gefahr.«, meinte Memba.

»Vorsicht... Ruhe, sie kommen näher.«, flüsterte ihnen Marani zu.

»Wir müssen verschwinden und zwar schnell.«, sagte Marsha und flüsterte Püppi etwas zu.

Der Hund reagierte nervös.

Sofort brach der Vierbeiner auf, um im nahen Waldstück zu verschwinden.

Doch kaum war er los gerannt, hörte man jenseits der Mauer einen lauten, quälend schrillen Schrei.

Die kleine Gruppe erschrak.

Man hatte Püppi offenbar bemerkt.

Sofort lief die kleine Gruppe dem Hund nach, um ebenfalls in den Wald zu fliehen. Doch auf halbem Weg beobachteten sie, wie aus einigen Schatten des Waldes weitere Hundewürger in das Licht traten und sofort Püppi entgegen stürmten.

Offenbar hatten sich einige Umbrae Mortis zwischen den Schatten des Waldes verborgen gehalten, um die Forschungsanlage zu schützen.

Püppi schlug einige Haken, um den Hundewürgern zu entkommen.

Doch diese Kreaturen waren extrem gerissene Jäger. Trotz ihrer eher geringen Grösse und etwas üppigen Körperfülle, waren sie unglaublich schnell und endig.

Immer näher und näher kamen sie dem armen Hund.

Sie stiessen dabei immer wieder diese schrillen Laute aus.

Marsha konnte Püppi nur noch helfen, indem sie die Kraft des Xyralums einsetzte. Doch dann würde sie sich den Schatten als Xyral zu erkennen geben und war selbst in Lebensgefahr. Sollte sie nun einfach dabei zusehen, wie Püppi von diesen Monstern zerfleischt wurde? Nein, das wollte und das konnte sie auch nicht.

So stoppte Marsha sofort ihre Flucht und konzentrierte sich auf das Xyralum der Umgebung.

Auch Tina und Marani brachen ihre Flucht ab, als sie erkannten, dass Marsha etwas gegen den Angriff unternahm. Doch hatten sie keine Ahnung, was nun wirklich geschehen würde.

Plötzlich erhob sich auf der fernen Strasse eines der dort geparkten Autos in die Luft.

Es näherte sich den Hundewürgern rasch.

Gerade als sich der erste Hundewürger auf Püppi stürzen wollte, krachte der Wagen auf zwei der

gefährlichen Angreifer und begrub diese unter sich.

Weitere Hundewürger folgten nach.

Marsha bewegte mit Hilfe des Xyalums, das inzwischen deutlich angeschlagene Auto erneut in die Höhe. Sie liess den Wagen wild auf der verlassenen Weide herum wirbeln, als wäre das Fahrzeug eine Art Keule aus Blech. Sie erschlug auf diese Weise immer wieder einige der Angreifer. Doch bei jedem weiteren Schlag verlor der Wagen einige Fahrzeugteile, die dann kurz darauf, krachend zu Boden gingen.

Püppi nahm seine Chance wahr und hastete die Weide hinauf, um die Strasse zu erreichen. Er rannte um sein Hundeleben.

Kaum war er auf der Straße angekommen, liessen auch die letzten Hundewürger von ihm ab. Sie eilten zurück in Richtung Wald, um den Schutz der Schatten zu suchen.

Mindestens ein Dutzend von den Esgana Cães lagen, durch Marshas ungewöhnlichen Angriff erschlagen auf der Wiese, verteilt zwischen einigen Autoteilen.

Püppi war gerettet.

Jetzt erst liess der hübsche Xyral das völlig zerfetzte Auto achtlos auf den Boden krachen, um selbst wieder die Flucht auf zu nehmen.

Doch die garstigen Schatten, sie hatten die Anwesenheit eines Xyral und den betörenden Duft des Xyalums natürlich sofort bemerkt.

Ein schwarzes Schattenmeer kroch den Flüchtenden aus Richtung Wald und Forschungsanlage entgegen und näherte sich ihnen rasch.

Auch das Tor zum Vorhof der Forschungsanlage öffnete sich.

»Los, Marsha! Wir müssen verschwinden! Los, los, los...!«, schrie ihnen Memba zu.

Sie war nicht stehen geblieben, sondern immer weiter in Richtung Strasse geflohen.

Marani und Tina standen noch immer am Hang, als hätten sie Wurzeln geschlagen.

Sie waren zwar schon einige ungewöhnliche Naturphänomene gewöhnt. Jedoch das hier, das war auf für sie zu viel des Ungewöhnlichen.

Plötzlich waren Schüsse zu hören.

Offenbar wurden sie nun auch von ambalosischen Agenten verfolgt.

Augenblicklich waren Tina und Marani wieder bei der Sache und hasteten Marsha nach. Erst jetzt nahmen sie das schwarze Meer der Schatten wahr, das sie bereits fast erreicht hatte.

»Wir schaffen es nicht. Marsha. Wir schaffen es nicht...!«, riefen sie.

Wieder waren Schüsse zu hören.

Auf der Straße hörte man Schreie.

Offenbar war die Auseinandersetzung nun auch von anderen Menschen bemerkt worden.

In der Ferne hörte man das Gebell von Hunden.

Immer näher und näher kamen die Schatten.

Tina stürzte zu Boden.

Marani wollte ihr auf helfen.

Marsha hatte Memba fast erreicht.

Ein Schatten hatte Tina am Fuß erwischt.

Die Umbrae Mortis waren blind vor Gier. Er begann an ihrem Fuß zu saugen, obwohl sie fast völlig ohne Xyralum war. Doch der Geruch des Xyralums, er war überall, und die Gier, die ihn antrieb, sie war unermesslich.

Tina spürte, wie ein feiner Schmerz ihr Bein hoch kroch. Er kroch ganz langsam immer höher und breitete sich allmählich ihrem ganzen Körper aus.

Marani hob sie hoch und wollte sie erneut tragen, so wie er schon einmal getan hatte.

Doch der Schatten blieb an ihr haften.

Wieder waren Schüsse zu hören.

Marani ging zu Boden.

Schon hatte er ebenfalls einen Schatten bei sich, der sich an seiner Hand fest gesaugt hatte.

Oben von der Strasse tauchten plötzlich mit lautem Gebell einige Hunde auf, die sich, ohne zögern, auf die grosse Überzahl von Schatten stürzten.

Sofort bildete sich eine Schneise in dem Meer der Schatten.

Auch die Schatten von Marani und Tina liessen sogleich von ihren beiden Opfern ab und zogen sich etwas zurück.

Marani stand auf und wollte weiter zur Strasse fliehen.

Doch er musste erkennen, dass Tina bereits zu geschwächt war.

Der Schatten hatte schon zu lange an dem Körper der jungen Frau gesaugt.

Marani hob sie erneut hoch und trug sie keuchend den Hang hinauf.

Seine Schulter schmerzte wieder.

Er hoffte, dass sich die Wunde nicht erneut öffnete.

Marsha und Memba waren inzwischen auf der Strasse angekommen.

Hinter sich hörten Marani und Tina plötzlich das laute Geheul von Hunden.

Die Menschen auf der Strasse, sie schrien wieder vor Angst und Entsetzen.

Einige der grässlichen Hundewürger waren wieder aus den Schatten, ins Licht gewechselt, um ihre Schattenherren vor den Hunden zu schützen.

Dabei leisteten sie ganze Arbeit.

Die herbei geeilten Hunde, sie starben reihenweise.

Mit jeder der brutal heraus gerissenen Kehlen, nahm das laute Gebell der Meute ab.

Die Hunde hatten gegen die Hundewürger kaum eine Chance.

Die Schatten formierten sich neu.

Nahezu wahnsinnig vor lauter Gier nach Xyralum, näherte sich das schwarze Meer aus Schatten erneut den Menschen.

Viele der entsetzten Schaulustigen auf der Strasse flohen, andere weinten, wagten aber dabei nicht, ihren Blick zu senken.

Als Marani und Tina bei den beiden Xyralen angekommen, sahen sie sich gegenseitig an. Sie hatten Tränen in den Augen und waren völlig entkräftet.

Tina war noch immer geschwächt.

Schüsse waren zwar nicht mehr zu hören. Die ambalosischen Agenten hatten sich wieder zurück gezogen, weil es zu viele Schaulustige gab.

Doch die Schatten waren offenbar nicht mehr aufzuhalten.

Sie näherten sich der Strasse und damit auch den entsetzten Menschen.
In der Ferne hörte man die Sirenen der verständigten Ordnungshüter.
Es würde sicher nicht mehr lange dauern, bevor an diesem Ort erneut die Hölle los brach. Da war sich Marsha sicher.

Plötzlich höre sie ein lautes Bellen.
Es war Püppi, der hechelnd an der Strassenecke stand.
Richtig, der Hund hatte recht. Sie mussten rasch fliehen.
Die Anwesenheit eines erfahrenen Hundes und den Xyralen, sie war einfach zu gefährlich an diesem Ort. Es war zu früh, für eine grosse Schlacht.

Sie waren einfach unvorbereitet, noch zu schwach und nicht organisiert.
Es war daher nur vernünftig, sich jetzt schnellstens aus dem Staub zu machen.

So gab Marsha den anderen der kleinen Gruppe ein Handzeichen, ihr zu folgen und rannte zu Püppi, ohne sich weiter um zu sehen.
Es hatten sich inzwischen viele ziemlich aufgebrachte Menschen an diesem Ort versammelt.
Nicht sehr schwer war es unter diesen Bedingungen für die kleine Gruppe, unentdeckt zu verschwinden.
Sie hasteten fort, in Richtung ihrer Unterkunft.
Die Gruppe musste genug Distanz zu den Schatten aufbauen, damit diese das Xyralum der Xyrale nicht mehr wahrnehmen konnten.
Auch haftete der Geruch an Tina und Marani, da sie dem Xyralum einige Zeit unmittelbar ausgesetzt waren.

Als sie in dem kleinen Hotel ankamen, mussten sie zunächst einmal den Gastwirt davon überzeugen, dass Püppi überhaupt in dem Gasthaus erlaubt war.
Erst als Marani dem Wirt einen Hunderter zu steckte, schien dieser mit dem Hundegast einverstanden zu sein. Aber nur so lange, wie dieser keine anderen Gäste stören würde.
Das war keine leichte Anforderung, bedachte man, dass Püppi ziemlich gross war.

Alle seufzten erleichtert, als sie schliesslich oben im Hotelzimmer angekommen waren und die Tür endlich hinter ihnen geschlossen war.

»Wir müssen sehr aufpassen. Die ambalosischen Agenten wissen nun, dass Xyrale in der Nähe sind. Sie werden nach uns suchen.«, meinte Memba.

»Ja, wir müssen unbedingt eine Art Wache einteilen. Auch sollten wir spätestens morgen eine neue Unterkunft suchen. Etwas, das sicherer ist. Wir brauchen zudem Hilfe. Die Sache hier, sie ist einfach zu groß für uns alleine. Offenbar richten sie hier in Berlin eine große Operationsbasis ein.«, pflichtete Marsha ihr bei und wirkte deutlich aufgeregt.

Sie schaltete den kleinen Fernseher ein und meinte: »Vielleicht berichten sie etwas über den Vorfall. Wir müssen wissen, was dort weiter geschehen ist und wie die Öffentlichkeit mit diesem Ereignis umgeht. Es wird den ambalosischen Agenten überhaupt nicht gefallen, dass sie auf einmal so viele Zeugen in Terra haben. Also hat unsere Aufklärungsaktion doch zumindest etwas Gutes gebracht. Sie müssen nun vorsichtiger sein und kommen mit ihrer Invasion und Ausbeute in diesem Land nicht mehr so schnell voran.«

Im Fernsehen wurde zunächst kein Beitrag über die Vorfälle gebracht.

Memba hatte die erste Wache übernommen und stand am Fenster, um die Strasse vor der Gastwirtschaft zu beobachten.

Tina kümmerte sich um Maranis Schulter.

Memba sah dabei immer wieder kurz zu den beiden hinüber.

Offenbar war sie ein wenig eifersüchtig.

»Die Wunde hat sich nicht wieder geöffnet. Aber du musst besser aufpassen Marani. Eine Infektion hat man sich schnell eingefangen.«, teilte Tina ihrem Patienten mit.

Dann kam ein Sonderbericht im Fernsehen.

Man berichtete über Verletzte in Berlin. Ein ungewöhnliches Naturphänomen war in der Nähe einer Forschungseinrichtung für Agrarforschung in Berlin beobachtet worden, bei dem einige Anwohner verletzt worden waren. Es würde allerdings keine Gefahr mehr bestehen. Dann wurde ein Mann befragt, den Tina und Marani nur zu gut kannten. Es war tatsächlich der kleine Professor, der den Zuschauern versicherte, dass doch alles in Ordnung wäre und die Naturphänomene nichts mit den Forschungsarbeiten in dem Institut zu tun hatten. Man würde lediglich neue Düngersorten für die Landwirtschaft erforschen. Das sei ein stark nachgefragter Wachstumsmarkt, so meinte er jedenfalls. Alles sei ganz harmlos. Mit einem lächelnden Gesicht des kleinen Professors im Abspann, wurde der Bericht dann auch schon wieder aus geblendet.

Tina und Marani sahen sich erstaunt an.

Unglaublich.

»Kennt ihr den Typen?«, fragte Memba.

»Ja, das tun wir in der Tat. Es ist unser ehemaliger Boss. Er ist der Leiter unserer Antiterrorgruppe im Kampf gegen diese Invasion. Er war es, der uns angeworben hatte.«, antwortete Marani mürrisch und sah Memba dabei an. Das blanke Entsetzten war in seinen Augen deutlich zu erkennen.

»Offenbar hat er die Seiten gewechselt, euer lieber Boss. Dieser Mann, er ist ein Xyral. Er leitet die ambalosischen Agenten an. Wahrscheinlich ist er für die Invasion sogar verantwortlich, dieser miese Kerl.«, schnaubte Marsha wütend dazwischen.

Püppi lag auf dem kleinen Teppich vor der Zimmertür und schlief. Allerdings schliefen Hunde nur selten so richtig tief und fest. Mit einem Ohr war so ein Hund stets bei der Sache und hörte auf alle ungewöhnlichen Geräusche. Damit stellte er fast schon eine echte zweite Wache auf Posten dar. Püppi war zudem besonders aufmerksam. Ihm steckte noch die Bedrohung durch die Hundewürger in den Knochen.

»Ja, offenbar haben die ambalosischen Agenten in Terra bereits ganze Arbeit geleistet. Sie haben die wichtigsten Posten bereits unterwandert. Wahrscheinlich werden sie bald damit beginnen, ihre ausgehungerten Schattenherden zu formieren, um sie das Xyralum Terras im großen Stil abweiden zu lassen. Daher schaffen sie auch diese Esgana Cães herbei. Sie sollen die Schattenherden gegen aufdringliche Hunde schützen. Jetzt ergibt das alles langsam einen Sinn.«, meinte Memba und beobachtete dabei aufmerksam die Strasse weiter.

Marsha nickte nur: »Wir benötigen Internet. Die restlichen Xyrale Terras, sie müssen informiert werden. Auch brauchen wir einen guten Plan. Wir sollten die Hundewürger erledigen und die Herden am Abweiden des Xyralums stören. Auch müssen wir schnell ein Mittel finden, die ambalosischen Agenten daran zu hindern, in die Menschen hinein zu reisen.«

»Ja, aber wir brauchen auch etwas Essbares. Ich sterbe vor Hunger.«, warf Tina ein und zog dabei eine missmutige Grimasse.

Sofort war Püppi hellwach, sprang auf und sah hechelnd seine Herrin Marsha an. Er war eben ein typischer Hund. Wenn es etwas zu Essen gab, es um Essen im Gespräch ging, war er immer sofort mit dabei und stets hellwach.

Alle lachten. Es war ein befreiendes Lachen.

Gut war es, endlich auch einmal wieder lachen zu können.

Memba blickte vorsichtig zu Marani, der ihren Blick erwiderte. Endlich hatte er sie bemerkt.

Marani hatte sie in der Tat bemerkt. Sie konnte es kaum fassen.

Wenn Memba lachte, dann war sie einfach noch viel hübscher, als sie es ohnehin schon war. Ihre Augen strahlten ihn nun regelrecht an. Das sie nicht mehr blutjung war, bemerkte Marani in diesem Augenblick überhaupt nicht.

Marsha brach mit Püppi umgehend auf, um einen Laptop für das Internet und etwas Essbares für die kleine Widerstandsgruppe zu organisieren. Sie wollte vor Einbruch der Dämmerung zurück im Gasthaus sein. In diesen Zeiten war es für einen Xyral in einer so feindlichen Umgebung, einfach viel zu unsicher, zumal sich auch noch einige gefährliche Hundewürger in Berlin aufhielten.

Der Nachmittag verlief ruhig. Die Nachrichten im Fernsehen berichteten kaum mehr etwas über dieses angebliche Naturphänomen. Augenzeugen wurden ebenfalls nicht gezeigt. Offenbar wurde der Vorfall hinter den Kulissen von ambalosischen Agenten heftig herunter gespielt.

Mit dem Untergehen der Sonne war Marsha tatsächlich wieder in das Gasthaus zurück gekehrt und hatte alles organisiert, was sie erledigen wollte.

In der Zwischenzeit hatte sich Tina jedoch bereits einen Schokoriegel in der Gastwirtschaft gekauft, um ihren Hunger etwas zu stillen. Die Küche jedoch, sie hatte am Nachmittag leider geschlossen.

Marsha brachte Pizza und Mineralwasser mit. Obwohl das Essen nur noch mässig warm war, fielen alle sogleich darüber her. Sie hatten alle den ganzen Tag kaum etwas gegessen. Natürlich waren sie sehr ausgehungert. Selbst Püppi bekam etwas von der Pizza ab.

Nach dem Essen versuchte Marsha Kontakt zu anderen Xyralen herzustellen. Zwar war die kleine Gruppe nun nicht mehr ausgehungert, doch fühlten sie sich nicht wohl.

Es herrschte nun ein richtiger Krieg, und das wurde ihnen mehr und mehr bewusst.

Nach einiger Zeit hatte Marsha zwei weitere Xyrale erreicht, die inzwischen auch schon von ambalosischen Agenten bedroht wurden. Es würde sicher sehr schwer werden, eine ganze Armee gegen die Invasion aufzustellen, zumal man niemanden mehr vertrauen konnte.

Als es schon spät am Abend war, nur eine Kerze brannte noch im Zimmer, hatte die kleine

Gruppe noch immer keine Idee.
Dunkel war es in dem kleinen Zimmer. Alle waren müde.

Plötzlich kam eine leuchtende Kugel durch die Wand in das Zimmer geflogen.
Diese kleine Sphäre schwebte etwa einen Meter über dem Boden.
Es war ein Licht der Hoffnung. Die Menschen Terras, sie kannten diese Lichter nur aus alten Märchen. Den beiden Xyralen waren derartige Phänomene nur aus dem Umfeld der Hexerei bekannt. Doch eine Erklärung hatten sie alle nicht.

Daher waren sie ganz aufgeregt und ihre Herzen klopften vor Angst.
War das wieder eine Teufelei der ambalosischen Agenten?

Doch wirkte dieses schwebende Licht so zart und zerbrechlich, als dass man glauben mochte, dass es etwas Böses im Sinn haben könnte.
Das Licht der Hoffnung näherte sich Marani.
Erst als sein Schein das Gesicht des Hellsehers ein wenig erhellte, hielt es schwebend inne. In Maranis Kopf formte sich eine weibliche Stimme, die aus der Ferne zu ihm drang. Zunächst verstand er nicht, was sie zu ihm sagte, doch dann wurde sie immer lauter und klarer. Die anderen im Raum, sie konnten die Stimme nicht hören. Doch an dem Gesicht von Marani war deutlich abzulesen, dass offenbar etwas mit ihm geschah.
Die drei Frauen beobachteten angespannt das Treiben.
Was sollten sie auch anderes tun?

»Gerd, bitte fürchte dich nicht. Ich bin nicht hier, um dir zu schaden. Die Menschen kennen dich als Marani, und so will auch ich dich ansprechen. Du bist in grosser Gefahr. So bin ich hier, um euch zu berichten, was es zu berichten gibt.«, verstand Marani die Stimme in seinem Kopf.

Dann schien es ihnen, als würde das Licht der Hoffnung zu allen laut sprechen, was jedoch nur eine Illusion war. Die Sphäre drang in die Köpfe aller Menschen im Zimmer ein und erklärte sich auf diese Weise allen.

Während das Licht der Hoffnung zu ihnen sprach, war es völlig still im Raum.
Nicht einmal die Kerze auf dem Tisch flackerte. Die Stimme, sie klang jedoch schwach und schien sehr entfernt. Eine weite Reise hatte das Licht der Hoffnung zurück gelegt. Zahlreich waren die Störungen und die Einflüsse zahlloser Erdäen auf seinem Weg gewesen. Doch die Sphären, sie erreichten stets ihr Ziel.

»Ihr seid alle in grosser Gefahr. Eine Föderation abtrünniger Xyrale und hoch entwickelter Erdäen versucht alles Xyralum und all die Hoffnung dieser Welt für immer an sich zu reißen. Sie sind bereits hier, und sie werden jeden Tag stärker. Um sie aufhalten zu können, muss es einen Bund zwischen Xyralen und Eingeweihten geben. Die Übersinnlichkeit und das alte Wissen um die elementaren und latent vorhandenen Kräfte des Menschen, sie müssen eine Renaissance erfahren. Führt eure Mitmenschen von der Dunkelheit des Nichtwissens hinein in das Licht der Erfahrung und Anwendung. Dieses Erdäum ist euer Erdäum. Niemand hat mehr Einfluss auf die Geschehnisse in und um Terra, als seine Menschen. Die Invasoren finden ein Erdäum der Schlafenden vor und haben leichtes Spiel. Es ist die Zeit gekommen, um die Menschen aufzuwecken und sie zu einen.«, sprach das Licht.

Marani fand als erster die Möglichkeit, dem Licht der Hoffnung zu antworten. Offenbar war die

Gabe der Hellsichtigkeit tatsächlich sehr ausgeprägt bei ihm.

»Warum sollten wir dir trauen? Wie sollen wir Millionen Menschen in kurzer Zeit erwecken? Sollten wir es uns gelingen, wie sollen die Menschen lernen, ihre Fähigkeiten zu entdecken und in kurzer Zeit zu kultivieren? Das ist doch alles Irrsinn.«, entsandte Marani seine Gedanken.

Plötzlich sahen ihn die drei Frauen ziemlich verärgert und anklagend an. Da bemerkte er, dass sie seine Gedanken nicht hören konnten und wiederholte seine Fragen noch einmal laut. Die Frauen nickten zustimmend.

»Ob ihr mir trauen könnt oder nicht, diese Entscheidung kann ich euch nicht abnehmen. Doch einer der Xyrale hier im Raum kennt einen Mann mit dem Namen Jan. Dieser Mann hat uns sein bereits Vertrauen geschenkt.«, klang das Licht der Hoffnung in ihren Köpfen.

Marsha war sofort hellwach.

Jan? Was hatte Jan mit der ganzen Sache zu tun?

Eigentlich sollte er sich in seiner Kellerwohnung selbst bemitleiden oder leere Flaschen aus dem Müll suchen. Marsha war erstaunt.

»Ihr habt alle Möglichkeiten bei euch, diese Aufgaben zu erfüllen. Die Herrschaft Terras, sie liegt in euren Händen. Noch liegt sie dort. Damit das so bleibt, müsst ihr schnell handeln. Jene mit dem Namen Tina unter euch, sie hat eine Fähigkeit, um alle Menschen dieses Erdäums zu erreichen. Sie kann alles Wissen und alle Erfahrungen zu den Menschen transportieren, ohne das die Schatten es erfahren. Sie lebt ein Bündnis mit dem Wasser. Schatten sind frei von Wasser. Menschen bestehen weitgehendst aus Wasser. Ihr solltet darin eine Stärke erkennen. Nutzt das Bündnis zum Wasser und die Hellsicht. Verbündet euch mit den Xyralen und Kulturen anderer Erdäen. Es sind Xyrale unter euch. Sie werden reisen können, um schneller zu sein, als die Föderation. Lasst die Menschen den alten Pfad neu für sich entdecken. Nur über den alten Pfad werden wir eine Chance haben, die Föderation in ihre Schranken zu weisen.«

Das Licht der Hoffnung wurde schwächer. Kaum noch war seine Stimme in den Köpfen der Menschen wahrzunehmen. Tina versuchte sich zu konzentrieren.

»Wie soll ich das anstellen? Noch niemals zuvor habe ich mich so weit hinaus gewagt. Das Bündnis zum Wasser, es ist mehr eine Ahnung, deren Ursprung mir völlig unbekannt ist? Was und wer ist es, das Wasser? Nur eine einfach Frau bin ich, eher unsicher und voller Fehler.«

Doch ihre Gedanken, sie waren nur für Marani zu hören, der sie traurig ansah.

Die beiden Xyrale konnten sie nicht hören.

Sie sahen Tina erwartungsvoll an.

Doch inzwischen war das Licht der Hoffnung kaum noch zu erkennen.

Ganz entfernt und leise drang seine Stimme zu Tina vor: »Du musst dir selbst vertrauen. Nur so kannst du die Heirat mit dem Wasser vollenden.«

Marani und die beiden Xyrale konnten diese letzte Botschaft schon nicht mehr wahrnehmen. Sie war nur für Tina bestimmt.

Das Licht der Hoffnung war verschwunden.

In Tinas Augen sammelten sich Tränen.
Die Verantwortung sollte nun sie tragen?!
Sie war verzweifelt und voller Angst. In ihrer Brust pochte das Herz, und es fühlte sich unangenehm an. Sie sollte das Wasser heiraten.
Dabei fürchtete sie sich mehr vor dem Wasser, als das sie es mochte.
Das Wasser schien zu leben, eine eigene Intelligenz und einen eigenen Willen ausgeprägt zu haben. Tina war dieser Kraft nicht gewachsen.
Das ganze Erdäum Terra, es bestand überwiegend aus Wasser. Alle Lebewesen lebten überwiegend durch und mit dem Wasser, und sie waren selbst, auch aus ihm. Auch die Luft, welche die Lebewesen dieser Welt atmeten, sie war angereichert mit Feuchtigkeit.
Tina war doch nur eine einfache Frau?
Sie war nicht besonders kräftig, nicht wirklich mutig, und sie hatte auch nur einen einfachen Schulabschluss.
Memba kam näher und nahm Tina vorsichtig in ihre Arme, um sie zu trösten.

»Aber, aber liebe Tina. Du bist doch nicht alleine. Wir alle hier sind bei dir, um dir zu helfen. Das Licht schien viel über uns und den Konflikt zu wissen. Es wird nicht sein Vertrauen in uns und vor allem auch dich setzen, wenn du nicht auch in der Lage wärst, diese Aufgabe zu bewältigen. Immerhin hängt viel davon ab. Wir alle zusammen werden das schaffen. Es ist zur Zeit unsere einzige Spur in Richtung einer Lösung.«, meinte Memba.

Marsha nickte zustimmend. »Richtig, Memba, das Licht, es wusste von Jan. Auch wenn dieser alte Xyral zur Zeit in Selbstmitleid versinkt und sich hängen lässt, so kenne ich ihn gut genug, um ihm zu vertrauen. Jan ist geheimnisvoll. Er war einer der mächtigsten Xyrale seiner Zeit. Auch wenn er nun eher alt und ohne kindliche Phantasie ist, um noch das Xyralum kontrollieren zu können, so verfügt er über eine Menge Wissen und Erfahrung. Vielleicht hat er das Licht geschickt. Wir sollten versuchen, den vorgeschlagenen Weg zu gehen. Erst kürzlich war ich bei ihm, um ihn um Hilfe zu bitten. Vielleicht hat sich Jan inzwischen besonnen und versucht uns auf diese Weise zu helfen. Ist doch möglich, oder?«

»Wo ist er dieser Jan, wenn er so ein edler Kerl ist? Das wird seine Welt von fremden Mächten erobert und er schickt flüsternde Lichter, die alles nur noch komplizierter erscheinen lassen.«, spottete Marani.

Püppi lag vor der Tür, streckte sich und gähnte.
Der Hund hatte auf das Licht der Hoffnung überhaupt nicht reagiert.
Für Marsha war das ein ziemlich sicheres Zeichen, dass diese ominöse Lichtkugel keine schlechten Absichten gehegt hatte.
Sie sah Memba fragend an. Doch sie war unsicher.
Immer wieder blickte sie zum Fenster hinaus, obwohl eigentlich Marani Wache halten sollte.

»Bitte streitet nicht. Es ist meine eigene Entscheidung. Ich muss mich dazu entschließen, dem Wasser zu vertrauen und mich mit ihm zu vereinen. Ihr habt alle keine Ahnung von der Macht und den Möglichkeiten, die dieses Element in sich trägt. Alle Erfahrungen aus der gesamten Vergangenheit der Menschheit dieser Welt sind in ihm verborgen und abrufbar. Das Wasser ist einer der Götter dieser Welt. Es hat die Macht alles zu zerstören, neues Leben zu ermöglichen oder es zu unterbinden. Ich muss einen Weg zu ihm finden, um es dazu zu bewegen, uns zu

helfen. Es ist etwas ganz anderes, Wasser zum Kochen zu bringen, als mit ihm ein starkes Bündnis einzugehen. Was habe ich ihm schon anzubieten?«, offenbarte sich Tina der Runde.

»Du hast recht, mein Kleines. Wir müssen Risiken eingehen, um diese Invasion aufzuhalten. Es ist Krieg. Der Feind ist stark und skrupellos. Wir sollten es zumindest versuchen.«, meinte Memba.

Marani sah sie an.

Ihm fielen ihre makellosen, vollen Lippen auf.

Vielleicht lag es am Kerzenlicht?

Immer mehr hatte er Blicke für die Schönheit Membas.

»Wie sollen wir nun weiter vorgehen? Was können wir tun, um dir zu helfen, mit dem Wasser Kontakt aufzunehmen?«, wollte Marsha wissen.

»Eigentlich müsst ihr nichts tun. Ich muss nur hinaus an einen Ort, den man nicht sogleich einblicken kann. Überall ist Wasser. Wenn es mit mir verhandeln möchte, dann wird es verhandeln. Möchte es mich töten, dann wird es mich töten. Beliegt es ihm, alle Menschen dieser Welt zu vernichten, dann wird es dieses umsetzen, ohne einen weiteren Augenblick Zeit zu verlieren.«, erklärte Tina.

Sie sah dabei nicht wirklich glücklich aus. Ihre Hände zitterten.

Sie fürchtete sich und ihre Augen waren inzwischen rot vom Weinen.

Auch Marsha fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, eine derart machtvolle Urgewalt überhaupt mit in ihre Pläne ein zu beziehen. Doch versuchte sie, es sich nicht anmerken zu lassen.

Marani hielt von allem ohnehin nicht viel. Alles schien so unwirklich zu sein, wäre da nicht der Schmerz seiner verwundeten Schulter. Sie schmerzte bei einer ungünstigen Bewegung immer wieder einmal.

»Dann lasst uns aufbrechen. Wir gehen in den Hinterhof. Dort gibt es nur ein kleines Fenster zur Küche dieser Gastwirtschaft. Auch können wir die Zugänge gut kontrollieren. Wir sollten die Umbrae Mortis und die ambalosischen Agenten nicht unterschätzen.«, meinte Marsha und sah in die Runde.

An dem Tonfall konnte Püppi hören, dass die Gruppe nun wohl aufbrechen wollte.

Er stand auf und streckte sich.

Marsha verständigte sich mit ihm auf Hundearart.

Püppi zog daraufhin ängstlich seinen Schwanz ein und setzte sich ungewöhnlich brav vor die Tür.

»Offenbar bereitet ihm der Gedanke an dieses Element ebenfalls einiges an Sorgen.«, meinte Marani leise und musste verhalten Schmunzeln.

»Das ist nicht witzig.«, fuhr ihn Memba giftig an und boxte ihn sanft in die Seite.

Die Gruppe begab sich in den Hinterhof und vermied es dabei, Aufsehen zu erregen.

Es gab zwei Zugänge, die sie überwachten.

Marsha und Tina stellten sich mitten in den Hof, der von Häusern umschlossen war.

Es war dunkel. Durch das Fenster zur Küche schien etwas Licht.

Ohne dieses Licht wäre es völlig finster gewesen.
Der Himmel war leicht bedeckt. An einigen klaren Stellen am Himmel konnte man die Sterne zwischen den Wolken erkennen.
Püppi war unruhig.
Auch Memba war nervös.
Es war nicht gut, in der Dunkelheit hier herum zu stehen.
Es waren zu viele Umbrae Mortis in der Stadt. Es konnte bereits einige dieser Kreaturen hier ausharren und nur auf einen günstigen Augenblick warten, um sie anzugreifen.

»Na, dann fange doch einfach an. Ich weiss nicht, was du vor hast. Leg' einfach los.«, flüsterte Marsha Tina zu.

Die zwei Köche in der Küche hatten bisher keinerlei Notiz von ihnen genommen.
Offenbar hatten die beiden an diesem Abend viele Gäste und daher auch ganz andere Sorgen.
Tina nickte Marsha kurz zu.
Dann öffneten sie ihre beiden Hände und atmeten tief ein.
Sie schienen sich auf den Kontakt zu konzentrieren.
Marsha trat ein wenig zurück. Sie wusste nicht, was geschehen würde.
Das wusste keiner von ihnen an diesem Abend.
Plötzlich wurde die Luft um Marsha und Tina deutlich kühler. Ihr warmer Atem begann zu kondensieren. Zunächst löste er sich in der Luft auf. Doch dann war zu beobachten, dass sich ein feiner Nebel um die beiden Frauen herum bildete.
Tina nahm Kontakt auf.
Ihr Flehen und Ersuchen, es verteilte sich in die unzähligen Wassertropfen des feinen Nebels.
Trafen sich zwei Tropfen, so gaben sie die Information weiter. Auf diese Weise infizierte Tina immer mehr Wasser um sich herum, mit ihren Gedanken, ohne das auch nur ein Laut von ihr zu hören war.
Der Nebel stieg immer weiter zum Himmel hinauf und verband sich dort mit den Wolken. Doch auch Marsha spürte etwas.
Offenbar hatten die Nebeltröpfchen sich mit ihrem Schweiß verbunden und einen Kontakt zu dem Wasser ihres Körpers hergestellt.
Sie spürte auf einmal, wie ein Meer an Gefühlen in ihr gewaltige Wogen zu schlagen begann.

Wolken über dem Hinterhof verbanden sich und senkten sich allmählich.
Erste Regentropfen fielen herab.
Der Boden im Hof und die beiden Frauen, sie wurden nass.
Ganz tief hingen die Wolken nun in den Hof hinein.
Fast wie ein Arm, so erstreckte sich ein schmaler Ausläufer dieser Wolken bis zu Tina, um sie fast vollständig ein zu hüllen. Es schien fast, als würde sie von einem Finger dieser Wolke berührt werden.

Über das Wasser der Wolken und das Wasser des Nebels war die zierliche Frau mit dem Himmel und den Wesenheiten, die um sie herum waren, verbunden.
Das Wasser umschloss alles. Es war allem Lebendigen vor Ort nahe und berührte sie.
Man konnte sich dem feuchten Element kaum entziehen, da natürlich auch der feine Nebel in der Atemluft seine Menschen sicher erreichte.
Tina und Marsha waren nach kurzer Zeit, bis auf die Haut gehend, nass.
Überall schien nun Wasser zu sein und sich über ihren Köpfen wie ein Wirbel zu drehen. Ganz

langsam und behäbig drehte sich die Wolke.

Tina zeigte sich jedoch von allem zunächst ziemlich unbeeindruckt und war völlig auf ihren Kontakt konzentriert. Es lag eine eigenartige Energie in der Luft und man konnte fast meinen, es wäre eine fremde Wesenheit vor Ort. Offenbar hatte Tina die gesuchte Aufmerksamkeit des Wasser gewonnen.

Die Menschen in ihrer Nähe spürten plötzlich ganz intensiv das Leben in sich. Aufgewühltheit und tiefe Trauer lösten sich in schneller Folge ab.

Eine seltsame und kaum zu definierende Form der Verzweiflung erfasste die Gruppe. Fast schien es ihnen, als würde das Wasser sie anflehen und regelrecht um mehr Beachtung buhlen.

Doch es war doch nur Wasser.

War Wasser tatsächlich überhaupt in der Lage dazu?

In Marshas nassem Gesicht vermischten sich ihre Tränen mit dem kalten Nass.

Der Kontakt mit dem Wasser, er war unbeschreiblich.

Fast erschien es Marsha, als hätte das Wasser den Kontakt zu den Menschen regelrecht ersehnt.

Über so viele Jahre hinweg war es durch die Leitungen, Rohre und Wasserhähne gepresst worden. Die Menschen hatten es verstrahlt und achtlos mit ihrer Chemie belastet. Es hatte über eine so lange Zeit hinweg vollkommen unbeachtet, riesige Mengen an Leid, Blut und Schmutz transportieren müssen. Es war für die Menschen eben nur schnödes Wasser gewesen. Dabei war es eines der grundlegenden Elemente für alles Leben.

Es war eine Prämisse für das Leben in Terra selbst.

Wasser war tatsächlich dazu in der Lage, Mitleid zu empfinden.

Es war sogar dazu verdammt, diesen Schmerz und das Leid für alle Zeiten zu speichern und mit sich zu tragen. Es hielt unbeschreibliche Mengen an Informationen für das Leben in Terra bereit.

Doch das Leben in Terra, es war einfach nicht in der Lage gewesen, diese Informationen abzurufen und für sich nutzen.

Aber nun, an diesem eher unscheinbaren und gewöhnlichen Abend, da stand plötzlich eine zierliche Menschenfrau in einem schäbigen, schmutzigen Hinterhof einer grauen Stadt der Menschen und suchte bereitwillig Kontakt. Einfach so und ganz spontan schritt sie heraus und suchte Kontakt.

Das viele Wasser, es verursachte inzwischen ein ziemlich lautes Rauschen, das den arbeitenden Köchen in der Küche des Gasthofs natürlich nicht entging. Einer von ihnen wollte wegen dem offensichtlich schlechten Wetter, das Fenster schliessen.

Mit geöffnetem Mund blickte er jedoch nun aus dem Fenster.

Es schien fast so, als wollte er einfach nicht glauben, was er dort sah.

Er rief seinen Kollegen herbei, der ihm allerdings nicht gehorchte.

Es war einfach zu viel Arbeit an diesem Abend.

Doch das schien den Koch, der am Fenster stand und staunte, nicht zu stören.

Das ungewöhnliche Naturphänomen im Hinterhof, es hatte Besitz von ihm ergriffen. Inzwischen hatten ihn der feine Nebel und das Wasser erreicht.

Auch er schien durch die Flut der Gefühle, wie gelähmt zu sein.

Tina hielt den Kontakt aufrecht und kommunizierte auf ihre spezielle Weise eine ganze Weile mit dem Wasser.

Plötzlich begann sie zu lächeln.
Ihr Gesicht strahlte förmlich.
Sie blickte die langsam rotierende Regensäule hinauf.
Offenbar verlief ihr Versuch, eine dauerhafte Verbindung mit dem Wasser ein zu gehen, ganz gut.
Marsha jedoch, sie verlor allmählich an Kraft.
Sie stand Tina auch am nächsten.
Diese seltsame Energie, diese Flut an Emotionen und die Kälte des Wassers, alles das, es setzte ihr deutlich zu. Marsha fror und versuchte, sich langsam von der Wassersäule zu entfernen.
Sie tastete sich an der Hauswand entlang, um in den trockenen Flur zu gelangen.
Doch plötzlich und ganz unerwartet griff ihre Hand ins Leere.
Sie versuchte vergeblich, Halt in einer schwarzen Fläche an der Wand zu finden, um nicht zu stürzen. Doch diese schwarze Fläche, sie begann sich zu bewegen.
Marsha spürte, wie etwas an ihrer Hand zu saugen begann.

»Umbræ Mortis!«

Sie schrie verzweifelt um Hilfe. Doch es war durch das tosende Wasser im Hof einfach zu laut, als dass ihre Freunde die Hilferufe hören konnten.
Sie spürte, wie der Schatten mehr und mehr wertvolles Xyralum und Lebensenergie aus ihr heraus saugte. Dieses gierige und gleichmässig wiederholende Saugen, es wurde von einem brennenden Schmerz begleitet, der Marsha Tränen in die Augen trieb.
Sie begann bereits zu schwanken.
Ein zweiter Schatten, er näherte sich von oben.
Schon hatte er ihre Schulter erreicht.
Er saugte sich ebenfalls sofort fest.
Plötzlich spürte Marsha eine bleierne Müdigkeit in sich, die sich rasch in ihrem Körper ausbreitete. Sie war verzweifelt.
Doch niemand konnte ihre Hilferufe hören.
Es war einfach viel zu laut. Fast niemand konnte sie vernehmen.

Mit lautem Geheul schnellte Püppi plötzlich mutig mitten durch die rotierende Wassersäule, direkt vorbei an Tina, unmittelbar zu seiner geliebten Herrin.
Das Gehör des treuen Hundes, es war um ein Vielfaches leistungsfähiger, als das eines Menschen. Er hatte den Hilferuf seiner Herrin gehört.
Sofort fiel er, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, über die beiden Schatten an der Hauswand her.
Diese liessen augenblicklich von der jungen Frau ab und stoben regelrecht auseinander.
Sie flohen hastig die Hauswand hinauf, um dem verhassten Hund zu entkommen.
Marsha sank kraftlos zu Boden.

Tinas Aufmerksamkeit, sie war durch die Störung von Püppi geweckt.
Die Wassersäule brach in sich zusammen.
Das Wasser klatschte nun laut auf den gepflasterten Boden.
Jetzt bemerkten auch die anderen, was geschehen war und eilten herbei, um zu helfen. Doch da sank plötzlich auch Tina in sich zusammen.
Sie war ebenfalls völlig entkräftet.
Marani beeilte sich, zu ihr zu gelangen.

Püppi leckte Marsha bereits mit seiner warmen Zunge durch das nasse Gesicht.
Dann schüttelte er sich, um sein Fell trocken zu bekommen.
Die junge Frau lächelte.

»Das waren Späher. Diese miesen Kreaturen, sie sind entkommen. Sie werden wohl sogleich ihre Herren informieren.«, fluchte Memba, die inzwischen ebenfalls bei Marsha angekommen war.

Sie half dem Xyral behutsam auf die Beine.
Marshas Arm und ihre Schulter, sie fühlten sich nahezu taub an.
Dort spürte sie fast nichts mehr, was Marsha sehr verunsicherte.
Ihre Beine zitterten.
Die junge Frau war schon oft in ähnlicher Situation gewesen, und immer empfand sie dieses Gefühl der Taubheit beängstigend. Es fühlte sich an, als wäre etwas vom leibhaftigen Tod in den Körper eingedrungen.

»Wenn diese Monster nicht zu primitiv dazu sind...«, ergänzte Marsha mit unsicherer Stimme.

Der Koch stand noch immer am Fenster.
Er war inzwischen allerdings ziemlich blass um die Nase.
Auch er schien wieder zu sich gekommen zu sein.
Er schüttelte mit dem Kopf.

»Wa...wa...was war denn das? Was geht denn hier vor? Wer seid ihr?«, stammelte er halblaut vor sich hin.

Sein Kochkollege rief ihn bereits zum wiederholten Mal. Offenbar hatte er es inzwischen reichlich satt, die vielen Gäste ganz alleine zu bekochen.

»Ja, ich komme gleich! Du wirst doch wohl auch einmal ein paar Augenblicke ohne mich auskommen können!«, schrie der verwirrte Koch entnervt zurück.

»Das war nur ein etwas ungewöhnliches Gewitter. Mehr war da nicht. Also ich habe nicht mehr gesehen. Oder hat hier jemand mehr gesehen?«, meinte Marani scheinheilig zu dem Koch und hatte dabei, die vor Kälte zitternde Tina im Arm.

»Nein, ich habe auch nur einen ziemlich üblen Regen gesehen. Bei so einem Gewitter sollte man besser zu Hause bleiben. Da kann man ja wieder einmal sehen, warum die Leute so etwas empfehlen.«, bestätigte Memba genauso scheinheilig.

Marsha war inzwischen schon zurück in das Haus gegangen.
Sie wollte sich möglichst rasch trockene Kleidung anziehen.
Danach verschwanden sie alle im Haus und hofften, dass der Koch schweigen würde. Glauben würde ihm ohnehin niemand.

Als sie wieder im Zimmer angekommen waren, überschütteten sie Tina mit Fragen.

»Hat es geklappt? Konntest du etwas erreichen?«, fragte Marani.
Memba wollte wissen, was sie gefühlt hatte.

Nur Marsha schwieg und beeilte sich, wieder voll einsatzfähig zu werden.

Püppi sass vor der Tür und wirkte unruhig.

Marsha wusste, dass sie alle möglichst rasch aus dem Gasthaus verschwinden mussten.

In Kürze würde es hier vor lauter Umbrae Mortis, ambalosischen Agenten und Esgana Cães nur so wimmeln. Dieser kleine Professor, er war ein erfahrener Xyral und sicher kein Narr. Sicher würde er kein Risiko eingehen und eine Gruppe aus Xyralen und übersinnlich Begabten einfach entkommen lassen.

Tina war noch nicht fit. Ihre Lippen waren noch ganz blau vor lauter Kälte.

Sie versuchte aber dennoch die Fragen zu beantworten.

»Ja, ich hatte Kontakt, und es hat sich positiv entwickelt. Das Wasser wird mir helfen. Es hat eine große Abneigung gegen die Schatten, da es Wesenheiten sind, die ohne Wasser leben können. Sie sind ihm fremd, und es kann sie nicht kontrollieren. Das Wasser, es kann gegen die Umbrae Mortis direkt nicht viel ausrichten.«

»Das habe ich mir fast gedacht. Doch gegen die Hundewürger und die ambalosischen Agenten wird das Wasser wohl doch angehen können. Das ist doch so, oder?«, wollte Memba wissen.

Tina nickte nur und war aufgeregt.

»Das ist alles viel schwieriger, als es erscheint. Was denkt ihr euch bloss? Ja, ich habe das Wasser gefühlt. Es ist ein Teil von mir, von euch und fast allem auf der Erde, in Terra oder wie immer auch ihr es verdammt noch einmal nennen wollt.«, wurde Tina unerwartet laut.

Sofort war es still im Raum.

Alle sahen sich betroffen an.

Der zierlichen Tina liefen Tränen durch das Gesicht. Sie litt offenbar sehr unter der Erfahrung mit dem Wasser. Das Wasser hatte sie tief berührt und innerlich massiv aufgewühlt.

»Wir haben dafür jetzt keine Zeit, um zu streiten. Los, wir müssen verschwinden und zwar schnell.«, durchbrach Marsha plötzlich die Stille im Raum und öffnete dabei die Tür.

Püppi schob sich sogleich auf den schmalen Flur.

»Warte, ich packe nur noch schnell den Laptop zusammen.«, meinte Memba.

Marani nickte nur kurz, nahm Tina erneut in den Arm und ging mit ihr in den Flur.

»Ja, aber beeile dich. Wir haben keine Zeit mehr. Sie werden bald hier sein.«, gab Marsha forsch zurück.

Wenige Augenblicke später waren sie alle auf der Strasse.

Es war dunkel.

Das gefiel den beiden Xyralen in der Gruppe überhaupt nicht.

Doch sie mussten hier verschwinden. Sie konnten nicht bleiben.

Schnellen Schrittes folgte die Gruppe der Strasse, bis zur nächsten U-Bahn-Station.

Sie waren nicht so wirklich unauffällig.

Zudem war Püppi ein ziemlich grosser Hund.

Immer wieder kamen mürrische Bemerkungen von den Passanten.

In der Stadt mochten viele Menschen einfach keine Hunde.

Marsha war sich sicher, nach einer intensiven Begegnung mit einer Gruppe Hundewürgern und den Umbræ Mortis, da würden diese Leute das wohl grundlegend anders sehen.

Doch darauf wollte es die junge Frau an diesem Abend möglichst nicht ankommen lassen.

Bina in Not

Bina wusste nicht, was sie tun sollte.

Der Morgen war inzwischen heran gebrochen. Einige Vögel zwitscherten im Wald.

Die beiden unheimlichen Männer standen noch immer vor ihrem Haus und wollten den unwissenden Jan sprechen. Viel wahrscheinlicher war es jedoch, dass sie ihn nur töten wollten.

»Ich denke, wir sollten hinaus gehen und das wie Männer klären.«, meinte Naham schliesslich und sah zu seinen beiden Freunden.

Diese waren von der Idee jedoch nicht wirklich überzeugt. Immerhin schienen die beiden Männer vor Binas Haus magische Kräfte zu besitzen. Wie sonst war es zu deuten, dass man mit einer Armbrust einfach durch sie hindurch schiessen konnte, ohne sie zu verletzen? Was sollten ein paar junge Burschen aus dem Dorf schon gegen Magie ausrichten?

Naham bemerkte sogleich die unsicheren Blicke seiner Freunde und meinte: »Nun stellt euch einmal nicht so an. Immerhin sind wir in der Überzahl. Wir sollten versuchen, mit den beiden Typen zu verhandeln. Die wollen doch nur mit unserem Vergewaltiger sprechen. Vielleicht können sie ihn auch gleich mitnehmen? Schade wäre es sicher nicht um ihn.«

»Das werden sie ganz sicher nicht. Er bleibt hier. Sie wollen nicht einfach nur mit ihm sprechen. Das weißt du ganz genau, Naham. Sie wollen ihm nur Leid zufügen und ihn vielleicht sogar töten.«, mischte sich Bina ein.

Naham sah zum unwissenden Jan hinunter, der noch immer geistreich den Boden mit seinem Speichel benetzte.

»Wen stört das, Bina? Sieh dir diesen Kerl doch nur an. Diese Kreatur hat versucht, dich zu vergewaltigen. Sei doch froh, wenn sie ihn mitnehmen. Dann bist du ihn los.«

Bina stellte sich provozierend vor den unwissenden Jan.

»Naham, ich warne dich. Jeder der ihm auch nur ein Haar krümmt, wird es mit mir zu tun bekommen. Diese beiden Männer dort draussen, sie sind gefährlich. Ich weiss nicht, was sie hier wirklich wollen. Ich kenne sie nicht. Doch ich weiss, dass sie gefährlich sind und mit Sicherheit den Tod und Leid bringen werden.«

Naham sah sie verwundert an.

»Wie kannst du das wissen? Beherrscht womöglich auch du die dunklen Künste oder die Gabe der Hellsicht? Ja, das könnte doch gut sein. Immerhin wohnst du ganz alleine und einsam hier draussen in der Wildnis. Du hast keinen Mann, keine Söhne, die dich beschützen. Da kann es doch gut sein, dass du mit der Finsternis und ihren üblen Kreaturen einen Pakt geschlossen hast. Vielleicht sind diese Männer ein Werk deiner dunklen Machenschaften?«, gab er provozierend zurück.

Der unwissende Jan kicherte plötzlich leise. Das gefiel dem Burschen am Fenster nicht. Er versetzte dem unwissenden Jan einen ziemlich heftigen Tritt. Dieser stöhnte vor Schmerzen.

»Schluss damit!«, fuhr ihn Naham an. »Du solltest dir deine Kräfte und die Wut für diese beiden Gestalten dort draussen aufsparen. Wir werden nun gehen und diese Typen zum Teufel jagen. Noch ist diese Umgebung, der Wald und der Sumpf unsere Heimat und unser Zuhause.«

Daraufhin gab er dem anderen Burschen ein Handzeichen, dass dieser ihm folgen sollte.

»Bina, du bleibst hier. Wenn du etwas mit dieser Teufelei zu tun haben solltest, auch wenn es nur eine Winzigkeit sein sollte, dann werden wir im Dorf davon berichten. Da kannst du sicher sein. Man wird ganz offene Ohren dafür haben, wenn du hier dunkle Künste ausübst.«, meinte er forsch zu Bina.

Dann öffnete er die Tür und ging hinaus zu den beiden Männern. Seine zwei Freunde aus dem Dorf, sie folgten ihm, wenn auch nur zögernd. Es war ihnen deutlich ihre Furcht in die Gesichter geschrieben.

Marsha lief zum Fenster. Sie wollte sehen, was geschah.

Naham stand vor den beiden Männern. Seine beiden Freunde waren direkt hinter ihm.

Die Männer unterhielten sich.

Bina konnte kaum etwas verstehen.

Doch plötzlich schlug Naham jenem der Männer, der sich nicht Lorgam nannte, mit der Faust ins Gesicht.

Es wurde laut vor dem Haus.

Bina konnte es hören.

Die beiden Burschen aus dem Dorf feuerten Naham offenbar an.

Doch dann sah Lorgam den Sohn des Gastwirts ernst an und hob ruckartig seine rechte Hand und schrie laut auf. Naham wurde mit großer Kraft durch die Luft geschleudert, als wäre er von einer unsichtbaren Hand empor gehoben worden und landete krachend zwischen einigen alten Holzeimern.

Der niedergeschlagene Fremde war inzwischen auch wieder etwas zu sich gekommen und schrie die beiden Burschen aus dem Dorf an: »Jetzt reicht es! Geht aus dem Weg. Dann holen uns diesen Mistkerl eben mit Gewalt!«

Bina war ganz aufgeregt. Sie hatte Angst.

Mit der Armbrust konnte sie sich nicht gegen diese Männer wehren.

Sie beherrschten offenbar eine Art mächtige Magie.

Plötzlich schoss es ihr in den Kopf: Nein, vielleicht war es Xyralum.

Diese beiden Männer, sie konnten das Xyralum augenscheinlich ebenso kontrollieren, wie ihr geliebter Jan es gekonnt hatte. Er hatte es ihr kurz vor seinem Verschwinden vorgeführt. Diese beiden unbekanntes Angreifer, sie waren offenbar auch Xyrale. Bina war sofort klar, dass sie den

unwissenden Jan schützen musste. Die Bedrohung von der ihr geliebter Jan damals gesprochen hatte, sie war nun hier angekommen. Sie wusste, dass diese abtrünnigen Xyräle nichts Gutes im Sinn hatten und jetzt auch ihre Welt entdeckt hatten.

Das Erdäum Lapilla, so hatte Jan damals ihre Welt genannt, war nun ebenfalls in Gefahr.

Geschrei riss Bina aus ihren Gedanken.

Offenbar versuchten die drei Burschen aus dem Dorf sich zu verteidigen.

Ihr blieb wohl nicht mehr viel Zeit. Doch was sollte sie tun?

Ängstlich schaute sie wieder aus dem Fenster. Immer wieder gingen die Männer aufeinander los. Doch im Gegensatz zu den drei Burschen aus dem Dorf, die bereits verletzt waren und bluteten, lachten die beiden Xyräle nur über sie.

»He, interessiert dich das alles überhaupt nicht? Immerhin geht hier um deinen Hals.«, rief Bina dem unwissenden Jan zu, der noch immer teilnahmslos auf dem Boden kauerte.

Doch der Mann reagierte nicht auf die Frage. Offenbar war ihm die Gefahr nicht bewusst oder er unterschätzte sie.

»Was für ein Irrsinn.«, flüsterte Bina zu sich selbst, wandte sich dann wieder dem Fenster zu.

Dieser Lorgam näherte sich immer weiter der Tür.

Schon bald würde er sie öffnen und im Haus sein.

Bina musste etwas unternehmen.

Doch was sollte sie schon gegen diese Fremden ausrichten?

Sie lief zu dem Fenster auf der Rückseite und öffnete es. Dann forderte sie den unwissenden Jan auf, ihr zu folgen. Sie wollte aus dem Fenster entkommen, so lange die beiden feindlichen Xyräle noch mit den drei Burschen beschäftigt waren. Doch der unwissende Jan reagierte nicht auf sie. So versuchte sie, ihn auf die Beine zu bekommen und zog ihn mit zum Fenster. Sie schob ihn hindurch und gab ihm einen wuchtigen Hieb, so dass er auf der anderen Seite hinunter fiel. Dann hörte sie ein Krachen an der Tür. Sie kletterte durch das Fenster ins Freie und schloss das Fenster hinter sich. Als sie sich umdrehte, um nach dem unwissenden Jan zu sehen, torkelte er einfach zwischen den Bäumen umher.

Plötzlich kamen von allen Seiten Männer herbei, die ihn umringten. Sie hatten ihn wohl im Wald bereits erwartet. Waren das auch alles Xyräle?

Bina rannte los, um den unwissenden Jan helfen zu können.

Doch dieser lies sich von den Männern widerstandslos gefangen nehmen.

Dann hatten zwei der Männer Bina entdeckt und kamen auf sie zu. Als sie direkt vor ihr standen, schlug sie einem der Männer mitten in das Gesicht. Doch ihre Faust traf ins Leere. Diese Männer waren eine Art Projektion. Es waren fünf ambalosische Agenten. Nur mit Hilfe des Xyralums konnte man etwas gegen sie ausrichten, da sie eine Sache des Bewusstseins waren. Sie waren eigentlich nicht wirklich im Erdäum Lapilla, da die Angreifer sonst verletzbar gewesen wären.

Wären die ambalosischen Agenten mit Haut und Haaren vor Ort, dann hätten sie die Persönlichkeiten von Menschen dieses Erdäums verdrängt und deren Körper in Besitz genommen. Bina wusste davon jedoch nichts. So eine Verdrängung kannte sie nur von ihrem Jan. Diese ambalosischen Agenten jedoch, die waren ihr völlig unbekannt. Sie hatte nur furchtbare

Angst. Daher liess sie sich widerstandslos von den Männern abführen. Es war die Sorge um den unwissenden Jan, die sie regelrecht lähmte. Würde ihm etwas geschehen, dann wäre ihrem geliebten Jan die Rückkehr zu ihr versperrt. Also brachten die Agenten den unwissenden Jan und Bina zu ihrem Haus.

Von den drei Burschen aus dem Dorf lebte inzwischen nur noch Naham. Er lag stöhnend auf dem Boden. Seine beiden Freunde waren mit mehreren langen Holzkeilen regelrecht an zwei Bäume genagelt worden. Dort hingen sie leblos mit dem Kopf nach unten. Ihr Blut lief in dünnen Rinnsalen von den Fingern in den Sand.

Bei diesem Anblick wurde der unwissende Jan plötzlich laut. Er schrie hysterisch um Hilfe und versuchte in seiner Panik zu entkommen. Doch bereits nach wenigen Metern stürzte er zu Boden, als wäre er von einer unsichtbaren Faust getroffen worden. Dann wurde er von der gleichen Kraft an seinen Füßen gepackt und zurück zu seinen Bewachern geschliffen.

Es war offenbar Lorgam, der das Xyralum zu diesen Zwecken eingesetzt hatte. Er wirkte auf Bina ein wenig abwesend.

»Warum habt ihr beiden miesen Schweine die jungen Kerle töten müssen? War das nötig? Sie waren doch noch halbe Kinder.«, klagte Bina den anderen Xyral an, dessen Name sie nicht kannte. Dabei sah sie ihn wütend an.

»Du solltest deine Zunge hüten, Hexe. So kann es sonst gut sein, dass du den beiden Kerlen bald Gesellschaft leisten wirst.«, gab dieser seltsam leise zurück.

Die ambalosischen Agenten schwiegen. Es war schon merkwürdig. Manchmal meinte Bina zu sehen, dass die Sonne ein wenig durch diese Agenten hindurch scheinen würde.

»Was seid ihr nur für böse Geister. Aus welcher Hölle seid ihr nur entsprungen?«, giftete sie die fünf Agenten an. Die sahen sie allerdings nur teilnahmslos an.

»Nehmt alle mit in die Hütte. Die Schatten werden bald hier auftauchen. Seid wir diesen Biestern die Hundefresser erlaubt haben, sind sie mir einfach suspekt.«, meinte der Xyral zu den ambalosischen Agenten.

Lorgam lachte. »Ja, geht mir auch so, Talier? Es sind so unglaublich viele von denen geworden. Man kann denen einfach nicht trauen. Sie zu kontrollieren, das wird von Tag zu Tag schwieriger.«, erwiderte er.

Bina sah auf. Der andere Xyral, er hieß also Talier. Er schien ihr noch gefährlicher zu sein, als dieser eher schwächliche Lorgam.

Die Agenten brachten den verletzten Naham und den wimmernden Jan in das Haus. Danach folgten Bina, Lorgam und Talier. Die beiden Toten ließen sie einfach achtlos an den Bäumen

hängen.

»Bindet den Xyal nur gut auf dem Stuhl fest. Die Hexe und der jungen Bauertölpel, die sollen sich in der Ecke dort auf den Boden setzen und einfach nur schweigen. Sie sind nicht so wichtig. Wir müssen warten, bis der Xyal wieder in den Körper zurück kehrt. So war es der Wunsch von Ogun.«, meinte Talier, der wohl mehr zu sagen hatte, als dieser Lorgam.

Nachdem sie den unwissenden Jan auf dem Stuhl festgebunden hatten, forderten sie ihn auf, endlich mit seinem Gewimmer aufzuhören.

Als er nicht gehorchte, schlugen sie ihm so lange sein Gesicht, bis er es einsah, besser doch zu schweigen.

Dann wurde es ein wenig dunkler im Haus.

Offenbar waren Wolken vor die Sonne gezogen.

»Wer ist Ogun? Hat sie euch geschickt? Ist es ihr Wunsch, bei uns halbe Kinder zu töten?«, fauchte Bina Talier an.

»Ich habe dir doch gesagt, dass du schweigen sollst, widerwärtige Hexe.«, schrie er sie an.

Dann ging er zum Fenster.

Bina beobachtete ihn.

Sein Gesicht hellte sich auf. Dann kam er auf sie zu, zog sie unsanft am Arm hoch und schleuderte sie zum Fenster.

»Sieh' nur, Hexe. Wenn du nicht endlich schweigst, dann darfst du den beiden Taugenichtsen dort draussen auch gerne Gesellschaft leisten.«, meinte Talier zu ihr und grinste sie an.

Bina sah hinaus und erschrak. Es waren nicht die Wolken, die sich vor die Sonne geschoben hatten. Nein, es waren zahllos viele Umbrae Mortis, die inzwischen die gesamte Umgebung verdunkelten.

Bei den Leichen der Männer huschten immer wieder kleine Männer mit bleichen Gesichtern umher. Immer wieder griffen sie die beiden toten Körper an und verbissen sich in diese, nur um dann wieder von ihnen abzulassen.

Bina schrie entsetzt auf. Diese Kreaturen verschwanden im Schwarz der Schatten und tauchten aus diesen auch immer wieder willkürlich auf.

Bina bot sich ein unwirklicher und grausiger Anblick.

Schon bald rechnete sie damit, dass die Schatten in das Haus kamen.

Erst vor Stunden hatte sie das bereits erlebt.

Dann wurde sie erneut unsanft am Arm gepackt und wieder in die Ecke auf den Boden geworfen.

»So, ich hoffe, du begreifst endlich, dass wir es ernst meinen, Hexe. Noch ein Wort, und du wirst das Haus verlassen. Ist das klar?!«

Bina weinte nur und nickte einmal. Diesen furchterregenden Kreaturen wollte sie auf keinen Fall

überlassen werden.

Der Tag neigte sich seinem Ende.

Entgegen Binas Befürchtungen war keiner der Schatten in das Haus gelangt. Dennoch verharrten sie in grosser Anzahl vor dem Haus.

Am Abend lösten sich die fünf ambalosischen Agenten einfach in Luft auf.

Offenbar kostete es sie eine Menge Energie, diese Form der Projektion aufrecht zu erhalten.

Bina hatte erfahren, dass sie aus dem Erdäum Kavitz kamen und diese Ogun offenbar so eine Art Anführerin dieser Männer war.

Ansonsten verbrachte sie ihre Zeit mit Untätigkeit.

Die Xyrale warteten beharrlich auf die Rückkehr von Binas Jan.

Doch wann Jan wiederkommen würde, das war ihnen völlig egal, wie es ihr schien.

Ihr Auftrag war es offenbar, einfach nur zu warten, wie lange es auch dauern würde.

Offenbar war Jan für diese Ogun wertvoll, und sie spielte mit dieser Aktion auf Sicherheit.

Doch woher hatte sie von Jans Reise und von Bina erfahren?

Es folgte eine lange Nacht.

Bina hatte Hunger und Durst.

Naham war zwar aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht, nahm aber kaum Notiz von dem, was um ihn herum geschah. Offenbar war er schwerer verletzt, als Bina es bisher angenommen hatte.

Aus einem Gespräch zwischen Lorgam und Talier hatte sie gehört, dass die ambalosischen Agenten am Morgen wiederkommen würden. Auch nahmen beide an, dass Ogun dann mit dabei sein würde.

Die beiden Xyralen machten ihre Witze über Ogun.

Sie hatte offenbar mehr Entscheidungsgewalt, als die beiden Xyrale, wurde aber offenbar nicht wirklich von ihnen respektiert. Sie war die Anführerin des ambalosischen Geheimdienstes, hatte aber nur bedingt etwas mit den feindlichen Xyralen zu tun.

Für Bina war das alles ziemlich verwirrend.

Seit sie sich in Jan verliebt hatte, war nichts mehr so, wie es früher war.

Sie war ständig in Gefahr und sah sich Mächten ausgesetzt, die sie nicht verstand.

Aber wie gefährlich diese ganzen Erlebnisse auch gewesen sein mochten, Bina spürte tief in sich, eine seltsame Vertrautheit mit dem Xyralum und dem universellen Konstrukt.

Sie konnte sich das nicht richtig erklären. Aber sie war offenbar das, was man im Allgemeinen eine Hexe nannte. Nicht ohne Grund sahen viele Kulturen eine Wächterin zwischen den Welten in ihr.

Kurz bevor die Morgendämmerung einsetzte, erschien im Wohnraum plötzlich eine seltsame, leuchtende Kugel. Sie war plötzlich einfach da und schwebte bewegungslos in der Luft.

Die Xyrale konnten mit dieser Kugel zunächst nichts anfangen.

Sie kannten dieses Phänomen offenbar nicht.

»Hexe, was ist das für eine Magie? Bist du für dieses Ding verantwortlich?«, fragte Talier sie. Seine Stimme klang ein wenig nervös.

Bina schüttelte nur mit dem Kopf. Sie war müde. Jeder ihrer Knochen, er schien zu schmerzen. Das Sitzen auf dem harten Boden bekam ihr nicht.

»Los, antworte mir! Kennst du dieses Leucht Ding?«, herrschte Talier sie weiter an.

Von seiner Neugier angetrieben versuchte Lorgam inzwischen, die Kugel mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand zu berühren. Ganz vorsichtig und behutsam.

»Nein, ich weiss nicht was du willst, was es will und was das Ding ist. Hoffentlich bringt das Licht euch Unglück, ihr gefühllosen Bestien. Reicht dir das?!«, antwortete Bina wütend.

Doch inzwischen lag ihre Aufmerksamkeit ebenfalls ganz bei dieser leuchtenden Kugel. Wenn diese beiden Xyräle es nicht kannten, sie es ebenso nicht kannte, woher kam diese Kugel dann? In Bina keimte ein wenig die Hoffnung, dass diese Kugel vielleicht ein gutes Omen war.

»Lorgam, fasse das Ding lieber nicht an.«, meinte Talier.

»Das ist überhaupt nicht so einfach...«, erwiderte Lorgam ein wenig abwesend. Er staunte gerade darüber, das die Kugel immer just in dem Augenblick ein wenig zur Seite huschte, wenn er sie gerade mit dem Finger berühren wollte.

»Ein seltsames Ding ist das. Wir sollten vorsichtig sein. Die Hexe lügt uns bestimmt an. Diesem garstigen Hexenpack, dem kann man nicht trauen.«

»Ja, vielleicht sollte wir es einfach vor die Tür setzen. Unsere finsternen Freunde spielen gerne mit Energien dieser Art.«, knurrte Lorgam, dem es einfach nicht gelingen wollte, die leuchtende Erscheinung zu berühren.

»Du wirst das Xyralum nicht für so einen Unfug einsetzen. Es sind zu viele von diesen Biestern dort draussen. Sie sind jetzt schon reichlich schwer zu kontrollieren. Wir müssen bis zum Sonnenaufgang warten und die blöden Kavitzer das machen lassen. Die Ambalosis werden schon wissen, wie sie mit dem Ding umgehen sollen.«

Talier sah besorgt aus dem Fenster.

»Du hast vielleicht recht. Ich habe auch keine Lust, als Futter für die Umbrae Mortis zu enden.«, gab Lorgam zurück und liess von der leuchtenden Kugel ab.

Diese schwebte weiter völlig unbeeindruckt etwa einen Meter hoch in der Luft.

Der unwissende Jan schlief gefesselt auf seinem Stuhl.

Gegen Mitternacht wollte er austreten, was ihm die Xyräle jedoch verweigert hatten.

Sie wollten kein Risiko eingehen.

Danach hatte er sich einfach auf seinem Stuhl eingenässt und war wieder eingeschlafen.

Der Geruch war inzwischen kaum mehr erträglich, schien aber nur Bina zu stören.

Es war schon erstaunlich, wie sehr sich die beiden Jans unterschieden.

Der unwissende Jan war ein abstossender, recht primitiver Zeitgenosse, der mit ihrem geliebten Jan nichts gemeinsam hatte. Bina empfand nichts für diesen widerlichen Kerl, obwohl er genauso aussah, wie der Mann ihres Herzens. Es war verwirrend und faszinierend zugleich.

In der Zwischenzeit war Naham wieder ohne Bewusstsein. Er sass, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Boden und hatte seinen Kopf auf die Brust gesenkt.

Bina fühlte sich unendlich alleine. Sie hatte Angst und empfand für die beiden Xyralen Verachtung.

Diese merkwürdige Licht, es war einfach nur da und tat nichts.
Was für einen Sinn hatte das alles nur?

Bina stöhnte leise. Der Schmerz ihrer Knochen war kaum mehr zum Aushalten. Sie hoffte nur, dass dieser Albtraum bald ein Ende finden würde.

Als das erste Licht der Sonne am Horizont zu erkennen war, da bewegte sich die Kugel plötzlich.

Die beiden Xyrale schreckten hoch.

Sie war etwas in die Höhe gestiegen und begann intensiver zu leuchten.

»Was geschieht hier?«, fragte Lorgam in den Raum hinein.

Doch die seltsame Kugel wurde immer heller und heller und leuchtete inzwischen das ganze Haus aus. Bina spürte plötzlich den starken Drang in sich, das Haus zu verlassen. Sie konnte es sich nicht erklären.

Doch auch die beiden Xyrale schienen diesen Drang zu verspüren, da sie sich langsam in Richtung Tür bewegten.

Bina versuchte gegen diesen Drang anzukämpfen, doch je mehr sie sich bemühte, desto stärker wurde er.

So schien es auch den Xyralen zu ergehen, da ihnen die Anstrengung deutlich in die Gesichter geschrieben stand.

Sie hatten inzwischen sogar bereits die Tür geöffnet.

Naham und der unwissende Jan bekamen von dem ganzen Vorfall nichts mit.

Beide waren ohne Bewusstsein.

Bina folgte den beiden feindlichen Xyralen und der leuchtenden Kugel hinaus, ins Freie.

Dort wurden sie bereits von den Umbrae Mortis und einem halben Dutzend hässlichen Hundewürgern erwartet. Die Xyrale hatten sie nicht mehr unter Kontrolle.

So fielen die Schatten unverzüglich über die beiden Männer her und saugten ihnen das gesamte Xyralum aus ihren Körpern. Doch die Männer schrien nicht einmal und klagten nicht, sondern lachten nur laut, als wären sie nicht mehr bei Sinnen.

Doch auch Bina war dem Einfluss der Kugel völlig ausgeliefert. Nur der Umstand, dass sie kein Xyral war, schien ihr Leben zu retten. Zwar näherten sich die Umbrae Mortis ihr immer wieder. Aber sie liessen sie weitgehendst in Ruhe.

Die Hundewürger jedoch, obwohl sie durch die beiden Leichen am Baum bereits beschäftigt waren, schienen langsam Interesse an ihr zu bekommen.

Auch wenn sie Bina nicht angreifen sollten, so würde bereits ein kleiner Biss zu einer Blutvergiftung führen. Fast alle derartigen Vergiftungen führten zu einem langsamen und qualvollen Tod. Bei jenen Opfern, die den Esgana Cãos für einen Angriff zu gross waren, hatte sich daher diese perfide Methode der Jagd bereits immer wieder bewährt.

Die Hundewürger warteten dann einfach ab. Waren die armen Opfer schliesslich, krank, schwach und hilflos, nährten sie sich an ihren noch lebenden Körpern.
So ein schreckliches Schicksal deutete sich nun auch für Bina an.

Die inzwischen bewusstlosen Xyräle hingegen, die würde voraussichtlich in wenigen Augenblicken ein weniger qualvoller Tod ereilen.

Bina war in Todesangst. Diese grässlichen Kreaturen kamen immer näher.
Sie konnte sich nicht gegen den Einfluss der hellen Kugel wehren und kniete inzwischen auf dem Boden. Regungslos und unfähig sich zu bewegen starrte sie die Hundewürger mit ihren weit geöffneten Augen an.
Diese gierigen Teufel näherten sich beständig und stiessen dabei lallende Laute aus.
Deren Sinn verstand Bina nicht und ob sie einen Sinn ergaben, war nicht zu erahnen.
Tränen der Verzweiflung und der Anstrengung liefen ihr durch das Gesicht.
Ihr Atem ging stossweise, und in ihrer Brust hämmerte ihr Herz, dass es sie fast schmerzte.

Inzwischen waren die beiden Xyräle von den Umbrae Mortis getötet worden. Die Schatten liessen die leblosen Körper einfach achtlos auf dem Boden liegen und entfernten sich. Sie hatten bekommen, was sie wollten und sich an dem Xyralum genährt.

Auf einmal waren es die Esgana Cãos, die plötzlich Interesse an den beiden frischen Leichen zeigten. Sie wandten sich von Bina ab und fielen über die beiden getöteten Xyräle her. Sie rissen bei ihnen zuerst die weichen Fleischteile heraus und schluckten diese gierig herunter. Dabei sahen sie ein wenig wie langhalsige Wasservögel aus, die gierig kleine Fische herunter würgten. Dieser penetrant saure Geruch, der diese Ungeheuer umgab, er liess Bina würgen. Ihr war völlig klar, dass die beiden toten Xyräle für sie nur einen zeitlichen Aufschub bedeuteten, sollte es ihr nicht gelingen, wieder in das Haus zu gelangen.
Doch der Einfluss der hellen Kugel in der Luft, er liess einfach nicht nach. Es war einfach zum Verzweifeln. Der Anblick der fressenden Hundewürger, er war unerträglich. Bina spürte in sich das Verlangen, endlich ohnmächtig zu werden. Sie wollte nicht miterleben, wie diese Kreaturen sie bei lebendigem Leib auffrassen.

Doch was war das? Sie hörte die schwache Stimme von Jan aus dem Haus.

»Bina? Bina, wo bist du?«

Bina war sofort wieder hellwach.

»Jan, hier bin ich! Hier draussen! Schnell, hilf mir, diese Monster werden gleich über mich her fallen!«, antwortete Bina.

War das möglich?

War ihr geliebter Jan zurück gekehrt?

Wenn dem so war, so wusste sie Jan in großer Gefahr. Überall waren Feinde und trachteten ihm nach dem Leben. Die ambalosischen Agenten konnten jeden Augenblick wieder im Haus auftauchen. Zudem war es wahrscheinlich, dass mit ihnen sogar diese ominöse Ogun erscheinen würde. Hier draussen waren Hundewürger und gierige Schatten. Es war definitiv nicht der beste

Zeitpunkt für eine Heimkehr.

Dann hörte Bina ein lautes Krachen im Haus.

Jan war offenbar mit dem Stuhl umgekippt und hatte seine Beine aus der Fessel gelöst. Bald schon würde er sich von dem Stuhl und den restlichen Fesseln befreit haben. Jedenfalls hoffte die bemitleidenswerte Bina das, da diese blutrünstigen Kreaturen inzwischen ihre Aufmerksamkeit wieder ganz auf sie gerichtet hatten.

»Bina, halte aus. Ich bin gleich bei dir!«, rief ihr Jan zu.

Ein erneutes Krachen verriet ihr, dass er den alten Stuhl offenbar zertrümmert hatte.

»Schnell, Jan, sie kommen!«, schrie Bina verzweifelt.

Es waren nur noch wenige Meter, die sie von den Esgana Cãos trennte. Diese blassen Gestalten waren völlig mit dem Blut der Toten beschmiert. In Binas Gesicht stand das blanke Entsetzen geschrieben, als sie die extrem spitzen Zahnreihen der Hundewürger sah.

Dann stand plötzlich Jan in der Tür und sah die helle Kugel.

Sofort liess bei Bina der innere Zwang, vor dem Haus zu verharren, nach. Offensichtlich nahm Jan Einfluss auf die Wirkung dieser Kugel. Ohne auch nur einen weiteren Augenblick zu zögern, rannte Bina zum Haus und zu ihrem Jan, um den Hundewürgern zu entkommen.

Jan schloss die Tür hinter ihr und nahm sie in seine Arme.

»Wo warst du nur, Jan? Wo warst du nur so lange?«, schluchzte sie und weinte.

Ihr geliebter Jan war zurück gekehrt. Sie spürte deutlich seine Präsenz und seine Liebe. Es war ein seltsames Gefühl, in die Arme jenen Mannes zu fallen, den man noch kurz zuvor so sehr gehasst hatte. Doch es war wirklich ihr Jan. Ihr Jan war wieder zurück gekehrt und hatte den unwissenden Jan verdrängt.

»Jetzt bin ich ja wieder da, Bina. Ich konnte doch nicht wissen, dass sie hier nach mir suchen würden.«, meinte Jan und streichelte ihr liebevoll über das Haar.

Er beobachtete, wie das Licht der Hoffnung durch die Tür schwebte, als wäre diese überhaupt nicht vorhanden. Die Esgana Cãos begnügten sich offenbar wieder mit den Leichen vor dem Haus.

»Wir müssen fliehen, Jan. Diese ambalosischen Agenten können jeden Augenblick hier erscheinen. Ich weiss nicht, wie gefährlich sie dir werden können. Sie suchen dich und haben es auf dich abgesehen.«, sagte Bina und drückte Jan sanft von sich.

»Was ist mit dem jungen Kerl dort?«, wollte Jan wissen und deutete auf Naham, der noch immer

bewusstlos auf dem Boden lag.

»Das ist einer der Jungs aus dem Dorf. De beiden anderen sind jene, deren Überreste draußen an den Bäumen hängen. Sie haben mich vor dem unwissenden Jan gerettet, als dieser seine Gier bei mir zu befriedigen versuchte.«

»Er ist verletzt. Wir müssen ihm helfen. In das Dorf werden wir ihn jedoch nicht bringen können. Er wird den Bewohnern dort erzählen, was sich hier zugetragen hat. Dann werden sie uns ebenfalls jagen. Sie werden uns für Dämonen halten.«

»Doch wo sollen wir nur hin? Entweder es sind diese Schatten, die ambalosischen Agenten, die feindlichen Xyräle oder die verängstigten Menschen, alle werden sie uns jagen. Dabei verstehe ich nicht einmal richtig, warum und weswegen sie uns hassen.«

Bina war verzweifelt. Sie war völlig fertig und fühlte sich vollkommen ausgelaugt.

»Daher werden wir nicht fliehen. Ich habe nicht vor, ihnen diesen Brückenkopf in Lapilla zu überlassen. Wir werden unseren Feinden entgegentreten, und wir werden es hier im Erdäum Lapilla in deinem Haus tun, Bina. Wir werden sie mit Hilfe des Lichts der Hoffnung und mit deiner Kraft in die Flucht schlagen. Ich darf das Xyralum nicht einsetzen. Würde ich es einsetzen, so kämen die Umbrae Mortis rasch wieder zurück und mit ihnen viele weitere Hundewürger. Das sie diese Esgana Cãos überhaupt mit sich führen, das ist erschreckend. Seit Ewigkeiten wurden diese Hundewürger in den mir bekannten Erdäen nicht mehr gesehen. Sie sind mit Sicherheit ein Werk der Xyräle der Förderung. Nur so kann ich mir ihre Anwesenheit erklären.«, erklärte Jan, als er sich Naham gerade etwas genauer ansah.

»Jan, schau, da sind sie!«, rief Bina ihm entsetzt zu. Jan sah auf und erkannte, wie fünf Gestalten mitten im Raum langsam Gestalt annahmen.

»Bina, finde einen geistigen Weg zu diesen Agenten. Du kannst das. Ich weiss, dass du es kannst, da du die Gabe für so etwas hast. Du musst nur an dich glauben. Finde einen Weg zu ihnen. Dann bekämpfe und vernichte jeden Gedanken an sie. Das Licht der Hoffnung wird dir beistehen und sie glauben lassen, Lapilla wäre auf wundersame Weise verschwunden.«, rief Jan Bina zu und wies auf die leuchtende Kugel, die wieder etwa einen Meter in der Luft schwebte.

»Das kann aber nur funktionieren, wenn du jeglichen Gedanken an sie vernichtest. Naham ist ohne Bewusstsein. Er wird für sie nicht wahrnehmbar sein. Sie werden nach einen Bezug suchen, um Lapilla zu finden. Du darfst ihnen keinen Halt geben.«

Jan konnte sehen, wie sich Bina konzentrierte. Sie war extrem angespannt. Die fünf Gestalten hatten erkennbar Schwierigkeiten, sich zu materialisieren.

Das Licht der Hoffnung begann jedoch plötzlich zu flackern.

Offenbar war seine Energie fast erschöpft.

Das Haus der Vernunft hatte dieses Licht der Hoffnung offenbar zum Schutz an seine Seite gestellt. Die Feindseligkeit bei seiner Rückkehr im Erdäum Lapilla, sie war jedoch nicht zu unterschätzen.

Offenbar war Ogun tatsächlich bei diesen Agenten und brachte mit ihrer Macht, das Licht der Hoffnung zum Wanken.

Jan wollte helfen. Doch er konnte das Xyralum nicht einsetzen, ohne damit seine Mission in Gefahr zu bringen. Es war das letzte Mittel, das er einsetzen würde.

Bina war inzwischen auf ihre Knie gesunken. Ihre Augen waren weit aufgerissen. An ihren Schläfen traten kleine Adern hervor. So gross war die Anstrengung. Doch ihre Mühe zahlte sich offenbar aus. Die Konturen der fünf Gestalten wurden immer undeutlicher. Sie schafften es nicht, sich zu materialisieren. Es war nur noch eine Frage von Augenblicken, bis die fünf ambalosischen Agenten an dem Erdäum Lapilla vorbei gezogen waren. In dem Nebel der Erdäen würden sie es nicht so schnell wiederfinden können. Da war sich Jan ziemlich sicher. Immerhin hatte er eine weite Reise im Nebel der Erdäen frisch hinter sich und wusste, wie schwierig es dort war, zu navigieren. Auch war er ein erfahrener Xyral und die Kavitzer nur eine hoch entwickelte Kultur.

Jan hielt eine Sekunde inne. Was war das?

Es war eine Spur Hochmut in seinen Gedanken, den er nie zuvor bemerkt hatte. Hatte das neu erworbene Wissen bereits damit begonnen, ihn moralisch zu verderben?

Inzwischen waren die Gestalten verschwunden.

Bina fiel nach vorne auf den Boden. Sie war völlig entkräftet.

Jan hob sie auf und trug zu ihrem Bett, um sie dort sanft abzulegen. Er war in Sorge um sie. Es war alles sehr viel für sie gewesen. Er reichte ihr einen Becher mit Wasser und half ihr beim Trinken.

»Ich werde dir alles erklären. Doch wir müssen erst einmal hier ein wenig zur Ruhe finden. Du solltest etwas schlafen, Bina. Ich werde mich um alles kümmern. Vertraue mir.«, flüsterte er ihr zu und gab ihr einen liebevollen Kuss auf die Stirn.

Doch sie hatte ihn schon nicht mehr gehört. Bina war eingeschlafen.

Jan ging an das Fenster und sah hinaus.

Es war dort nur noch ein Hundewürger zu sehen.

Jan wusste nur zu gut, dass sie sich nie zu weit von den Umbrae Mortis entfernten.

Da die Schatten inzwischen weg waren, folgten ihnen nun auch die Hundewürger.

Sie waren von einander abhängig.

Jan wandte sich nun dem verletzten Naham zu. Er hatte sich offenbar eine Rippe gebrochen und hatte viele Prellungen aus dem Kampf davon getragen.

Die jungen Leute steckten heute kaum mehr etwas weg, so dachte sich Jan und legte Naham bequem auf den Boden und deckte ihn zu.

Nach einigen Stunden Schlaf würden Bina und er wieder auf den Beinen sein.

Das war auch wichtig. Denn es gab viel zu tun.

Im Sinne des Waagumals

Die U-Bahn war fast leer. Das war gut so.

Wäre sie voll gewesen, hätte die kleine Gruppe sie wegen Püppi nicht nehmen können. Große Hunde in vollen U-Bahnen waren ein Problem, hatten man für sie keinen Maulkorb dabei. Da half es auch nicht, für sie einen ermässigten Fahrschein zu besitzen.

Die Menschen in der Stadt kennen heute kaum noch das Leben mit Tieren. Selbst wenn ein Hund einmal freudig bellt, reagieren sie oft übertrieben panisch. Das ist schon ziemlich kurios, da Hunde sich das Bellen speziell für den Menschen angewöhnt haben. Von Natur aus bellen sie eigentlich überhaupt nicht.

Nun sassen sie in der U-Bahn und fuhren zum anderen Ende der Stadt. Sie wollten von der Bedrohung, so weit wie möglich entfernt sein. Zwar konnten sie leicht aufgespürt werden. Aber eine grosse Distanz verschaffte ihnen etwas Zeit.

Der kleine Professor würde sie solange jagen, bis sie ausgelöscht oder zumindest gefangen waren. Da waren sich Memba und Marsha sicher.

Püppi wollte auf keinen Fall wieder auf diese üblen Hundewürger treffen. Er wollte die anderen Hunde der Stadt vor ihnen warnen, so dass die Nachricht von der Anwesenheit der Esgana Cãos sich von alleine unter den Hunden Terras verbreiten würde. Sicher rechnete kein Hund mehr mit der Existenz dieser Wesen.

Ihre Existenz war selbst für die Xyrale nur eine alte Legende gewesen. Das hatte sich nun schlagartig geändert. Die Schatten konnten sich nun vor den Hunden schützen.

»Tina, was meinst du? Wie können wir die Kraft des Wasser für uns einsetzen? Wir müssen schnell reagieren und uns gegen den Angriff wehren. Es bleibt kaum Zeit, dass wir uns erst mit der neuen Situation und dem Sein des Wassers anfreunden können. Wir müssen reagieren.«, sprach Marsha Tina an, die aus dem Fenster sah und abwesend wirkte.

»Ich weiß es nicht. Wie sollte ich es auch wissen? Das Wasser ist in uns allen und überall um uns herum. Aber dennoch hat es keine Macht über diese miesen Schatten. Es gibt und nimmt den Lebewesen und mir, wie es ihm gefällt. Wir sind von ihm abhängig und haben keine Möglichkeit, uns ihm zu entziehen. Es wird mich stets nur wissen lassen, was es selbst für richtig hält. Es hat direkten Einfluss auf mich, ich aber nicht auf es. So ist es doch und nicht anders.«, antwortete sie, ohne ihren Blick vom Fenster abzuwenden.

Marsha wusste, das sie recht hatte. Doch das Wasser, es war einsetzbar. Es konnte innerhalb kürzester Zeit überall dorthin jede nur erdenkliche Information verbreiten, wohin es selbst gelangte. Es konnte seine Informationen als Emotionen und in Form von geistigen Bildern verbreiten. Interpretierten die Lebewesen diese dann richtig, so wussten sie, was das Wasser sie wissen lassen wollte. Auch konnte es Schmerzen verursachen, töten, zerstören und das Wetter beeinflussen. Das waren doch bereits alles Möglichkeiten, die man ausnutzen konnte, um die Invasion zu stoppen. Marsha war davon überzeugt, zumindest die feindlichen Xyrale und die

Hundewürger damit bekämpfen zu können.

»Tina, wir sollten uns überlegen, was wir den Menschen Terras sagen wollen, um sie vor der Bedrohung zu warnen. Das wäre doch zumindest ein Anfang.«, meinte Marsha.

Memba nickt nur und sah Tina auffordernd an.

»Lasst sie doch in Ruhe. Sie hat viel zu verarbeiten. Jetzt erwarten alle von ihr, dass sie Wunder vollbringen soll. Das ist ja klasse.«, gab Marani in die Runde.

Er sass neben Tina und sah Memba und Marsha ernst an. Memba gefiel es, wenn Marani ernst wurde. Er wirkte dann irgendwie männlicher.

»Wenn die Hundewürger sie erwischt haben und an ihrer Leiche nagen, dann wird sie Ruhe genug haben, um alles zu verarbeiten.«, erwiderte Marsha frech.

Ihr ging diese sanftmütige Tour von Tina und Marani auf die Nerven. Offenbar hatten beide noch immer nicht verinnerlicht, dass sie sich im Krieg befanden. Es ging hier nicht nur um die Existenz der Menschen von Terra und ihr eigenes Leben. Nein, auch zahlreiche andere Erdäen mit ihren Lebewesen und Kulturen würden in das Visier der ambalosischen Invasion geraten.

Sie dachte da sofort auch an das Erdäum Karakum und an Membas Familie. Es war schrecklich, was die arme Memba dort durchmachen musste. Die über alles geliebte Mutter und der kleine Bruder waren tot, das Schicksal des grossen Bruders und des geschätzten Vaters, es war ungewiss.

Tina und Marani mussten endlich begreifen, wie ernst die Lage war und was auf dem Spiel stand.

Die U-Bahn rauschte durch die Dunkelheit. Nur einige wenige Fahrgäste waren im Abteil. Sie waren auf dem Weg nach Hause, hatten zumeist Feierabend und wollten nur noch zu ihrer Familie. Keiner von ihnen ahnte, was zur Zeit wirklich in ihrer Stadt geschah.

Plötzlich bremste die Bahn massiv ab. Es war ein lautes, kreischendes Geräusch zu hören, dem ein lautes Krachen folgte. Der ganze Zug schien zu vibrieren.

Die U-Bahn hielt.

Sie stand mitten in der Finsternis, genau zwischen zwei Haltestellen. Nur wenige Lampen an der Decke brachten notdürftig ein wenig Licht. Sie waren in dem Tunnel eingesperrt.

Sofort erkannte Marsha die Gefahr und wies die kleine Gruppe an, den Zug rasch zu verlassen. Püppi begriff ebenfalls sofort die Gefahr und führte die Gruppe im Tunnel an. Die anderen Fahrgäste waren aufgeregt und verstanden nicht, warum die U-Bahn plötzlich gestoppt hatte.

Als die Gruppe bei der Zugmaschine ankam, wurde ihnen klar, warum sie gehalten hatte.

Die Zugmaschine schien bis fast zur Hälfte, in einer lichtundurchlässigen Finsternis gefangen. Kein einziger Lichtstrahl der strahlenden Neonröhren im Tunnel schaffte es durch diese bizarre Wand der Finsternis zu gelangen.

Sofort war allen klar, was sie sahen und hier geschehen war.
Umbrae Mortis hatten den Tunnel besetzt.

Die kleine Gruppe floh in die entgegen gesetzte Richtung. Sie rannten an der Seite des Zuges vorbei, um durch die Tunnelröhre zu entkommen.

Sie hatten Glück. Hinter dem Zug war die Sicht noch frei.

Grosse Eile war geboten, um der Situation zu entkommen, da die Umbrae Mortis wohl nicht lange benötigen würden, um die beiden Xyrale zu entdecken. Hier im Tunnel hatten sie gegen die Schatten keine Chance. Selbst mit Püppis Hilfe waren sie den Schatten ausgeliefert. Es gab also nur die Flucht für sie. Doch selbst eine Flucht, sie konnte nur so unauffällig, wie möglich, erfolgen. Ihre Gegner wussten immerhin von ihrer Anwesenheit. Warum hatten sie sonst genau diese U-Bahn angehalten?

Marsha ahnte, dass sie in der Falle sassen. Zudem gab es so gut, wie kein Wasser hier unten im Schacht. Das konnte einfach kein Zufall gewesen sein. Mit Sicherheit steckte dieser Xyral dahinter, dieser kleine Professor. Auch wenn er in Terra bereits alt war und sicherlich kaum Einfluss auf das Xyralum mehr besass, so schien er jedoch so erfahren und klug genug zu sein, um die Invasion in diesem Land an zu führen.

Püppi fand den Notausgang zuerst.
Die vier Menschen hasteten die Treppe hinauf.

Als sie oben an kamen, fanden sie sich auf einem gut gefüllten Bahnsteig wieder. Hier waren viele junge Pendler, die auf dem Weg nach Hause waren.
Auch 2 Musiker standen mit ihren Gitarren da und spielten irgend einen unbekanntem Song. So wie die beiden aussahen und sich der Song anhörte, war es wohl eher eine Eigenkomposition. Ohne ein angesehenes Label zu haben, ist Musik eine ziemlich brotlose Kunst.

Sie versuchten sich nichts anmerken zu lassen und suchten den Ausgang vom Bahnhof. Den U-Bahnhof mussten sie rasch verlassen, wollten sie weiteren Ärger vermeiden.

Als sie am Fuss der beiden Rolltreppen ankamen, sahen sie dort, wie von oben einige Männer auf sie zu fuhren, die nicht wirklich nach Fahrgästen aussahen. Püppi stellte sich sogleich sein Nackenfell auf.

»Wir nehmen die Rolltreppe am anderen Ende!«, rief Marsha den anderen zu und drängte sich zwischen den Menschen hindurch.

Offenbar hatten die Männer sie bemerkt, so dass sie die Treppe hinunter hasteten.
Püppi zog Marsha durch die Menge. Die anderen versuchten ihr zu folgen.

Doch als sie die andere Rolltreppe entdeckten, erkannte Marani den kleinen Professor.
Er stand oben an der Rolltreppe und gab einigen Männern verschiedene Handzeichen.

Jetzt wurde es eng für die Gruppe.

Doch würde der kleine Professor eine Auseinandersetzung inmitten der Menschenmassen wagen? Daraus würde sich dann vielleicht ein offener Krieg entwickeln. Diesen konnte er zu diesem Zeitpunkt einfach nicht wollen. So viel war ihm die kleine Gruppe mit Sicherheit nicht wert...oder doch?Als die untergehende Sonne den Himmel rot einzufärben schien, erwachte Bina aus ihrem Schlaf.

Jan sass an ihrem Bett und lächelte sie an. Er kam sogleich zu ihr herunter und küsste sie mit warmen Lippen auf den Mund.

Er roch gut.

Endlich roch Jan wieder gut.

Wie sehr hatte Bina das vermisst.

Alles war ruhig und friedlich im Haus.

Das Feuer knisterte.

Es roch nach frischem Brot.

Hatte Bina alles nur geträumt?

Die Schrecken der letzten Tage, waren sie alle nur Einbildung?

Sie setzte sich auf und sah sich in ihrem Haus um. Am Tisch sass Naham. Er war aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht und nippte an einem heissen Tee. Seine Hände zitterten. Es war also doch nicht nur ein Traum gewesen.

»Jan, sind wir noch in Gefahr? Diese Kreaturen, sie suchen dich.«, meinte sie zu Jan.

Ihre Stimme klang seltsam heiser.

»Wir sind zunächst in Sicherheit, Bina. Bleib ganz ruhig. Werde erst einmal wach. Dann erkläre ich dir, was ich erlebt habe.«, beruhigte sie Jan.

Naham dreht sich um und blickte zu ihnen herüber. Er sah nicht wirklich glücklich aus.

Sein ganzes Gesicht war voller grüner und blauer Flecken.

Aber immerhin lebte er noch, was man von seinen beiden Freunden nicht mehr behaupten konnte. Doch Jan hatte die Überreste der Leichen vor dem Haus bereits begraben und die Spuren, so gut es eben ging, beseitigt.

Es konnte gut sein, dass man im Dorf die drei Burschen vermissen würde. Sollte man sie hier suchen, durfte man ihre Leichen nicht sofort finden. Man würde den Überlebenden die Schuld an ihrem Tod geben. Jan kannte das nur zu gut. Die Menschen fragten nicht lange, wenn etwas eindeutig aussah, auch wenn alles sich ganz anders zugetragen hatte. Ihnen dann eine bizarre Geschichte über Xyrale, Hundewürger, Schatten und Geister artige Wesen zu präsentieren, das war da für die Beweisführung ihrer Unschuld sicher nicht förderlich. So erweckte alles den Eindruck, als wäre überhaupt nichts geschehen, sah man von den blauen Flecken bei Naham ab.

»Ich werde aufbrechen und in das Dorf gehen. Dort werde ich erzählen, dass du eine Hagzissa bist, Bina. Du wirst für alles bezahlen, was du hier angerichtet hast.«, drohte Naham der armen Bina.

Jan sah ihn böse an.

»Du wirst nirgendwo hingehen, Naham. Was meinst du, was sie mit dir machen werden, wenn du ihnen das alles erzählst, was du erlebt hast? Sie werden dich ebenso verbrennen, wie sie es mit uns machen würden. Trauen werden sie dir nicht. Dann werden sie auf Nummer sicher gehen und dich ebenfalls töten. Das macht für dich und für uns keinen Sinn.«, fuhr er Naham mit deutlichem Ton an.

»Ich bin ein ordentlicher Mensch. Niemandem habe ich jemals Leid zugefügt. Doch was ich hier erlebt habe, das ist böse Zauberei. Ich kann nicht damit leben und eine Hagzissa decken. Du musst das doch verstehen. Sie hatte dich verhext, zu einem Vergewaltiger gemacht. Hegst du denn keinen Argwohn gegen diese Frau?«

»Nein, Naham, ich liebe diese Frau. Sie mag zwar eine Hagzissa sein. Doch es gibt Mächte, die so gewaltig sind, dass sie eure Welt zerstören können. Eure Welt hat Feinde mit einer solch gewaltigen Macht. Ohne eine Hagzissa, als Wächterin auf dem Zaun zwischen den Welten, da wäre eure Welt bereits verloren. Ihr solltet froh sein, sie zu haben. Auch hat sie mich nicht verhext. Wenn du willst, so kannst du in mir gerne einen Dämon sehen, der in den Körper des Vergewaltigers geschlüpft ist. Ich bin hier, um der Hagzissa zu helfen, eure und damit auch deine Welt zu retten. Wie sonst kannst du dir diese Zauberkugel sonst erklären, mein Freund?«, erklärte Jan seinen Standpunkt und deutete auf das Licht der Hoffnung, das noch immer in einer Ecke des Raumes schwebte, aber nur noch ganz schwach leuchtete. Man musste schon ganz genau hinsehen, um es entdecken zu können. Doch es war tatsächlich noch dort.

»Das mag vielleicht sein. Doch wird euch niemand bei uns Glauben schenken. Das werdet ihr schon sehen. Finden sie mich bei euch, dann werden sie mich ebenso verurteilen, wie sie es mit euch tun werden.«

Jan sah Bina an und lächelte sie seltsam an, dann wandte er sich wieder Naham zu.

»Das ist wohl wahr. Doch wir leben in unsicheren und finsternen Zeiten. Die Feinde dieser Welt werden zurück kommen, und sie werden die Hölle zu euch bringen. Du hast einen ersten Vorgeschmack doch selbst erlebt. Es ist jetzt die Zeit gekommen, ein Heerlager zu errichten, um ihnen begegnen zu können. Um gegen die Soldaten der Hölle zu kämpfen, muss man mit den Waffen des Himmels um zu gehen verstehen. Nicht jeder kann das lernen, Naham. Nur eine Hagzissa trägt das Gespür in sich und kann lernen, diese Waffen zu gebrauchen. Bina ist die erste Soldatin in meinem Heerlager. Doch es werden weitere kommen. Es werden viele sein, die kommen werden, um zu lernen. Auch werden unheimliche Kreaturen des Guten kommen, um euch zu helfen, diese Prüfung zu bestehen. So wird es sein, Naham.«, erzählte Jan und sah dabei nicht gerade aus, als wollte er Naham nur auf den Arm nehmen.

Naham sah ihn jedoch weiterhin ungläubig an.

»Die Leute werden euch hier nicht wollen. Sie werden euer Haus in Brand setzen, ehe auch nur eine Hagzissa fertig ausgebildet ist. «

»Ja, genau da kommst du ins Spiel, verehrter Naham. Du hast gesehen, was auf eure Welt zukommen wird. Sie werden euch versklaven, eure Kultur und euch unterjochen. Ihr werdet ein

Leben in Angst führen und eure Kinder werden in ein Leben der Angst hinein geboren werden. Es wird auch nicht die einzige Welt sein, die sie angreifen. Dort draussen gibt es viele andere Welten, die ebenso bedroht sind, wie die eure. Du musst sie abhalten, ihre Verbündeten anzugreifen und sie zu bekämpfen. Es wird deine Aufgabe sein, sie auf den nahenden Krieg vorzubereiten. Du musst sie lehren, wer Freund und wer Feind ist.«

Naham sah bemitleidenswert aus.

Vielleicht war er für das alles einfach noch zu jung.

Bina zweifelte daran, dass er dieser Aufgabe gerecht werden würde.

»Sie werden mir nicht glauben. Sie werden mich für einen Verrückten halten.«, meinte er kleinlaut.

»Aus diesem Grund wird dir das Licht der Hoffnung helfen. Es wird den Menschen das Vertrauen und die Einsicht in die Köpfe pflanzen. Nur wird es das nicht mit allen Menschen auf einmal anstellen können. Ihr werdet schrittweise vorgehen. Schritt für Schritt werden immer mehr Menschen dir folgen und deinen Lehren ihr Gehör schenken. Unser Weg wird für sie zu einer echten Religion werden. Sie werden Wunder brauchen, die wir ihnen geben werden. Wir werden ihnen zur Seite stehen, wenn der Krieg über sie herein bricht, um sie zu versklaven. Dann irgendwann, werden sie frei sein. Wir alle werden irgendwann frei sein und die Schatten für immer verdrängt haben.«, prophezeite Jan, und Naham gefielen seine Worte. Jedenfalls hatte Jan den Eindruck.

Nur konnte er nicht sagen, ob womöglich das Licht der Hoffnung bereits bei Naham sein Werk verrichtet hatte. Er hatte diese leuchtende Sphäre einfach mit in seinen Plan eingebaut. Dabei wusste er nicht einmal, warum sie überhaupt noch da war.

Eigentlich hätte sie nach seiner Ankunft verschwinden sollen.

Doch nicht alle Absichten Nayas waren ihm bekannt.

Vielleicht hatte die Tigerin seine Hilflosigkeit erkannt und wollte ihm mit dem Licht der Hoffnung helfen. Aber womöglich war es auch nur eine Art Aufpasser für ihn. Immerhin trug er eine Menge privilegiertes Wissen in sich und Naya traute ihm nicht über den Weg. Nach den neuerlichen Ambitionen einiger Xyrals, wäre ein wenig Misstrauen nur zu verständlich. Jan dachte an die massiven Störungen des Waagumals, und ihm wurde bei den Gedanken an die Folgen ganz schlecht.

»Also sind wir uns einig?«, fragte er abschliessend Naham.

Naham nickte nur und lächelte plötzlich ganz unerwartet.

Jan sah zuerst in die geweiteten Augen Nahams und dann zum Licht der Hoffnung und schüttelte nur mit seinem Kopf.

Dann ging er zu Bina und nahm sie in den Arm.

»Ich werde noch einmal aufbrechen müssen. Ich habe noch etwas zu erledigen. Das Licht der Hoffnung wird hier bei euch bleiben. Es ist unglaublich mächtig. Sollte es bei euch Schwierigkeiten geben, werde ich davon unmittelbar erfahren. Es wird nicht lange dauern, Bina. Bis zum Morgengrauen werde ich wieder zurück sein. Vertraue mir. Am besten fesselt ihr mich wieder. Dieser andere Jan, er muss ein mieser Wicht sein.«

Bina sah ihn ängstlich an.

»Nein, Jan, ich kann dich nicht wieder gehen lassen. Ich halte das nicht aus. Das kannst du mir nicht antun. Du bist doch erst zurück gekehrt. Ich habe Angst um dich, Jan.«, flehte Bina ihn fast an. Sie hatte noch immer das Bild des falschen Jan vor Augen.

»Doch, es muss sein. Wir leben in schlimmen Zeiten. Es wäre falsch, jetzt nur an uns zu denken. Vertraue mir und dem Licht der Hoffnung. Bina, schau in dein Herz und sei vernünftig, bitte.«

Bina war vernünftig. Sie band ihn am Stuhl fest. Naham half ihr. Offenbar fand er den Gedanken ganz gut, Jan wieder zu fesseln. Nur Bina konnte kaum ihre Tränen zurückhalten.

Jan sah dann zum Licht der Hoffnung. Es begann plötzlich intensiver zu leuchten. Die Luft im Raum schien sich elektrisch aufzuladen. Bina kannte das Phänomen inzwischen gut. Es war das Xyralum, was hier zum Einsatz kam.

Augenblicke später sank der Kopf von Jan auf seine Brust. Er war weg, der unwissende Jan war zurück geblieben.

»Naham, wir haben keine Zeit. Los, öffne alle Fenster. Das Xyralum muss aus dem Haus. Die Schatten werden gleich wieder hier sein, wenn sie es wahrnehmen.«, fuhr sie Naham an.

Der blickte sich verwirrt um, verstand aber dann sofort. Sie öffneten alle Fenster und die Tür, um das Haus gut zu lüften.

Danach schlossen sie diese wieder und zündeten zusätzliche Lichter an, die sie sogleich in die Fenster stellten. Kaum hatten sie das getan, bemerkte Bina vor dem Haus ein erstes Huschen. Die Umbrae Mortis, sie waren wieder da. Die Gier nach Xyralum, sie war bei ihnen ungebrochen.

Bina und Naham sahen sich gegenseitig an.

Beide hatten Angst.

Bitte nicht wieder diese Hundewürger.

Jetzt konnten sie nur noch abwarten und hoffen, dass die Schatten nicht in das Haus kamen.

Ohne Ausweg

Obwohl es auf dem zugigen Bahnsteig ziemlich eng war, hatten die Männer sie schon bald eingekreist.

Püppi bellte.
Marsha konnte ihn kaum halten.
Memba sah sich panisch um.
Marani versuchte Tina zu schützen.

Dann fasste einer der Männer Memba an der Schulter an.
Sie dreht sich um und schlug gekonnt zu.
Der Mann kam ins Straucheln.
Sofort zogen sich die Menschen um sie herum zurück.

»Los, ergreift sie!«, hörte man die Stimme des kleinen Professors irgendwo aus der Menschenmenge.

Dann fielen die Männer plötzlich über die kleine Gruppe her. Es entstand ein Handgemenge. Als zwei der Männer nahe an Marsha heran traten, stellten sich bei Püppi das Nackenfell hoch. Er fletschte die Zähne und knurrte die Männer bedrohlich an.

Doch das störte sie wenig.
Sie griffen Marsha an ihren Armen und hielten sie fest.
Sofort fiel Püppi die beiden Männer an und verbiss sich in sie.

Das Geschrei in der Menschenmenge war gross.

Memba konnte sich nur befreien, indem sie die Kraft des Xyalums einsetzte.
Die drei Männer, die es auf sie abgesehen hatten, wurden mit grosser Kraft auf den Boden gedrückt, so dass ihnen das Blut aus der Nase lief.

Als die ersten Schüsse fielen, war die Panik in der Menschenmenge erschreckend.
Frauen schrien laut herum. Männer rannten vom Bahnsteig und warfen dabei andere Passanten achtlos einfach um.

Marani brach in sich zusammen. Sie hatten auf ihn geschossen.
Er blutete stark und sah Memba flehend an. Doch Memba konnte ihm nicht helfen.
Die Männer des kleinen Professors schirmten Marani völlig ab.

Marsha hatte sich mit Püppis Hilfe inzwischen auch befreien können. Sie hechtete auf Tina zu, die regungslos am Rande des Geschehens stand. Als sie Tina umdrehen wollte, um mit ihr zu sprechen, erschrak Marsha. Tinas Gesicht war wie versteinert. Ihre Augen blickten sie kalt an.

»Hier, diese Frau hier! Nehmt sie fest. Sie ist eine von denen. Und erschießt endlich den blöden Köter!«, herrschte sie einige Männer an, die sofort auf die Befehle von Tina reagierten.

Marsha war entsetzt. Sie floh zu Memba.

»Los, Memba! Wir müssen hier verschwinden. Schnell, weg hier!«, rief sie ihr zu und zog sie dann am Arm mit sich.

Es krachten erneut Schüsse. Sie galten dem armen Püppi. Dabei wurden mehrere unschuldige Menschen versehentlich getroffen. Sie brachen stöhnend zusammen. Die Leute drängten in ihrer Panik und raubten den beiden Frauen die Luft.

»Was ist mit Tina? Wir müssen doch Tina helfen!«, rief Memba zurück.

»Nein, Tina ist nun eine von denen. Sie ist von einem ambalosischen Agenten besetzt. Wir müssen auf sie verzichten.«, antwortete Marsha, obwohl sie Memba in der Menge bereits schon nicht mehr ausmachen konnte.

Sie fluchte leise vor sich hin und drängte sich in ein Treppenhaus. Als sie durch das Fenster der Tür sah, erkannte sie, wie mehrere Männer Memba einkreisten und bedrängten.

Püppi bellte.

Memba konzentrierte sich auf das Xyralum. Plötzlich löste sich der Boden unter den Menschen einfach auf. Die schweren Steinplatten erhoben sich in die Luft. Zwischen ihnen schwebte der feine Sand. Die Menschen sanken langsam in die lockere Erde hinab. Schon bald konnte sich kaum mehr einer von ihnen bewegen. Immer tiefer und tiefer sanken sie in das lockere Erdreich hinab, während über ihnen die Steinplatten und der feine Sand schwebten.

Memba stand inzwischen auf einem Treppenabsatz, der von diesem bizarren Ereignis nicht betroffen war.

Die ersten Menschen versanken spurlos im Schmutz des Bodens, als sich plötzlich eine tiefschwarze Masse von der Decke des Bahnhofs in Richtung Boden ergoss.

»Scheisse, Umbrae Mortis...!«, fluchte Marsha und wollte Memba warnen.

Doch sie sah keine Möglichkeit, bis zu Memba vor zu dringen und musste verzweifelt mit ansehen, wie sich die Schatten immer schneller dem Xyral näherten.

Püppi war ausser sich und wütete immer wieder gegen die Tür.

Marsha sah keine andere Möglichkeit, als ihn auf die Schatten los zu lassen. Doch er hatte nur einen ganz schmalen Mauervorsprung, den er nutzen konnte, um zu der bedrängten Memba zu gelangen.

Sie sprach mit ihm in seiner Sprache der Hunde und erklärte ihm, was er zu tun hatte. Püppi lauschte ihren Lauten und sah sie mit seinen grossen Augen aufmerksam an. Dann öffnete Marsha die Tür und Püppi huschte hinaus.

Es war wirklich unglaublich, wie mutig dieses treue Tier war. Vorsichtig und schnell tapste Püppi über die schmale Mauer, bis Memba ihn entdeckt hatte. Sie freute sich über ihre Entdeckung und liess die Wirkung des Xyralums langsam wieder ihrem Willen entgleiten. Die Steine und der Sand senkten sich. Der Boden verfestigte sich und umschloss seine Opfer immer fester und dabei erbarmungslos tödlich.

Doch gerade als sich ihre Lippen zu einem Lächeln formten, fielen die Umbrae Mortis über sie her. Gleich mehrere sehr grosse Schatten fielen über die Frau her und saugten sich an ihr fest. Sie saugten ihr so gierig das Xyralum aus, dass sie vor heftigen Schmerzen laut schrie.

Püppi setzte zu einem gewaltigen Sprung an und fiel völlig furchtlos über die Schatten her. Einige

Schatten liessen sofort von Memba ab, andere wiederum nicht.
Für Püppi alleine waren diese ungewöhnlich grossen Schatten einfach zu gewaltig. Weitere Schatten näherten sich bereits.

Memba schleppte sich in Richtung der Tür, durch die Püppi gekommen war. Hinter dieser stand Marsha und betete richtig darum, dass sie hier möglichst rasch und lebendig weg kommen würden. In ihren Augen blitzte die Todesangst.

Püppi kämpfte tollkühn und unbeirrt weiter gegen eine enorme Übermacht der Schatten.

Der U-Bahnhof glich einem Schlachtfeld. Er war inzwischen fast menschenleer.
In der Ferne hörte man viele Polizeisirenen, die sich rasch näherten.
Es blieb ihnen nicht mehr sehr viel Zeit, um einem Zugriff durch die Behörden entkommen zu können. In wie weit die Behörden bereits von den ambalosischen Agenten unterwandert waren, das war ihnen nicht bekannt. Doch alleine die Existenz des kleinen Professors und die lasche Reaktion der Medien auf die Übernahme der unterirdischen Forschungsanlage, sie liessen Schlimmes erahnen.

Als Memba die besorgte Marsha in dem Treppenhaus erreicht hatte, sah sie durch das kleine Fenster der Tür.

Dort war Püppi den Schatten weit unterlegen. Auch würden bald weitere Schatten eintreffen. Offenbar war inzwischen das ganze U-Bahn-Netz von ihnen regelrecht eingenommen worden. Wollten sie also aus dem Erdäum Terra fliehen, so mussten sie ihre Körper in Sicherheit bringen, da sie sonst nicht wieder kommen konnten. Auch wollten sie ohne Püppi nicht gehen.

Doch dann hörte man ein zweites, sehr viel helleres Bellen.

Wieder sahen die beiden Frauen durch das kleine Fenster der Tür. Es war fast kaum zu glauben, aber Püppi hatte Unterstützung durch einen zweiten, viel kleineren Hund bekommen. Er war schwarz mit zwei weissen Läufen.

»Larissa!«, entfuhr es Marsha.

Die Hündin hatte offenbar instinktiv gespürt, dass Marsha ihre Hilfe benötigte. Sie hatte nach Marsha gesucht und war dann hier auf die Umbrae Mortis und Püppi gestossen.

Larissa hörte die Rufe Marshas und war kurz abgelenkt. Aber sofort fing sie sich wieder und half Püppi im Kampf gegen die Schatten.

Marsha war entsetzt und voller Sorge um ihre beiden treuen Gefährten.

Diese war nicht unbegründet, da ein blasser Esgana Cão aus der Finsternis eines Schattens in das Licht schritt und sofort über Larissa her fiel. Er verbiss sich mit seinen spitzen, nach innen gebogenen Zähnen in ihren Hals und begann sofort seinen Unterkiefer zu lösen. Larissa jaulte in Todesangst. Davon unbeeindruckt würgte der Esgana Cão den Kopf des Hundes Stück für Stück hinunter.

Das Jaulen verstummte plötzlich.

Marsha sah angewidert weg und nahm bereits den säuerlichen Geruch des Hundewürgers wahr.

»Wir müssen verschwinden. Sie werden uns sonst bekommen, und was das heisst, das kannst du dir denken.«, sagte Memba.

Ihr Gesichtsausdruck war angespannt. Marsha wusste das nur zu gut.

Doch sie konnte Püppi nicht im Stich lassen.

Die Kraft des Xyalums half ihr hier nicht weiter, würde die Situation nur noch aussichtsloser werden lassen.

»Memba, aber es ist unser guter Püppi. Ich liebe diesen Hund. Er ist mehr, als nur ein Freund.«

Marsha sah Memba flehend an.

So hatte Memba sie noch nie gesehen.

Doch sie hatte eben Larissa verloren.

Dann der Verrat durch Tina, der aufziehende Krieg, und jetzt sollte sie auch noch Püppi im Stich lassen?

Memba verlangte viel von Marsha.

Doch wollten sie überleben, dann mussten sie jetzt fliehen.

Sie sah durch das Fenster und sah oberhalb der Rolltreppen einen Mann stehen.

»Offenbar ist die Polizei jetzt da.«, meinte sie zu Marsha.

Marsha kam ans Fenster. Ihr Gesicht hellte sich auf.

Oben an der Rolltreppe stand doch tatsächlich ihr alter Freund Jan.

Sofort liessen die Schatten von Püppi ab und wandten sich dem Xyal zu.

Seine Reise in das Erdäum Terra hatte viel Xyalum aufgewirbelt, und so roch es auch.

Für die ewig ausgehungerten Schatten war dieser Duft so sehr unwiderstehlich, dass sie von ihrem Kampf mit dem Hund abliessen.

Püppi war zu schwach, um ihnen nach zu hasten, um weiter gegen sie zu kämpfen.

Er zog sich zu Marsha und Memba zurück, die ihn bereits an der Tür bereits erwarteten.

Dann geschah etwas ganz Seltsames. Neben Jan erschien ein gleissend helles Licht, dessen Umrisse an einen Menschen erinnerten.

Die Schatten liessen sich nicht davon beirren. Erst als das Licht immer strahlender wurde, so dass es die gesamte Halle vollkommen ausfüllte, brachen sie ihren Angriff ab und harrten aus. Sie hafteten in der strahlend hell ausgeleuchteten Halle an vielen Stellen mit etwas weniger Helligkeit, als wäre sie Inseln der Schwärze. Doch dieses seltsame Licht, es schien sie zu lähmen. Sie benötigten offenbar so eine gewaltige Menge Kraft und Energie, die gleissend hellen Flächen mit Finsternis zu füllen, dass sie praktisch nur noch wenige Zentimeter in der Minute voran kamen.

Was oder wer dieses Licht war und wie Jan zu ihm gekommen war, wusste Marsha nicht. Ihr war nur sofort klar, dass sie jetzt ihre Chance nutzen mussten, um zu entkommen.

Auch Jan hastete zu ihnen, während diese strahlende Gestalt weiter den Raum mit seinem Licht flutete.

Als sie im Flur zusammen fanden, war keine Zeit für ein grosses Wiedersehen.

»Wir müssen unerkannt zu meiner Wohnung gelangen. Schnell, ganz schnell...!« rief er ihnen zu.

Marsha und Memba stellten keine Fragen, sondern hasteten hinter Püppi die Treppen hinunter.

Jan folgte ihnen.

Dann hörte man ein lautes Krachen.

Die Tür war oben aufgerissen worden. Man konnte den kleinen Professor erkennen.

»Alle sofort stehen bleiben. Ihr seid alle festgenommen!«, brüllte er hinunter und sah mit dem hellen Licht in seinem Hintergrund ziemlich unheimlich aus.

Jan hastete sogleich wieder die Treppen hinauf.

Als er beim kleinen Professor angekommen war, spürte er, wie dieser versuchte, die Kraft des Xyralums zu benutzen, um ihn zu lähmen.

Blitzschnell holte Jan aus und schlug dem kleinen Professor mit der Faust derbe auf die Nase. Dieser ging zu Boden und polterte einige Treppen hinunter und blieb dort leise wimmernd liegen. Jan hastete an ihm vorbei, zu den beiden Frauen und Püppi.

Sie liefen nun ein Stück durch die U-Bahn-Röhre. Nach einigen Metern, fanden sie einen Notausgang, den sie nutzen wollten. In der U-Bahn-Röhre mussten sie mit Umbrae Mortis Angriffen rechnen. Ihnen blieb also kaum etwas anderes übrig, als über dieses neue Treppenhaus zu versuchen, die Strasse zu erreichen.

Völlig ausser Atem erreichten sie den Ausgang, gerade in dem Augenblick, als die Polizei den U-Bahnhof, der sich nun in einiger Entfernung befand, abriegelte.

Die Strasse war voller Menschen, die alle ganz aufgeregt waren. In dem ganzen Durcheinander war es relativ leicht für die drei Xyrale und Püppi, unerkannt zu entkommen.

Sie beeilten sich, zu Jans Wohnung zu kommen. An jeder einzelnen Hofeinfahrt mussten sie jedoch damit rechnen, dass Umbrae Mortis ihnen auflauerten, was sie ziemlich viel Zeit kostete. Zwar war der Geruch von Xyralum fast verflogen. Doch selbst geringe Mengen konnten sie verraten. Aber schliesslich gelangten sie zu der kleinen Mansardenwohnung. Sie sahen sich zunächst ausgiebig und vorsichtig um, ob sie nicht in eine Falle geraten waren. Doch alles war friedlich, und keiner hatte sie erkannt. Jan war eben nur ein armer Flaschensammler. Um so einen

Mann, da kümmerten sich nur wenige Menschen.

Nachdem sie sich etwas von der Flucht erholt hatten und wieder zu Luft gekommen waren, erzählten sie sich in Kurzform ihre Geschichten.

Jan erzählte nur das Wesentliche und vermied es, Näheres über seine Erfahrungen bei dem Licht der Hoffnung zu berichten.

Die beiden Xyrale waren nicht dumm. Es bestand die Gefahr, dass sie auf die hässlichen Bedingung von ganz alleine kommen würden, die ihm das Licht der Hoffnung, als Gegenleistung für die privilegierten Informationen, gestellt hatte.

Die Freiheit der Angst, sie würde mit dem Leben der Gewinner des Krieges bezahlt werden müssen. Wie dem auch sei, Marsha war jedenfalls glücklich darüber, dass ihr alter Mentor Jan sie doch noch erhört und sich an sie erinnert hatte. Sie umarmte ihn voller Freude und küsste ihn auf die Wange.

»Ich hatte schon begonnen, an dir zu zweifeln. Die Situation in Terra, sie wird von Tag, zu Tag, schlechter. Wir haben nicht bemerkt, dass Tina doppeltes Spiel getrieben hat, haben Marani und Larissa verloren. Es sieht wirklich nicht gut aus, Jan. Was ist dein Plan? Du hast doch bestimmt einen Plan, oder?«
sagte sie zu ihm.

Memba gab sich deutlich zurückhaltender.

Jan war in Terra nur wenig älter als sie selbst, und sie kannte ihn nicht.

Nach ihrem Erlebnis mit Tina war sie sich sehr sicher, niemandem mehr vorschnell vertrauen zu können und zu wollen.

Jan streichelte ihr über den Kopf und meinte: »Ich habe in der Tat einen Plan. Wir werden zunächst einmal hier aus Terra verschwinden. Wir werden diese Föderation nur bekämpfen können, wenn wir unsere Kräfte sammeln, ausbauen und bündeln. Ich habe da schon eine Idee. Doch was ist mit dieser Tina? Sie könnte zu einem echten Problem werden. Sie hat ein Bündnis mit dem Wasser geschlossen. Derartiges habe ich noch niemals zuvor gehört. Ist sie eine Hexe?«

»Tina ist eine eher sehr weiche Frau. Sie bringt eine hohe Sensibilität mit, wie alle Menschen mit der alten Gabe. Ob sie eine Hexe ist, das kann ich noch nicht sagen. Das sie die Gabe hat, beweist jedoch der Umstand, dass sie mit dem Wasser kommunizieren und auf es einwirken kann. Sie ist zur Föderation übergelaufen. Das macht sie für uns gefährlich.«
antwortete Marsha.

»Ja, in der Tat ist sie eine gefährliche Frau. Vermutlich kann sie über das Wasser alle Informationen zu allem in Terra abfragen. Auch wird sie bald von uns wissen, wenn wir nicht verschwinden. Sind unsere Persönlichkeiten erst einmal verschwunden, dann wird das Wasser auch nicht von uns erfahren.«
erwiderte Jan.

»Ja, du hast Recht. Wir sollten sofort aufbrechen. Selbst das Wasser in unseren Körpern kann inzwischen zum Feind werden.«

Daraufhin konzentrierten sich alle auf das Xyralum.
Die Reise in das Erdäum Lapilla begann.

Der Sonnenaufgang

Es war weit nach Mitternacht, als Bina meinte, dass die Umbrae Mortis wohl wieder wieder fort wären. Die Schatten waren nicht in das Haus gelangt. Sie hatten offenbar Glück gehabt.

Auch schwebte das Licht der Hoffnung völlig ruhig in der Luft und war mehr nur noch zu erahnen, als dass man es sehen konnte.

Naham stand am Feuer und dachte nach.

Der unwissende Jan war ziemlich aktiv.

Bina jedoch, sie war einfach nur müde. Doch sie wollte sich nicht zum Schlafen legen, da sie dem unwissenden Jan und Naham einfach nicht trauen konnte. Schon einmal hatte der unwissende Jan versucht, sie zu vergewaltigen. Ausserdem war er ein sehr widerwärtiger Zeitgenosse, der nichts mit ihrem Jan gemeinsam hatte.

»Ich verstehe nicht viel von dem, was ich hier erlebt habe. Immer wieder war ich nicht Herr meiner selbst, spürte die Todesangst und habe alles verloren, was mir etwas bedeutete. Ich hatte lange keine Frau mehr intim berührt, verehrte Bina. Zu lange war ich auf Reisen, so dass ich mich einfach vergessen hatte. Es tut mir leid, was ich euch angetan habe. Auch meinen eigenen Leuten möchte ich mit dieser Schuld nicht mehr unter die Augen treten. Mein Leben ist keinen Kupferling mehr wert.«, versuchte der unwissende Jan ein Gespräch mit Bina zu eröffnen.

Doch sie reagierte nicht auf ihn.

»Halte doch einfach deine Klappe.«, fuhr in Naham an.

»Lasst mich doch gehen, Hagzissa. Ich werde nichts von deiner Zauberkraft und den Dämonen berichten, die ich hier angetroffen habe. Ich verspreche es...«, flehte der unwissende Jan Bina an.

»Du gehst uns auf die Nerven.«, mischte sich Naham erneut ein. »Du wirst nirgendwo hin gehen. Bleiben wirst du und damit endlich einmal etwas Sinnvolles tun.«, zischte Bina ihn plötzlich an.

Sie war nervös. Im Dorf würde man wahrscheinlich die drei Burschen schon vermissen. Sicher würde es nicht lange dauern, bis sie eine Suche nach ihnen organisieren würden. Hoffentlich war ihr geliebter Jan, so wie er versprochen hatte, am Morgen zurück. Bina wollte nicht im Kerker und anschliessend womöglich noch auf dem Scheiterhaufen enden.

»Naham, was grübelst du? Es ist die richtige Entscheidung, bei uns zu bleiben und uns zu helfen.«, meinte Bina dann.

»Das ist es nicht. Aber ich kann nicht mehr zurück. Zu viel ist geschehen, als das ich noch zurück in mein altes Leben könnte. Ich denke nur an meine beiden Freunde und diesen Krieg mit seinen seltsamen Gestalten und Dämonen. Niemals hatte ich auch nur erahnen können, wie zerbrechlich unser friedliches Leben hier doch ist.«

Bina wischte ihm sanft über die Brust.

»Doch wir stehen auf der richtigen Seite. Wir können es nicht zulassen, dass man unsere friedliche Welt ausbeutet. Ich werde es nicht dulden, dass diese Kreaturen bei uns Morden und Quälen können, wie es ihnen beliebt. So vertraue ich dem anderen, dem besseren Jan und seinen Worten.«

»Nein, Bina, du liebst ihn, und er liebt dich. Das ist etwas völlig anderes. Ich konnte es deutlich in seinen Augen sehen. Ein Dämon, der zur aufrichtigen und echten Liebe fähig ist, ihm kann ich mehr trauen als einer Bestie, die an den toten Körpern meiner Freunde nagt.«

Als Naham das gesagt hatte, lächelte Bina ihn etwas an.

»Ja, dieser andere Jan, er ist schon ein seltsamer und ein faszinierender Mann.«

»Das ist er in der Tat. Doch warum hat er für sich nur den Körper dieses einfältigen Tölpels gewählt.«, meinte Naham und deutete auf den unwissenden Jan.

»Offenbar gibt es Dinge, die auch Dämonen sich nicht aussuchen können.«, erwiderte Bina und begann damit, etwas frisches Brot aufzuschneiden.

Die restliche Nacht verlief ruhig.

Der unwissende Jan schlief.

Bina und Naham unterhielten sich so offen und zwanglos, wie beide es noch nie zuvor getan hatten, obwohl sie sich bereits seit Jahren kannten. Naham verstand langsam immer mehr von der ganzen Angelegenheit mit der Hagzissa, dieser Zauberei und den Dämonen, die eigentlich keine Dämonen waren. Er hatte Bina gerne und allmählich schien er ihr mehr und mehr zu vertrauen.

Als der Morgen herein brach, erwachte der unwissende Jan aus seinem Schlaf.

Zur grossen Freude von Bina war er, als ihr geliebter Jan erwacht, der kurz zuvor aus Terra, zu ihr zurück gekehrt war. Er hatte also sein Versprechen gehalten.

Als sie ihn los gebunden hatte, umarmten sie beide sich innig und küssten einander.

»Du Schuft wirst mich nie wieder alleine lassen. Versprich es. Los, versprich es!«, meinte Bina ausgelassen. Ihr liefen kleine Tränen der Freude in den Augen zusammen.

Naham war verlegen und schien tatsächlich ein wenig Röte in seinem Gesicht zu bilden, gab dann plötzlich vor, nur rasch ein wenig Wasser holen zu wollen.

»Was ist, wenn er nicht wieder kommt?«, fragte Jan seine glückliche Bina besorgt.

»Er wird wieder kommen. Inzwischen versteht er viel mehr von allem, als er es gestern tat.«

»Wir werden bald Besuch bekommen. Zwei werden es sein und ein grosser Hund. Sie sind Xyrale. Mit ihnen werden wir beginnen.«

Bina sah ihn interessiert an.

»Womit werden wir beginnen?«

»Wir werden hier in Lapilla so eine Art Stützpunkt und Zentrum errichten. Es werden noch mehr Xyräle kommen. Sie werden uns helfen, die Föderation zu bekämpfen. Wir werden Hunde züchten und begabte Menschen finden, um diese Menschen auszubilden.«

Jan sah sie auffordernd und gut gelaunt an.

Bina nahm etwas Abstand zu ihm.

Die Tür ging auf. Naham kam herein.

»Wen werden wir ausbilden? Was werden wir ausbilden?«

»Wir werden die alten Künste und das alte Wissen lehren, um begabten Menschen die Fähigkeit zu verleihen, sich gegen ihre Feinde zu wehren. Es ist mehr das Unterstützen, sich wieder an altes Wissen zu erinnern.«

»Du willst hier wirklich Hagzissas ausbilden?!«, entwich es Nahams Lippen.

In seinen Augen erkannte man deutlich Furcht.

»Wenn du es so formulierst, dann ja. Wir werden hier den alten Weg und vieles mehr lehren. Nur mit der Begabung und dem richtigen Wissen zu ihm, finden diese Menschen zu ihrer ureigensten Bestimmung. Wir brauchen Hagzissas, um die Menschen dieser Welt gegen diese Feinde zu schützen. Du hast den Feind bereits kennen gelernt. Sie waren nur eine Vorhut, eine vage Ahnung von dem, was deiner Welt tatsächlich droht. Deine Generation und alle nachfolgenden, sie werden ein Leben der niemals endenden Angst leben müssen, wenn wir nicht sofort damit beginnen, uns gegen diese Kreaturen zu wehren.«

Naham nickt nur ein wenig. Ihm war überhaupt nicht wohl, bei dieser ganzen Angelegenheit. Auch verstand er noch immer nicht alles. Bald würden Menschen kommen und nach ihm suchen. Sie werden Fragen stellen. Sein Vater wird Fragen stellen. Dann werden sie die Leute entdecken, die Hagzissas und womöglich auch die Dämonen. Naham wusste gut, dass ihnen schwere Zeiten bevor standen. Er fühlte sich einfach zu jung, um auf dem Scheiterhaufen zu enden. Auch er hatte Pläne für sein Leben. Doch diese lösten sich gerade in Luft auf.

Den ganzen Tag über ruhten sie sich aus und schliefen.

Endlich einmal verlief ein Tag ohne Zwischenfälle.

Bina nutzte die Zeit dazu, ein wenig aufzuräumen und sich auf die Ankunft der Gäste vorzubereiten.

Doch von den beiden Xyralen und dem Hund war nichts zu sehen.

Jan hatte ihr erklärt, dass es nur selten vorkam, dass man bei einer gemeinsamen Reise durch die Erdäen auch gemeinsam in örtlicher Nähe erwachte. So mussten sich Xyräle erst wieder

gegenseitig in dem neuen Erdäem finden. In Erdäen ohne technische Hilfen, da war das fast immer recht aufwendig und langwierig.

Am Abend sassen sie schliesslich zusammen.

Jan erzählte Bina und Naham von den Ereignissen in Terra. Auch weihte er beide ein wenig mehr in die Geschichte des Xyralums und die Erdäen ein und erzählte ihnen, wie alles zusammen hing. Naham und Bina fragten viel und zeigten grosses Interesse, auch wenn einiges nur schwer zu glauben war. Es war ein völlig neues Weltbild, auf das sie trafen und das zudem real sein sollte und es wohl auch war, wie ihre Erfahrungen gezeigt hatten.

Alles im Sein, es war eine Sache des Bewusstseins. Eine unendlich erscheinende Anzahl an Erdäen war durch das Xyralum von einander getrennt, aber auch mit einander verbunden. Die Durchlässigkeit in Bezug auf Inhalte dieser parallelen Welten, sie wurde durch das Xyralum ermöglicht und bestimmt. Veranlagung, Kreativität und Fantasiefähigkeit waren eine grundlegende Voraussetzung für die Nutzung des Xyralums und eine gewisse Durchlässigkeit. Daher waren es derart begabte Menschen, Künstler, Kreative und offene Denker, denen es immer wieder bewusst, oder auch unbewusst gelang, aus diesen parallelen Welten Inhalte zu erfahren, um diese Erfahrungen in ihrer eigenen Welt einzusetzen. Kein Wunder war es also, dass die anderen Menschen sie oft nicht verstanden und sich vor ihnen ängstigten. Ihre Entdeckungen waren einfach nicht von dieser Welt.

Das Xyralum und die Begabung, sie ermöglichten damit nicht selten eine gewisse Hellsichtigkeit, die gelebte Relativität von allem und ein Leben in Grenzenlosigkeit. So ein gelebtes Weltbild bewertet Emotionen anders und relativiert die Angst vor der eigenen Vergänglichkeit. In wie weit man so ein Weltbild verinnerlichen und tatsächlich leben kann, das steht in Abhängigkeit von der Begabung und dem eigenen Willen zur Öffnung. Ein scheinbares Gleichgewicht, also das Waagumal, es sorgt für ein friedliches Miteinander zwischen den Erdäen. Dieses Waagumal könnte man daher vielleicht mit dem inneren Frieden und dem hoch aufgestiegenen Geist eines Menschen vergleichen.

Wie dem auch sei, die beiden Menschen Lapillas verstanden allmählich, dass es nicht Dämonen und Zauberei waren, um die sich alles drehte, sondern um die Realität und den Umgang mit ihr. Traf man auf die Realität, auf die echte Wahrheit, so war sie machtvoller und reiner, als jede Religion es zu sein vermochte. Echte Wahrheit bedarf keiner Erklärung, sondern muss erlebt und gelebt werden, um sie erfassen zu können. Man kann sich nicht mehr hinter menschlichen Interpretationen verstecken. Es gibt für echte Wahrheit keine Interpretation. Sie steht immer und jederzeit für sich selbst, ist extrem gnadenlos und nur durch sich selbst veränderbar.

Als es schon sehr spät in Binas Haus geworden war, klopfte es an die Tür.

Vorsichtig und mit der Armbrust bewaffnet, öffnete Bina die Tür.

Ein junge Frau stand vor der Tür. Sie war blond und wunderschön. Sie trug eine Hängetasche aus Stoff und hinter ihr stand ein alter Pferdewagen mit völlig verschlammten Rädern.

»Guten Abend, Bäuerin. Mein Name ist Narash. Ich bin auf der Suche nach einem Mann, der sich Jan nennt. Kennt ihr ihn, oder wisst ihr vielleicht, wo ich ihn finden kann?«, fragte die Frau.

Bina hob drohend ihre Armbrust und hielt sie Narash direkt vor die Nase.
Die junge Frau war wirklich eine Schönheit. Aber ihre Augen, sie waren die, einer Raubkatze.
Sie war gefährlich. Bina spürte das instinktiv.

»Vielleicht kenne ich diesen Mann. Doch vielleicht kenne ich ihn auch nicht. Was wollt ihr von ihm? Vielleicht sollte ich euch einfach erschiessen. Was meint ihr? Immerhin ist es schon spät im Moor.«

»Wir haben uns auf einer gemeinsamen Reise verloren. Ich muss ihn finden. Er meinte zu mir, ich würde ihn hier antreffen. Er kennt mich unter meinem alten Namen Memba. Wir wollten uns hier ansiedeln und eine neue Familie gründen.«

Jan zuckte zusammen.
Offenbar war es Memba, die sie bereits gefunden hatte.
Er stellte sich in die Tür.
Narashs Gesicht hellte sich auf.
Jan erkannte sie sofort.
Es war Memba, die zuerst den Weg zu ihnen gefunden hatte.

»Naham, kümmere dich um ihren Wagen und ihr Pferd. Wir haben eine Freundin zu Besuch.«,
rief er in das Haus und bat Narash herein.

Als Naham sie sah, bekam er grosse Augen. Das war der hübscheste Dämon, von dem er jemals gehört oder den er jemals gesehen hatte. Nun, gut, er hatte bisher nicht gerade viele Dämonen gesehen. Aber dennoch war sie atemberaubend. Sofort machte er sich auf den Weg, ihr altes Pferd zu versorgen.

Jan stellte die beiden Frauen untereinander vor.
Dann setzten sie sich an den Tisch.
Es gab viel zu erzählen.

Das heisse Gebräu, das Bina der Frau mit dem Namen Narash vorsetzte, schmeckte nicht nur gut, sondern baute sie auch gut auf und kräftigte ihren Körper.

»Mhm, das ist aber ein leckerer Tee, den du hier gebraut hast, Bina. Der hat es in sich. Offenbar bist du eine bessere Hagzissa, als Jan es uns bereits erzählt hat.«, meinte sie zu Bina und sah sie dabei lächelnd an.

Bina war verunsichert. Eine Hagzissa war sie. Eigentlich war das bisher immer eine Beleidigung gewesen, ein Angriff auf sie, bei dem sie stets Scham empfand. Doch so, wie es Narash nun zu ihr gesagt hatte, empfand sie es nicht mehr, als schlimm. Nein, sie war zum ersten Mal sogar stolz darauf, eine Hagzissa zu sein.
Sie lächelt nur zurück.

Als Naham wieder zurück kam, war er kaum mehr dazu in der Lage, Narash nicht immer nur anzusehen. Ihm war das peinlich. Aber diese Frau war ein Traum. Ihre schlanken Finger, die makellose Haut, die vollen Lippen und die grünen Augen, alles war mehr eine atemberaubende

Komposition, als nur eine einfache Frau.

Jan bemerkte seine Blicke natürlich und schüttelte nur mit dem Kopf. Aber es war besser, der junge Naham verlor sein Herz an einen Xyral, als sein Leben an die Bewohner seines Dorfes. Die bereiteten Jan inzwischen schon einiges an Kopfzerbrechen. Er hatte als alter Xyral recht viel Erfahrung mit Menschen. Angst, Vorurteile und Aberglaube waren immer wieder eine gefährliche und tödliche Mischung.

Leider hatte Narash keine Neuigkeiten über den Verbleib von Marsha und Püppi. Doch es war noch zu früh, um sich Sorgen zu machen. Sie mussten einfach abwarten, auch wenn ihnen die Zeit nicht dazu blieb.

Narash hatte in der letzten Zeit viel Schlimmes erlebt und Schreckliches durch machen müssen. Ihre Familie schien vernichtet. Freunde waren brutal ermordet worden. Die ständige Bedrohung war auch zehrend. Doch Narash liess sich nichts anmerken. Es war gut, dass sie in Lapilla in einem jungen Körper lebte. Dadurch war sie hier ein körperlich starker Xyral. Die kindliche Fantasie, sie loderte noch in ihr. Das konnte sicher nur gut für ihre Sache sein, da sie dadurch eine feste Hand beim Gebrauch des Xyralums hatte.

Den Rest der Nacht ruhten sie.

Es war eng in dem Haus geworden. Sie würden ein zweites Haus bauen müssen.

Jan hielt Wache. Er konnte sowieso nicht schlafen.

Es war sinnvoll, ein wenig die Augen offen zu halten.

Man konnte nie wissen, wer so alles in den Wäldern und im Moor unterwegs war.

Am Morgen brachen Narash und Naham ins Dorf auf.

Naham wollte die Dorfbewohner von Binas Haus ablenken. So wollte er angeben, dass seine beiden Freunde ohne ihn aufgebrochen waren, um in die entfernte Stadt Sonnenfeld zu gelangen. Sie wollten Ausschau nach einer ebenso hübschen Frau halten, wie Narash es war. Naham dachte sich, dass die Dörfler ihm diese Geschichte abnehmen würden. Immerhin kannten sie die beiden jungen Kerle gut. Wenn es um schöne Frauen und billige Sauferei ging, dann schalteten sie ihr, ohnehin schon mässig vorhandenes Gehirn, gerne einmal auf Sparflamme.

Bina und Jan kümmerten sich um den Bau eines zweiten Hauses.

Wenn sie schon auf Marsha und Püppi warten mussten, dann sollte das ein nützlicher Zeitvertreib sein. Eigentlich hatten sie nicht die Zeit. Doch Jan wusste, dass er nur einen Gewinn erzielen konnte, wenn er gut durchdacht und Schritt, für Schritt, vorgehen würde.

Die Bewohner im Dorf waren erleichtert, als sie Naham erkannten.

Sie glaubten ihm seine Geschichte auch nur zu gerne und waren über die junge Frau überrascht, die Naham folgte. Das hatten sie ihm überhaupt nicht zugetraut.

So hatten sie etwas Zeit gewonnen.

Doch eine Hürde mussten sie noch nehmen.

Nahams Vater war gerade dabei, den Gasträum aufzuräumen, als er seinen Sohn in der Tür stehen sah.

»Lässt du dich auch einmal wieder bei mir blicken?«, rief er ihm mit tiefer Stimme zu und klang dabei durchaus ein wenig verärgert. »Ich hätte dich gestern hier gut brauchen können.«

»Hallo, Vater, ich hatte einen guten Grund, nicht hier zu sein.«, gab Naham zurück und zog Narash ein wenig zu sich, in den Türrahmen.
Als sein Vater die junge Frau sah, musste er sich verlegen räuspern.

»Fürwahr, du Tölpel, wenn das kein guter Grund ist, dann mögen mich die Waldschräte holen. Ja, willst du mich denn nicht vorstellen, du elender Mechtewicht (*in Terra: Tölpel, Taugenichts*)?«

Nahams Vater schob seinen dicken Bierbauch hinter einem schweren Holztisch hervor und schaukelte beiden entgegen. Er war ein grosser und schwerer Mann mit einem guten Riecher für Menschen. Das brachte sein Beruf eben so mit sich. Allerdings haftete an ihm auch immer der Geruch von abgestandenen Bier und kaltem Tabakrauch.

»Das ist Narash, Vater. Narash, das ist mein Vater.«, stellte Naham beide vor.

»Es ist mir eine Freude, Narash. Die Leute hier im Dorf und meine Freunde nennen mich Wolf. Kommt doch herein.«, meinte Nahams Vater und lachte dabei unsicher und übertrieben laut.

Sie setzten sich an einen der vielen Tische, während der Vater die Theke putzte.

»Wo hast du nur dieses Vögelchen gefunden, Naham? Sie ist nicht von hier, richtig?«

»Wir sind uns im Moor begegnet, Vater. Sie war mit ihrem Pferdewagen ganz alleine auf dem Weg in die Stadt, um dort zu handeln.«, log Naham.

Sein Vater hörte ihm aufmerksam zu und sah in dabei ziemlich scharf an.

»So, im Moor also. Das ist nicht gerade eine sichere Umgebung für eine junge Frau.«

»Nein, das ist es nicht. Wir sind bei Bina gewesen, als es Nacht wurde.«

»Bei dieser Hagzissa? Du meine Güte, mein lieber Sohn, wie kannst du nur bei dieser wunderlichen Frau einkehren. Mich wundert es, dass sie euch nicht gleich mit ihrer Armbrust erschossen hat...oder zumindest den Hintern versohlt. Zeig nur rasch, hat sie dir den Riemen in der Hose gelassen?«, rief Wolf aus.

Narash musste lachen.

»Junge Frau Narash, ihr müsst da nicht lachen. Diese alte Hagzissa ist verrückt. Niemand wohnt freiwillig alleine im Moor. Man sagt, dass sie oft die Moorgeister zum Essen einlädt.«

»Ach, lieber Wolf, das ist doch nicht wahr. Bina ist eine wirklich liebe und reizende Frau. Ich denke mir, dass ich sogar eine Weile bei ihr bleiben werde. Naham hat mir angeboten, dort ein kleines Haus zu bauen.«

»So, hat er das, dieser elende, faule Sack?!«, brummte Wolf und lachte plötzlich laut auf. »Wenn

dir dieser Kerl ein Haus bauen will, dann pass nur gut auf, liebe Narash, dass er die Dachbarren nicht versehentlich vergisst.«

Wolf lachte laut weiter und hielt sich dabei seinen dicken Bau.

Naham sah ihn verärgert an.

Narash schmunzelte und hielt Naham beruhigend den Arm.

»Dein Sohn wird das schon schaffen, Wolf. Davon bin ich überzeugt. Er ist ein guter Sohn. Ihr solltet wirklich stolz auf ihn sein.«

»Nun, junge Frau, wenn du das sagst und meinst...«

Wolf wischte sich seine tränenden Augen und arbeitete weiter an seiner Theke.

»Deine beiden Freunde, sie sind in der Stadt, wie?«, meinte er dann.

Naham und Narash sahen sich beide kurz an.

»Ja, dort wollten sie jedenfalls hin. Sie waren auf Narash eifersüchtig und gönnten es uns beiden nicht, dass wir uns auf Anhieb so gut verstanden.«

»Dann wollen wir hoffen, dass sie beide lebend dort angekommen sind. Das Moor kann tückisch sein.«, meinte Wolf und sah dabei seinem Sohn direkt ins Gesicht.

»Sie waren schon oft dort. Sie werden es schon schaffen.«

»Man hört Unheimliches von den Gästen. Dort sollen seltsame Kreaturen ihr Unwesen treiben. Nur eine Frau vom Schlag Bina hält es im Moor aus. Willst du es dir denn nicht noch einmal überlegen, Narash? Wir finden sicher auch hier im Dorf eine gute Bleibe für dich.«, bot Wolf an.

Doch Narash schüttelte nur mit dem Kopf.

»Das ist sehr freundlich von dir, Wolf. Doch ich bin in der Ruhe des Waldes aufgewachsen. Mein Vater hatte weite Ländereien, und Bina ist eine sehr gute Frau. Ich habe es ihr bereits versprochen, ihr Gesellschaft zu leisten. Zwei Frauen ist besser, als nur eine Frau.«

»Na, wenn du das meinst. Dann solltet ihr euch aber noch gehörig stärken, ehe ihr wieder aufbrecht.«, meinte Wolf nun wieder etwas besonnener.

»Manda!? Maaanda?!!! Wir brauchen zwei grosse Teller Eintopf hier hinten!«, liess Wolf seine Stimme plötzlich lautstark aus sich heraus donnern, so dass die zierliche Narash in sich zusammen zuckte. Sie sah Naham fragend an.

»Manda ist unsere Küchenfrau. Sie hilft uns hier mit der Gastwirtschaft, seit Mutter tot ist. Ohne sie würde hier wohl nichts richtig laufen.«, erklärte Naham und warf seinem Vater einen verächtlichen Blick zu.

Dieser sah sie zunächst verdutzt an, lachte dann aber erneut so sehr laut, dass er sich wieder seinen Bauch halten musste.

Narash war von diesem Mannsbild fasziniert. Genau so hatte sie sich immer einen alten Gastwirt vorgestellt. So grob und laut wie er auch war, so herzlich und warmherzig war er auch. Naham konnte stolz auf seinen Vater sein.

Doch jetzt und zusammen mit ihr, da war Naham sein Vater eigentlich nur peinlich. Er wollte mit ihr angeben und stellte nun fest, dass sein Vater eben ein wirklich echter Gastwirt war. Er resignierte offenbar, da er nur noch still am Tisch sass und auf seinen Eintopf wartete.

Als nach einer Weile Manda mit den zwei riesigen Holzschalen in die Gaststube kam, freute sie sich, dass Naham wieder zurück war.

Manda war eine recht ausladende Bauersfrau mit riesigem Hintern, riesigen Brüsten und mehr Barthaaren im Gesicht, als sie Naham in seinem Gesicht ausmachen konnte.

Manda beachtete Narash kaum und warf sie fast vom Stuhl, als sie die Schalen auf den Tisch stellte. Dann drehte sie sich ganz plötzlich und unerwartet zu Narash um und gab ihr einen warmen und extrem feuchten Kuss mitten ins Gesicht.

»Dich hätte ich ja fast übersehen, Kindchen. Wer bist du denn?«, fragte sie Narash und sah sich die junge Frau ganz aus der Nähe an.

»Manda kann nicht mehr gut sehen, Narash. Aber sie kocht, wie ein Göttin und kann richtig zu langen, wenn einem betrunkenen Gast ihr Essen nicht schmecken mag.«

Wolf musste wieder laut lachen, als Manda an ihm vorbei schaukelte.

Er gab ihr einen lauten Klaps auf das Hinterteil, das man auch nach etlichen Bieren zielsicher finden konnte und drehte sich sogleich weg von ihr. Er kannte seine Manda eben gut. Diese quietschte laut auf und dreht sich zu ihm, um ihm eine kräftige Ohrfeige zu geben. Doch er war natürlich schneller und konnte sich vor Lachen kaum mehr auf den Beinen halten.

»Ist immer so eine ausgelassene Stimmung bei euch?«, warf Narash kritisch ein und versuchte sich ihr Gesicht ein wenig abzutrocknen.

Dann kümmerte sie sich um ihren Eintopf und das riesige Stück Brot, das neben der Suppe auf dem Tisch lag. Beides sah nicht sehr einladend und sogar fast zum Ekeln aus. Doch nach ein paar vorsichtigen Versuchen stellte Narash überrascht fest, dass Naham wirklich nicht übertrieben hatte. Der Eintopf war vorzüglich und das Brot sogar noch ein wenig warm vom Ofen.

Beide assen hastig. Ihnen tat das zünftige Essen gut. Die viele frische Luft hatte sie hungrig gemacht, was sie jedoch erst beim Essen bemerkten.

»Wir wollen auch bald wieder aufbrechen. Noch vor dem Einbruch der Dunkelheit wollen wir wieder bei Bina sein. Man muss das Moor und seine Gefahren nicht mehr heraus fordern, als es unbedingt notwendig ist.«, meinte Naham nach dem Essen und sah zu seinem Vater, der

inzwischen damit beschäftigt war, ein volles Bierfass an zu schliessen.

»Dich zieht es schon wieder in das Moor? Du weisst, dass ich nicht viel davon halte, Naham. Ich kann dich hier in der Schenke gut gebrauchen. Es ist nicht gut, dass ihr beiden jungen Leute euch so viel bei den wirren Menschen herumtreibt.«

Narash war aufgebracht.

»Bina ist doch nicht wirr im Kopf. Ein Wolf könnte viel von ihr lernen.«, protestierte sie.

»Ist das so, junge Dame? Es ist wohl auch so ungemein vernünftig, als Frau ganz alleine in der Wildnis zu leben. Ja, ich verstehe, was ihr meint...«, wurde Wolf sarkastisch.

»Vater, darum geht es doch überhaupt nicht. Ich bin froh, andere Menschen kennen zu lernen. Nichts gegen die Leute hier im Dorf. Aber ich bin jung. Es zieht mich zu den unbekanntem und neuen Dinge auf der Welt. Ohne diesen Drang hätte ich nie eine solche Frau wie Narash kennen gelernt. Überlege doch, du warst doch auch einmal jung.«

Wolf sah seinen Sohn verärgert an.

»Ich bin noch jung! Nur das wir uns beide in dieser Sache richtig verstehen. Jung und knackig!«

Dann liess Wolf seine grobe Lache wieder lautstark durch das Haus erklingen. So ganz unrecht hatte er nicht. Das wussten die Narash und Naham gut. Doch sie hatten keine Zeit, um ein friedliches Leben im Dorf zu leben. Sie hatten einen Auftrag. Jan wartete auf sie und benötigte ihre Hilfe.

»Wir brechen gleich auf, Vater. Du musst dich wirklich nicht um uns sorgen. Bald werde ich wieder hier sein, um dir zu helfen.«, setzte Naham nun deutliche Akzente und stand vom Tisch auf.

»Du bist alt genug, mein Sohn. Aber wenn du tief im stinkenden Mist steckst, dann wirst du an mich denken. Dann werde ich nicht da sein, um deinen hässlichen Kopf zu retten. Ich hoffe, das ist dir klar.«, brummte ihm sein Vater an und furzte dabei laut, als wollte er damit das Gesagte frisch signieren.

Damit war die Sache entschieden.

Sie brachen wenige Minuten später auf, um wieder zu Bina zurück zu kehren. Ihre Mission in Dorf war erfüllt.

Sie konnten jetzt nur hoffen, dass die Dorfbewohner und vor allem Vater Wolf nicht so schnell Verdacht schöpfen würden. Ein Besuch bei Bina, er würde alles im Dorf verändern.

Da waren sich Narash und Naham sicher.

Als Narash und Naham beim Haus von Bina ankamen, war die Dämmerung bereits angebrochen. Man konnte an dem Bauplatz vor Binas Haus bereits ganz gut erkennen, dass dort ein Haus entstehen sollte.

Bina bereitete gerade das Abendessen zu.

Naham erkannte nur Jan und einen weiteren Mann an dem Bauplatz.
Gerade als er Jan zum Gruss etwas zurufen wollte, kam ein geradezu riesiger Hund mit lautem Gebell auf ihn zu gestürmt.

»Wa... Was...?!«, rief Naham erschrocken aus und stellte sich schützend vor Narash.

»Ganz ruhig, Naham. Das ist doch nur der gute, alte Püppi.«, meinte sie und begrüßte den Hund, der gerade vorbei an Naham preschte und die junge Frau dann fasst umwarf.

Sie sprach in der gemeinsamen Sprache der Xyräle und der Hunde mit ihm.
Naham sah sie erstaunt an und konnte es kaum fassen, dass Püppi sie offenbar tatsächlich verstand.

Jan und der andere Mann hatten sie inzwischen natürlich auch schon bemerkt und kamen mit einem strahlenden Lachen im Gesicht auf sie zu.

»Schön, dass ihr wieder da seid. Konnte ihr die Dorfbewohner beruhigen?«, meinte Jan zu Naham und umarmte ihn, während der andere Mann Püppi etwas zu rief.

Sofort liess Püppi von Narash ab und kam zu seinem Herrn.

»Ja, ich denke sie sind für ein paar Tage ohne Sorge.«, antwortete Naham.

»Darf ich dir Marsha vorstellen?«, meinte Narash daraufhin zu ihm und zeigte auf den fremden Mann, der kräftig gebaut und etwas jünger als Jan war.

»Was? Ich dachte Marsha sei eine Frau gewesen?«, entgegnete Naham verunsichert.

»Ja, das war ich auch in Terra und in Karakum. Doch in deinem Erdäum, da bin ich ein Mann. Man nennt mich hier Talim. Ich bin ein Bewacher für Kaufleute, die auf Reisen durch das Land sind.«, stellte sich Marsha vor und klärte die Situation auf.

»Und Püppi ist überall und immer unser Püppili.«, ergänzte Narash und freute sich unheimlich darüber, dass sie sich alle gesund und munter wieder gefunden hatten.

Naham wusste nichts von dem Verlust ihrer Familie und der schmerzlichen Ungewissheit zu dem Leben von ihrem Vater und ihrem Bruder.

»Püppili? Jetzt spinnt Narash völlig, oder? Was meinst du, Talim?«, lachte Jan und nahm die kleine Gruppe langsam mit zum Haus.

Die Stimmung war gut und die Freude gross.

Viele Menschen waren der Meinung, dass aufgekommene Ausgelassenheit und überschwängliche Freude niemals so intensiv von Menschen empfunden würde, wie in deren schlimmsten und finstersten Zeiten. Offenbar war das bei unserer kleinen Gruppe hier im Erdäum Lapilla ebenso.

Es braute sich in den parallelen Welten ein Unheil und ein Krieg zusammen, den es in dieser rohen und brutalen Form noch nie zuvor gegeben hatte. Es war eine innere Auseinandersetzung,

aus der niemand entkommen konnte. Sie konnte die Träume und Gedanken der Menschen besetzen, sie vernichten und töten, ganze Erdäen auslöschen und sie in ein Nichts auflösen.

Während sie die Armee der Schatten und die abtrünnigen Xyrale immer weiter ausbreiteten und die Position der Föderation im Sein festigten, war hier eine kleine Gruppe begabter Menschen, Xyrale und ein Hund, die sich dieser Übermacht mit Vehemenz und Mut entgegen stellen wollte. Vielleicht waren es ihre letzten Stunden der Ausgelassenheit, bevor man sie hier in Lapilla entdecken würde und wiederfand.

Es gab ein schwach scheinendes Licht der Hoffnung in Binas Haus. Diese unscheinbare und rätselhafte Kugel, sie schwebte weiterhin in der Luft und rührte sich nicht.

Doch sie war da. Immer war sie da.

Manchmal schien es, als würde sie dort geduldig ausharren, um auf etwas zu warten. Inzwischen schenkte ihr kaum jemand aus der Gruppe noch Beachtung. Die Menschen vergessen die Anwesenheit von etwas immer schnell, wenn sie es nicht permanent mit ihren Augen sehen können. So dachte bald niemand mehr an das Licht der Hoffnung.

Zu beschäftigt waren die Menschen unserer kleinen Gruppe damit, sich kennen zu lernen, das neue Haus zu bauen und das Trainingslager zu planen.

Fast schien es so, als wollte sie alles vergessen, den Krieg, die Bedrohung und die Umbrae Mortis.

Vielleicht war alles auch nur einfach ein schlimmer Traum gewesen, nur eine verrückte Geschichte. Zu gerne hätte man ihnen ihre kleinen Augenblicke der Unbeschwertheit gelassen, Lapilla einfach vergessen und die Erinnerungen an dieses Erdäum einfach gelöscht.

Doch was wäre dann aus uns geworden?

»Das Xyralum« und anderen Büchern kannst Du ebenfalls kostenlos auf <http://www.yberseh.de> herunterladen. Wenn Dir das Buch gefallen hat, dann sei so nett und empfehle es Deinen Freunden weiter.